c

Hohenzollern und Welfen.

Historisch-politischer
Roman aus der Gegenwart
in 3 Abtheilungen

von

Edmund Hahn.

Motto: Ne quisquam Ajacem possit
superare nisi Ajax. —s

II. Band.

Würzburg.
Verlag von **F. A. Julien.**
1868.

II. Abtheilung.

König Ernst August von Hannover und sein Hof.

Capitel I.

Ein Glückstag.

Für den Glücklichen eilt die Zeit wie im Fluge dahin, auch der Herzog von Cumberland behauptete im Frühjahr 1819, noch niemals sei ihm ein Winter so schnell entschwunden, als der letzte, und doch, wenn er zurückblickte, schien er für ihn so lang, weil er so inhaltsreich, so voll von einem Glück war, an dessen Zauber er früher niemals geglaubt, ja von dem er kaum eine Vorstellung gehabt hatte.

Bei Hofe war der Herzog in diesem Winter selten erschienen, er ging nicht gern ohne seine Gemahlin und diese fühlte sich glücklicher daheim. Die beiden Töchter des Kö-

nigs, welche noch unvermählt waren, gehörten noch in die Kinderstube, die älteste, Prinzessin Charlotte, lebte als Gemahlin des Großfürsten Nicolaus in Petersburg, und mit der Prinzessin Wilhelm ging die Herzogin von Cumberland wenig um. Die Erstere bewunderte die schöne geistreiche Friederike, von welcher sie hoch geachtet wurde, aber beide waren durchaus verschiedene Naturen. Die Prinzessin Wilhelm nannte Goethe's Schriften unmoralisch, die Herzogin von Cumberland bewunderte sie, und hatte, als sie durch Weimar kam, sich den Dichter vorstellen lassen und ihn später zum Thee eingeladen. Ihre älteste Tochter Friederike war seit Kurzem an den Herzog von Anhalt-Dessau vermählt, also hatte das Leben am Hofe des wortkargen Königs von Preußen keinen großen Reiz für die lebhafte Herzogin. Desto angenehmer wußte sie ihr eigenes Haus zu machen, indem sie nicht nur die jüngeren Mitglieder der preußischen Königsfamilie oft bei sich sah, sondern jede Woche zwei Mal alle hervorragenden Persönlichkeiten Berlins, die ihr vorgestellt worden waren. Man fand im Salon der liebenswürdigen Herzogin neben Prinzen und Prinzessinnen, auch die Männer und Frauen, welche sich durch Geist und Talent berühmt gemacht hatten, oder solche, deren Unterhaltung interessant war, weil sie von weiten Reisen kamen.

Obgleich der Herzog von Cumberland sehr oft ganz offen bekannte, daß er kein Mann der Wissenschaften sei und niemals Lust gehabt habe, sich als Dilettant in irgend einem Zweige der Kunst zu versuchen, erfreute es ihn doch sehr, wenn er sah, daß große Celebritäten dem Geiste und der Belesenheit seiner Friederike aufrichtig huldigten. Er liebte

Musik und verstand sie besser zu schätzen als Mancher, der lange Vorlesungen darüber hält; gab er sein Urtheil über eine Tondichtung oder ein Drama ab, so traf der Herzog, mit richtigem Gefühl und gesundem Menschenverstande reichlich begabt, stets den Nagel auf den Kopf. Bei seiner Meinung blieb er dann und ließ sich weder durch Zeitungslob oder Tadel, noch durch den Ruf eines Autors zu einer anderen Ansicht bringen. Ein Freund der Geselligkeit, fehlte er an solchen Abenden niemals in dem Salon seiner Gemahlin, auch besuchte er gern mit ihr die Oper. Das Ballet war ihm langweilig.

Die Finanzen des Herzogs von Cumberland waren damals nicht in der besten Ordnung, obgleich er, im Verein mit seiner Gemahlin bemüht gewesen war, einiges Licht in das Chaos zu bringen. Herzog Ernst August vermochte nicht zu sparen. Sein Vater, der König, hatte ihn so lange in Abhängigkeit gehalten, daß er, wie er endlich eine anständige Summe zu freier Disposition gehabt hatte, meinte, er könne damit London kaufen. Die Herzogin brauchte wenig für sich, fühlte sich aber aus reiner Herzensgüte stets geneigt, wohl zu thun. Ihr Ruf, eine wohlthätige Dame zu sein, brachte ihr ein ganzes Heer von Bittstellern in das Haus, von denen sie selten einen gehen ließ, ohne seinen Wunsch wenigstens zur Hälfte zu erfüllen. Die Apanage, um welche der Herzog beim Parlament für seine Gemahlin angesucht hatte, war ihm abgeschlagen worden. Er mußte sparen und lernte es nach und nach.

In der Welt will Alles gelernt sein, sogar sparen und schenken! Die Herzogin hatte in Berlin die mecklenburgische

Sitte, ihre Kinder und Untergebenen zu Weihnacht mit dem Julklapp zu erfreuen, abgelegt und zündete ihnen jedes Jahr den mit goldenen und silbernen Früchten geschmückten Tannenbaum an. Der Herzog fand ebenfalls diesen Gebrauch sehr freundlich, nur bestand er scherzend darauf, daß, wenn er bei seiner Friederike den Tannenbaum besehn, und zu seinem Thee berliner Weihnachtsstriezel gespeist habe, sie hierauf mit ihm am fünfundzwanzigsten Dezember, als am englischen Christmas-day, in seinem Zimmer mit ihm am hellflammenden Kamin sitzen und zum Diner Roastbeef und Plumpudding kosten müsse. Unter andern weiblichen Liebenswürdigkeiten besaß die Herzogin auch die, wenig zu essen, und zwar nur. leichte Speisen, wie sie Byron den Frauen empfiehlt. Doch geschah dies keineswegs aus Ziererei, sondern weil sie sich dabei am Besten befand.

Als der Herzog am Christabend 1818 in der Dämmerung in das Wohnzimmer seiner Gemahlin trat, sagte er etwas verstimmt: „ich hoffe, Du beschenkst mich nicht allzu reich, meine theure Friederike, denn da ich, mit Deinem Willen, ja, auf Deinen klugen Rath von meinen nicht großen Einnahmen noch Abzahlungen mache, so bin ich eben ein armer Mann, und nur mein guter Wille, Dich zu erfreuen, kann meinen kleinen Gaben einigen Werth verleihen."

„Alles, was von Dir kommt, theurer Ernst, hat unschätzbaren Werth für mich. Wie kann ich Deine große Liebe jemals vergelten, wie können meine Kinder —".

„Still davon, wer sollte so hübsche Geschöpfe, welche Dir ähnlich sind, nicht lieb haben?"

„Ich habe aber doch ein Geschenk für Dich, von hohem Werthe, wenn Gott es uns läßt, ich darf hoffen im nächsten Frühling Dir ein Kind in die Arme zu legen."

Der Herzog war so bewegt, daß ihm die Thränen in die Augen traten.

„Wenn es ein Sohn wäre, Friederike, welch ein Glück! Doch jedes Kind, welches Dich Mutter nennt, ist für mich ein Juwel, und eine kleine Prinzessin Friederike von Cumberland soll mir nicht minder unwillkommen sein, als ein Sohn."

„Es scheint, daß Cambridge, Kent und Clarence auch hoffen, mit Söhnen erfreut zu werden!"

„Es ist gewiß. Adolf's Hoffnungen kümmern mich wenig!, ich gönne ihm alles Glück. Auch Kent und dem guten Clarence. Die junge Adelheid und der alte Clarence, hahaha, ein seltsames Paar! Wenn sie ihm treu ist, wird sie nicht viel Kinder bekommen. Was die Herzogin von Kent betrifft, diese ächt Coburgische Schönheit, eine gemalte Schönheit, so —"

„Bitte, bester Ernst, Du hast ein Vorurtheil gegen alle Coburger."

„Durchaus nicht, ich achte den Prinzen Leopold, was aber die andern betrifft, so habe ich gegen sie nur die Abneigung, welche ich gegen Jeden hege, der sich mit unberechtigtem Ehrgeiz trägt. Wer ohne glänzende Geistesgaben ist, eben nichts als nur: schön, der muß nicht über die Stelle hinaus wollen, auf welche ihn die Vorsehung gesetzt hat. Wie sehne ich mich jetzt nach dem Frühling! Bei Jupiter, ich wollte ich hätte gleich dem Wallenstein einen Seni zur

Seite, der mir sagte, welche von den vier englischen Herzoginnen die Mutter des künftigen Thronerben von England sein wird."

„Ich hege solche Wünsche nicht mehr, einmal that ich aus frevelnder Neugier einige Fragen an eine Heidin, von deren übernatürlichen Gaben ich gehört hatte. Die Hälfte ihrer Prophezeiungen ist eingetroffen, — ich kann nicht wünschen, daß auch die zweite in Erfüllung geht. Dann würde das Schicksal unserer Enkel kein glückliches sein!"

Der Herzog fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er trübe Gedanken verscheuchen, dann sagte er: „Freuen wir uns denn der Gegenwart, und befehlen wir die Zukunft dem Herrn der Herren!"

Im Mai, als die Rosenbäume mit Knospen übersät waren, als Syringa und Goldregen die Gärten schmückten, zeigte sich die Herzogin nur noch dann und wann am Arme ihres Gemahls, um im Thiergarten eine Promenade zu machen; diese Spaziergänge liebte der Herzog sehr und sprach noch oft davon in den letzten Jahren seines Lebens.

Am siebenundzwanzigsten Mai herrschte in dem Palais des Herzogs von Cumberland große Unruhe. Die Herzogin war nicht, wie gewöhnlich, gesund und heiter aufgestanden, denn sie sah ihrer Entbindung entgegen. Die berühmtesten Aerzte Berlins waren vom Herzoge in das Palais beschieden worden. Ernst August ging in höchster Unruhe auf und ab, und versicherte, er wolle lieber mitten im Schlachtgetümmel kämpfen als solche Angst ausstehen.

Alle im Schlosse nahmen den lebhaftesten Antheil an dem Zustande der hochgeliebten und verehrten Herzogin.

Nur der siebenjährige Prinz Karl von Solms=Braunfels jubelte in seinem Gemache und erzählte seiner Bonne, sein guter Papa habe ihm erzählt, der Storch würde ihm bald ein Brüderchen oder Schwesterchen bringen, und zwar eins, das für Karl eine große Festung mit tausend Soldaten bei sich trage.

Der Herzog wollte seiner Gemahlin Trost zusprechen, allein sie liebte es nicht, sich ihm anders als heiter zu zeigen. Er blieb in seinem Arbeitszimmer und betete aus Herzensgrunde.

Er vernahm, in Andacht vertieft, nicht das Geräusch im Zimmer der Herzogin. Als die Glocke die fünfte Nachmittagsstunde verkündete, unterbrach die alte Christiane, die zu allen Stunden erscheinen durfte, des Herzogs Andacht und winkte ihm mit fröhlichem Gesicht.

„Die gnädigste Frau wünscht Höchstdieselben allein zu sprechen", flüsterte sie, „aber leise auftreten, königliche Hoheit."

„Als der Herzog mit pochendem Herzen bei seiner Gemahlin eintrat, lächelte sie, bleich aber holdseliger als jemals und sagte: „theurer Ernst, sieh hier Deinen Sohn!"

„Bitte, bitte, rede nicht. Habe Dank, angebetete Frau. Ein herrlicher Junge, möge er Deine Schönheit und Liebenswürdigkeit als Muttertheil mit auf die Welt gebracht haben. Helfe Gott, daß ich einen Mann von Charakter an ihm erziehe."

Als Ernst August zehn Tage später seinen Morgenbesuch bei der Wöchnerin abstattete, sagte er heiter: „Gott Lob, die verhängnißvollen neun Tage sind glücklich vorübergegangen. Du bekommst schon wieder blaßrothe Wangen

und der Bursche schreit bereits als commandire er ein Regiment; greift diese Musik Dich nicht an?"

„Durchaus nicht, ich habe mir den lieben Kleinen bringen lassen, jetzt ist er ja schon still, er weiß zu schweigen, wenn sein Papa spricht."

„Ich habe wichtige Nachrichten aus England. Die kleine Tochter der Herzogin von Clarence ist gestorben, Adolfs Sohn zählt nicht mit und unsere Schwester, die Herzogin von Kent, ist am vierundzwanzigsten Mai Mutter einer Tochter geworden, folglich hältst Du, meine geliebte Friederike, einen Prinzen in den Armen, der wahrscheinlich dereinst König von Hannover wird. Georg soll er heißen!"

„Ich möchte ihn lieber Ernst August nennen!"

„Sehr verbunden für dieses Compliment, aber diesmal, mein Engel, mußt Du nachgeben, obgleich ich sonst in Allem Dein Mutterrecht respectiren werde. Georg Ernst August meinethalben, aber hoffentlich wird er sich dereinst Georg V. schreiben können. Wenn doch das Parlament das salische Gesetz annähme! Doch immerhin ist es kein übles Loos, König von Hannover zu sein. Im Grunde gefällt es mir im Stammschloß der Welfen doch noch besser als in Windsor. In England regiert das Parlament, in Hannover der König!"

Capitel II.

Ein glückliches Kind.

Berlin ist reich an reizenden Kindern, man braucht nur unter den Linden und im Thiergarten zu promeniren, auf allen Pfaden erblickt man Kinder in jedem Alter, deren natürliche Schönheit durch sorgfältige Pflege und elegante Kleidung noch mehr gehoben wird. Als das liebenswürdigste Kind Berlins pries man den kleinen Prinzen von Cumberland, und in Wahrheit man sah nicht nur einen schönen Prinzen, sondern einen reizenden Knaben.

Stundenlang beschäftigten sich seine Eltern mit ihm, sein Halbbruder Prinz Karl spielte lieber mit Georg, als mit älteren Kameraden, und der Kleine zeigte sich für jeden Liebesbeweis erkenntlich.

Schon früh merkte sich das Kind jede Melodie und sang sie nach mit lieblicher Stimme. Sein Vater sprach Englisch mit ihm, seine Mutter Deutsch. Später erhielt er eine Französin zur Bonne und redete schon im frühen Knabenalter geläufig drei Sprachen, ohne daß seine blühende Gesundheit darunter litt.

Im October 1821 hielt König Georg IV. seinen feierlichen Einzug in Hannover, das er zum Erstenmal in seinem Leben besuchte.

Der Herzog von Cumberland war mit seiner Gemahlin und seinem Sohne nach Hannover gereist, um seinen königlichen Bruder zu begrüßen.

Der König war in Herrenhausen abgestiegen, der Herzog von Cumberland im Fürstenhofe, den später Georg V. als Kronprinz bewohnte. Die beiden Prinzen von Cumberland und Cambridge wurden von ihren Eltern dem Könige zugeführt, der großes Wohlgefallen an den Knaben fand. Dem König gefiel es in Herrenhausen so gut, daß er versicherte, er würde mit Vergnügen immer in Hannover leben.

Ernst August lachte, Georg IV. sagte ebenfalls lachend: „Warum denn nicht, die guten Hannoveraner lieben mich viel mehr als die Engländer. Ich würde ihre Stadt zu einer königlichen Residenz erheben, Glanz verbreiten, ihnen die alten guten Zeiten wieder bringen, wo unser Urgroßvater und Großvater hier residirten. In London ist es kaum zu bemerken, ob ich da bin oder in Windsor oder — gar nicht in England. Die Illumination hat mir gestern Abend wahrhaft Freude bereitet, allerdings hatte ich die schöne Herzogin von Cumberland neben mir im Wagen sitzen. Land und Leute gefallen mir, die Waldungen, die reinlichen Bauerhöfe, mit einem Wort, ich fühle mich heimisch hier, glücklicher wie seit langer Zeit.“

„Und Wittwer bist Du auch, Bruder Georg. Ich erlaube mir, Ihrer Majestät mein tiefstes Beileid auszusprechen.“

„Immer noch der alte Spötter, nie ohne Sarkasmus. He, was sagst Du, einst wilder, jetzt am seidenen Band geführter Cumberland, wenn ich mich wieder vermähle? es könnte Deinem schönen Jungen die Königskrone von Hannover kosten.“

„Darüber bin ich ruhig,“ erwiederte der Herzog, „eine

katholische Prinzessin darfst Du nicht heirathen und unter den lutherischen ist gegenwärtig keine zu haben, die Ihrer Majestät gefallen dürfte. Wir Brüder haben schon alle kleinen deutschen Prinzessinnen weggeheirathet, nur unser Vetter von Preußen hat noch eine hübsche Tochter, aber bei Jupiter, Georg, ich halte ihn für einen Vater, der nur an das Glück seiner Kinder denkt."

Der König lachte laut, er nahm seinem Bruder Cumberland nichts übel.

In den letzten Tagen des Octobers trat der König seine Rückreise über Göttingen an, wo er sich einen Tag aufhielt. Er besuchte die Bibliothek und das Reithaus, wohin ihn die Universitätsprofessoren geleitet hatten. Hier wurde der König durch eine Anzahl von Studenten empfangen, welche prachtvolle spanische Rittertracht angelegt hatten. Sie ritten ein Karoussel mit soviel Grazie und Geschicklichkeit, daß der König dem Grafen Fugger, der an der Spitze dieser Reiter stand, mehrmals versicherte, das sei das Schönste, was er jemals im Leben von Reitkunst gesehen habe. Später richtete der Rector der Universität, Dr. Pott, an den König eine feierliche Anrede, worauf Georg IV. in huldvollster Weise antwortete. Der Student aber, welcher im Namen seiner Commilitonen dem Landesherrn einen Hymnus in deutscher Sprache überreichte, war einer der fleißigsten und talentvollsten Studenten der Universität, Ernst Hartwig.

Als Georg IV. seinem Bruder Ernst August beim Abschiede die Hand schüttelte, sprach er: Ernst, ich fürchte ich sehe das liebe Hannover nicht wieder. Ich fühle mich älter

als meine Jahre, Du wirst mich wohl bald einmal in England besuchen, für das Du doch stets die größte Theilnahme hegst."

„So ist es, mein König. Ich liebe Deutschland, bin ich doch der Sohn einer deutschen Mutter, der Abkömmling der Welfen, dennoch bin ich insofern Engländer, als ich niemals die Insel vergessen kann und die See, welche mir das Wiegenlied rauschte. Ich will nicht sagen, daß ich Alles lobe, was Englisch ist, aber wenn ein Anderer England tadelt, verspüre ich stets Lust ihn zu Boden zu schlagen, und keinen Gesang der Welt hör' ich so gern als „Rule Britannia", und seinem Sarkasmus nachgebend, fügte er hinzu, ich höre es so gern als: „God save the King".

„Bis Du selbst König sein wirst, dann wirst Du das letztere vorziehn! Sage mir nur, Georg, warum ich mich in Herrenhausen und in Hannover sogleich daheim fühlte und in Windsor nie ganz?"

„Sehr natürlich! Herrenhausen und das Schloß zu Hannover haben unsere Väter gebaut. Schloß Windsor mahnt uns stündlich an andere Dynastien, denn bald begegnet uns ein Bau aus den Zeiten der Plantagenets, bald das Portrait eines Tudor oder Stuart. Stuarts können wir uns eigentlich nur mit halbem Recht nennen, wie die Habsburger, welche eigentlich Lothringer heißen, in England sind wir also gewissermaßen keine alte Dynastie. In Hannover aber erinnert uns jeder Stein in den alten Schlössern an unsere Ahnen, hier sind wir die Söhne der Welfen, deren Leben und Wirken jedes deutsche Kind kennt. Meiner Ansicht nach waren Englands größte Könige aus dem Stamme

der Plantagenets, und Harald, der letzte der Sachsenkönige, mehr werth als alle Stuarts und Tudors zusammen!"

„Du magst recht haben, Ernst!"

„Und, wie geht es dem kleinen Mädchen? Ich meine die Prinzessin Victoria, Kents Töchterchen?"

„Gut, so viel ich weiß. Ihre sittenstrenge Mutter zeigt sie mir nicht oft, obgleich ich dem dritthalbjährigen Kinde kein böses Beispiel geben würde."

„Gewiß nicht, Niemanden!"

„Bringe ich es an Jahren so hoch wie unser in Gott ruhender Herr Vater, dann will ich Victoria von Kent an ihres Vaters Statt vor dem Altare an Georg von Cumberland vergeben, damit Hannover niemals von England getrennt wird."

„Das läßt sich hören," sagte der Herzog. „Ich wünschte auch, daß Hannover und England stets vereint blieben, aus vielen Gründen!"

Herzlich umarmten sich die Brüder beim Abschiede, der ältere um nach England zu reisen, der jüngere um mit seiner Gemahlin und dem Prinzen Georg nach Berlin zurückzukehren.

In beglückender Häuslichkeit, aber mit dem Glanze, den sein Stand erheischte, lebte der Herzog von Cumberland fortan wieder in Berlin, doch reiste er von Zeit zu Zeit doch immer wieder nach seinem Vaterlande, und nahm seinen Sitz im Oberhause als Peer von England ein.

Mit seinen Brüdern lebte er im besten Einvernehmen, für die Herzogin von Clarence empfand er, als er diese Dame näher kennen lernte, aufrichtige Hochachtung und

knüpfte mit ihr (Adelaide von Sachsen-Meiningen) ein geschwisterliches Freundschaftsband, das bis zum Tode dieser an Herzensgüte reichen Fürstin dauerte.

Die verwittwete Herzogin von Kent sah der Herzog von Cumberland selten, sie wich ihm, soweit es der Anstand zuließ, aus. Schon damals hegte sie mit Vorliebe Pläne, welche sie nicht vom Herzoge gekreuzt zu haben wünschte. In England hatte sie sich niemals recht eingewöhnt, obgleich die Religiosität der Engländer ihrer geistigen Richtung zusagte, obgleich sie schnell und mit Vorliebe sich englische Sitten und Gebräuche aneignete. Im Herzen blieb sie ihrer Familie ganz ergeben, sie liebte ihre Geschwister nicht sehr, denn sie waren der Herzogin nicht fromm genug, aber sie wünschte das Geschlecht der Coburger zu erhöhen über alle anderen Fürstengeschlechter Europa's.

In allen innern Angelegenheiten des Hauses ließ Herzog Ernst August seine Gemahlin frei schalten. Sie that selten Etwas, worüber sie von ihm nicht unbedingtes Lob empfing, niemals Etwas, daß der Herzog tadelte, dagegen vermochte sie in Bezug auf sein Benehmen als königlicher Prinz von Großbritannien und Irland und Mitglied des Oberhauses, nur selten seine Meinung zu ändern.

Ohne heftig zu werden, denn gegen sie, die er liebte, blieb er immer sanft, gab er auf ihre Bemerkungen stets dieselben Antworten: „Ich habe meine Principien, theure Friederike, nach diesen muß ich handeln. Du läßt Dich von Deinen Empfindungen leiten und thust damit das Richtige, denn Du bist ein Weib. Bin ich von der Gerechtig-

keit einer Sache überzeugt, so verfechte ich sie und sollte ich darüber untergehn."

„Du liebst im Allgemeinen die Menschen, erzeigst dem Einzelnen gern Gutes, warum bleibst Du ein Tory, theurer Ernst?"

„Weil das Whigseinwollen eines Peers, der nebenher auch königlicher Prinz ist, nur Heuchelei wäre; auch ein Tory kann vernünftige Gesetze geben und dem Volke Gutes thun!"

„Du bist so tolerant, daß Du schon oft Katholiken, ja Juden und Türken, Deine Fürsprache zu Theil werden ließest; weßhalb bist Du, im Gegensatze zu den Herzögen von Clarence und Sussex, so heftig und entschieden gegen die Emancipation der Katholiken?"

„Weil mir alle Halbheit zuwider ist. Hält die Regierung die evangelische Lehre nicht für vernünftiger als das Papstthum, so soll sie die erstere nicht als Staatskirche aufrecht halten; ist es aber wahr, daß die katholische Clerisei das Volk zu verdummen sucht, es durch die vielen Feiertage zum Faullenzen anhält, dabei durch Aufforderung Seelenmessen für geliebte Todte zu bezahlen brandschatzt, ist das wahr, so muß man solch eine schädliche Lehre zum Besten des Volkes ausrotten, wie man zum Besten des Volkes andere Verbote erläßt, um Schaden zu verhüten."

Bei diesen Grundsätzen blieb der Herzog Jahre lang, doch wurde er später aus eigenem Antrieb toleranter. Der Geist der Zeit blieb auch auf Ernst August nicht ohne Wirkung.

Von Zeit zu Zeit besuchte er Hannover, wo er sich immer sehr glücklich fühlte und von seinem Bruder, dem Herzoge von Cambridge, auf das Herzlichste aufgenommen wurde.

Schon seit einigen Jahren hatte das Auge des Herzogs von Cumberland gelitten, im October 1826, als er mit seinem königlichen Freunde, Friedrich Wilhelm III., größere Jagden und Manöver mitmachte, hatte er sich stark erkältet. Es bildete sich der graue Staar und Ernst August zog ganz im Geheim den berühmten Augenarzt Dr. Gräfe in Berlin zu Rathe.

Gräfe versicherte dem Herzoge, sobald der Staar reif sei, hoffe er mit Entschiedenheit auf eine glückliche Operation, wodurch der Patient sehr beruhigt wurde.

Der eiserne Charakter Ernst August's zeigte sich auch wieder hier.

„Was nützt freier Wille? Wozu dient der menschliche Geist, wenn er nicht seinen Unterthan, den Körper besiegen kann? Wenn ich verwundet bin, fieberkrank, dann ist mein Geist in Banden, jetzt nicht. Ich bin fähig mit geistigem Auge mir Alles deutlich vorzustellen, wie es ist, folglich sehe ich. Niemand, außer Ihnen, Herr Geheimrath, soll von dem Zustande meines Auges Etwas erfahren. Es würde der Herzogin jeden Tag verbittern, wüßte sie, daß ich meinen lieben Sohn nicht sehen kann. Also, ich zähle auf Ihr Schweigen."

Natürlich schwieg der berühmte Arzt. Seine Besuche, die er so oft als er es für nöthig hielt, dem Herzog machte, galten scheinbar der Herzogin, welche einmal eine Augen-

entzündung gehabt hatte, die jedoch schnell beseitigt worden war. Der Herzog hatte damals den Wunsch ausgesprochen, Doktor Gräfe möge von Zeit zu Zeit in das Cumberland-sche Palais kommen, die Augen der herzoglichen Familie zu untersuchen.

Mit strenger Consequenz und großer Gewandtheit verbarg Ernst August sein Uebel, nur der Arzt und des Herzogs Kammerdiener wußten darum. Der Letztere sprach selbst zu seinem Gebieter nicht davon, legte aber diesem Alles, was er brauchte, stets zur Hand, und wußte ihn auch beim Speisen so zu bedienen, daß des Herzogs Mangel an Sehkraft von seinen Umgebungen nicht bemerkt wurde.

Ob die kluge Friederike von Cumberland auch zu täuschen war? Sie sprach niemals darüber, aber sie bemühte sich, den Gemahl durch ihre geistvollen Gespräche und ihr Clavierspiel zu unterhalten. Sie zeigte Abneigung gegen das Leben außer ihrem Hause, sorgte, daß es in demselben nie an anregender Gesellschaft fehlte, und ging in die politischen Ansichten ihres Gemahls ein, ohne ihm, wie sie zuweilen früher gethan hatte, zu widersprechen. Indem sie den Prinzen Georg auf ungesuchte Weise beschrieb, brachte sie es dahin, daß der blinde Vater die Fortschritte seines Sohnes mitgenoß.

„Alle Welt findet, daß Georg in den letzten vier Wochen gewachsen ist, scheint es Dir auch so, theurer Ernst?“ fragte die Herzogin, worauf dieser erwiederte: „ja, ich wollte es eben sagen“, oder sie zog ihn bei der Wahl ihres Anzugs zu Rathe und fragte scherzend: „ob sie nun nicht bald die hellen Farben ablegen möchte, oder ob Georg die weißen

gestickten Kragen fortan tragen solle, zu seinen goldenen Locken kleideten sie ihn ihrer Ansicht nach vortrefflich."

Diese Blindheit des Herzogs und die gegenseitige Rücksicht, welche dieses Ehepaar aufeinander nahm, erhöhte ihre Liebe und kettete es täglich fester aneinander.

Zuweilen benützte Ernst August seinen Sohn, der damals im achten Lebensjahre stand, zum Führer, indem er scheinbar den Knaben führte; er richtete Fragen an ihn, ließ sich Alles von ihm beschreiben, um, wie der Herzog äußerte, zu sehen, wie weit das Beobachtungsvermögen des jungen Prinzen bereits ausgebildet sei. In Wahrheit wurde diese Gabe durch die Fragen des Vaters sehr geschärft, und noch nach Jahren erinnerte sich Georg V. lebhaft an Berlin und an jedes Stück in den Zimmern seines Geburtshauses.

Damals dachte der Herzog nicht daran, daß er alle diese kleinen, aber wichtigen Liebesdienste, welche er sich jetzt von dem muntern Knaben erweisen ließ, diesem würde wieder vergelten müssen.

Endlich kam der Tag heran, den der Geheimrath Gräfe zur Operation bestimmt hatte. Er hielt den Staar für völlig reif und sagte dies dem Herzoge.

„Sind Sie überzeugt, Herr Geheimrath, daß Ihnen die Operation gelingen wird?"

„Ja, königliche Hoheit, doch können Umstände dazu treten, welche —"

„Ich verstehe. Ich werde still halten und mein Schicksal dem Herrn befehlen, möge er Ihre kunstreiche Hand segnen."

Der Geheimrath sagte tiefbewegt: Amen.

Der Herzog traf noch die nöthigen Verabredungen mit Gräfe, damit die Herzogin von der auf morgen festgesetzten Operation nichts vernähme.

„Thun Sie, was Sie können, mein bester Herr Geheimrath, vielleicht kann ich mich wieder des goldenen Lichtes freuen, der Erde Grün, des Himmels Blau erblicken; wenn aber auch nicht, ich will es ertragen, nur meine Gemahlin möchte ich noch einmal sehn. Ich fürchte zuweilen, daß sie nicht ganz wohl ist. Doctor, Sie sahen schon in früheren Jahren die Herzogin, hat sie sich verändert?

„Wenig, königliche Hoheit, die Zeit ist schonend mit dieser Königin der Frauen umgegangen. Einigen Tribut zahlt freilich Jeder!" antwortete der Geheimrath Gräfe.

„Oh," rief der Herzog aus, „dann wünsche ich mir kaum das Augenlicht wieder, wenn ich sie nicht, wie einst gesund und jugendlich vor mir erblicken sollte! Doch wie es sei, ich sehe sie mit dem Auge des Herzens."

Doctor Gräfe kehrte gedankenvoll heim. Alles, was man Ernst August von Cumberland nachgesagt, was auch Gräfe zum Theil geglaubt hatte, erschien ihm jetzt wie thörichtes Geschwätz redelustiger Narren. Die große, poetische Liebe des Herzogs zu seiner Gemahlin warf über alle Härten seines Charakters ein mildes Licht und zeigte ihn des höchsten Vertrauens, der reinsten Achtung würdig.

Einen Theil von diesem Gespräche mit Ernst August hörte später von Dr. Gräfe ein damals ganz junger Dichter. Durch diese Mittheilung wurde die folgende Ballade hervorgerufen:

Des blinden Königs Frage.

Der blinde König sitzt im Abendstrahl
Vor seiner Burg, zu Füßen ihm das Thal,
Die Mailuft spielt in seinen grauen Haaren
Und sinnend denkt er der Vergangenheit,
Der wunderbaren gold'nen Liebeszeit,
Denkt: was sein Herz an Leid und Lust erfahren.
Den treuen Pagen ruft er: „Edgar, sprich,
Mich küßt der Lenzhauch, blüht es wonniglich
Und lacht der Himmel heut in reinster Bläue?"
Der Page malet jedes Blümchen fein,
Den Wald, das Feld, den grünen Wiesenrain,
Der König sagt: „Dank dir, Natur, du treue!
So sah ich dich, mein trautes Heimathland,
Als frohes Kind an meiner Mutter Hand,
So blüht'st Du, als ich auszog einst zum Kriege,
Geschmückt mit tausend Rosen war dein Kleid,
Als ich, am Arm die königliche Maid,
Zum Altar trat nach ruhmesreichem Siege.
Auf meine Augen legte Gott die Nacht,
Doch immer seh ich noch in voller Pracht
Wie ich erblickt in meiner Jugend Zeiten
Der Väter Burg, den hehren grauen Dom,
Das gold'ne Aehrenfeld, den blauen Strom
Auf dem die Schiffe nach dem Meere gleiten.
Sag du mein Page jetzt bei deinem Eid,
Wie dir erscheint die königliche Maid,
Die ich zu dir die Königin muß nennen,
Die ich geminnt aus freier Herzenswahl,
Beschreibe treu mein königlich Gemahl,
Daß ich, sobald ich seh', sie kann erkennen."
Der Page spricht: „Sie ist die Königin,
Auf ihrer Stirne leuchtet hoher Sinn
Und würdig zieren sie die Silberlocken.

Doch langsam wandelt immerdar ihr Fuß,
Weil sie gelähmt, sich oftmals stützen muß,
Und ihre hagere Wang' gleicht Schneeflocken."
Der König birgt sein Antlitz in der Hand,
Weil jetzt sein schönster Lebenstraum entschwand,
Und Thrän' um Thräne rinnt von seinen Wangen.
Der treue Page seufzet tief und klagt:
„Oh, hätt' ich ihm die Wahrheit nicht gesagt,
Noch würde ihn der süße Wahn umfangen.
Der König herrscht: „laßt mir die Aerzte fern,
Nicht strahlen soll mir wieder Mond und Stern,
Nur leben will ich in der Welt der Töne!
Was soll ich schau'n? Was ficht das Licht mich an,
Da ich doch nie Sie wieder sehen kann
Wie einst Sie war in göttergleicher Schöne!"

Im Februar 1827 sollte die Operation von Gräfe unter Assistenz des jungen Dr. Gräfe und des Dr. Schmidt vollzogen werden. Außer diesen Herren theilte nur der Kammerdiener des Herzogs das Geheimniß.

Die Operation wurde glücklich vollbracht, der Herzog hatte das Licht seines Auges wieder erhalten. Geduldig legte er sich in sein Bett, unterwarf sich der strengsten Diät und ließ sofort das Zimmer verdunkeln.

Jetzt erst ließ er der Herzogin melden, daß er glücklich operirt sei, und natürlich eilte sie sogleich hocherfreut zu ihm.

In den nächsten Wochen, welche Ernst August mit verbundenem Auge im dunklen Zimmer zubrachte, leistete ihm seine Friederike treulich Gesellschaft. Sie wußte ihn bald ernst, bald scherzend auf das Beste zu unterhalten und jeden Tag erschien der Prinz Georg, um seinen Vater mit den Fortschritten zu erfreuen, die der schöne, begabte Knabe un-

ter der Aufsicht vorzüglicher Lehrer machte. Die größte Lust für Georg von Cumberland bestand darin, Andere zu beglücken; seine edlen Züge strahlten, wenn ihm eine angenehme Ueberraschung, die er den Seinen hatte bereiten wollen, gelungen war. Seine Habe verwandte er zu Almosen; der Herzog gab ihm ein Taschengeld, das, wenn man das zarte Alter des Prinzen in Betracht zog, ansehnlich genannt werden konnte.

„Ich will", sagte Ernst August, „daß mein Sohn mit Geld umgehen lernt, wie es sich für einen Fürsten schickt. Wenn man so lange keinen Thaler in die Hand bekommt, wie es mir in meiner Kindheit und Jugend geschah, wird man, je nachdem das Naturell, ein Knicker oder Verschwender."

Zu seiner Gemahlin pflegte er zuweilen zu sagen: „Georg hat ein sehr liebevolles Gemüth, wenn es nur nicht zu weichlich wird für einen Regenten."

Die Herzogin erwiederte lächelnd: „Beruhige Dich, Georg ist liebevoll, er hat aber ein gut Theil von dem Welfischen Eisen in sich, von dem was Georg IV. zu wenig gegeben wurde, hat unser Georg, wie ich oft fürchte, zu viel. Der Knabe ist schwer von vorgefaßten Meinungen abzubringen. Aus Respect vor Dir äußert er in Deiner Gegenwart keine, aber er urtheilt schon, oft richtig, über seine Jahre und glaubt schon jetzt, daß er immer Recht hat!"

„Wenn sein Verstand sich mehr und mehr entwickelt, wird es anders werden, theure Friederike."

Capitel III.

Der Herzog von Cumberland in London.

Am 26. Juni 1830, beinahe zehn Jahre nach dem Tode seines Bruders, des Herzogs von York, entschlief König Georg IV. zu Windsor. Er hatte sich in den letzten Regierungsjahren wenig mehr gezeigt und die Trauer um ihn war nicht groß.

William, Herzog von Clarence, bestieg als William IV. den Thron; bei der Krönung, die am 8. September 1831 stattfand, nahm der Herzog von Cumberland, als der älteste der noch lebenden Brüder des Königs, die ihm gebührende Stelle ein.

Es war einer von den sonnigen Septembertagen, die in England so schön sind, als der Herzog zum ersten Male nach jahrelanger Abwesenheit sich wieder in London befand.

Daß er zur Krönung gekommen sei, wußte man aus den Zeitungen, und die Bemerkungen, welche die gelesensten Journale über seine Anwesenheit machten, lauteten eben nicht schmeichelhaft.

Zwischen ihm und dem Könige stand nur ein Sprosse des Welfengeschlechts, welcher Anspruch auf die Krone hatte, Victoria von Kent; aber Victoria war damals ein zartes Mädchen von zwölf Jahren, wie leicht könnte eine Entwicklungskrankheit diese Blüthe knicken, oder war ihr nicht vielleicht das Schicksal der Prinzessin Charlotte von Wales beschieden? So dachte man im Publikum.

„Nun und nimmer darf der Cumberland unser König werden!" Dies sagten wenigstens zwei Dritttheile der Bürger Englands und selbst unter seinen politischen Gesinnungsgenossen, unter den Peers, hatte er sich durch seinen Sarkasmus manchen persönlichen Gegner gemacht. Unverändert ergeben blieb ihm nur der Herzog von Wellington, welcher die jugendlichen Verirrungen dieses Prinzen seiner Erziehung zur Last legte, dagegen die Offenheit, Beständigkeit und den Muth Ernst Augusts achtete.

An dem schönen Septembertage nun war London noch belebter als es in der Regel zu sein pflegt. Unzählige Familien waren aus den Grafschaften eingetroffen, auch — da im Jahre 1830 das Reisen schon leichter von Statten ging als früher — viele Ausländer, namentlich Pariser, die das glänzende Schauspiel der Krönung sehen wollten, bei dem aber diesmal einige alte Gebräuche wegfallen sollten.

In Hyde Park hatten sich mehrere Gruppen gebildet, welche über König William IV. und die gegenwärtige Lage Englands sprachen, mit der Freiheit, welche seit Jahrhunderten das theuer erkämpfte aber unveräußerliche Gut des Britten ist.

„Es ist ein Unglück, daß auch das zweite Töchterchen der guten Königin Adelheid in so zartem Alter gestorben ist," ließ sich ein großer starker Mann vernehmen, dessen Namen auf der Börse keinen schlechten Klang hatte, „jetzt haben wir nur die kleine Victoria von Kent, wie leicht kann solch einem zarten Wesen Etwas zustoßen! Dann käme der Cumberland auf den Thron, ich sage Euch, König William

erreicht kein hohes Alter, er hat sich auf der Flotte zu sehr abgearbeitet, der Ernst August aber hat eine zähe Natur."

„Der Cumberland auf den Thron?" rief lebhaft ein reicher Gutsbesitzer; „hoho, da haben Ober- und Unterhaus und wir Alle wohl auch ein Wort d'rein zu reden. Diesen Hochtory sollten wir zum König haben? Er würde bald die Zeiten Carls I. wieder bringen wollen!"

„Kommt gar nicht in Frage," sagte des Gutsherrn Vetter, ein berühmter Arzt. „Sollte König William vor dem Cumberland mit Tode abgehen und die liebe kleine Prinzessin von Kent sterben, so haben wir ja noch den Sussex und den Cambridge. Das Gesetz sagt: wer eine von den sieben Todsünden begangen hat, kann nun und nimmer Englands König sein, dem Cumberland sagt man deren zwei nach: Mord und Ehebruch."

„Sagt sie ihm nach, ganz recht," bemerkte ein Rechtsgelehrter, der in dem Rufe stand, selten einen Prozeß zu verlieren. „Aber, meine Herren, nachsagen und beweisen ist zweierlei. Ich erinnere mich noch ganz gut der Geschichte vom Jahre 1810, ich kam damals frisch von der Universität in das Bureau meines Vaters, welcher ein Jurist war, vor dem Jeder den Hut abnahm. Mich interessirte der Fall: Sellis, so hieß der Kammerdiener des Herzogs von Cumberland, hatte sich selbst getödtet, es konnte dem Ernst August Nichts bewiesen werden, und nach englischem Recht darf Keiner eines Verbrechens zum zweiten Mal angeklagt werden, wenn er bereits freigesprochen worden ist."

„Freigesprochen von der Jury etwa? Soviel ich gehört, soll es verdammt heimlich bei der Untersuchung dieses Vorfalls zugegangen sein," sagte der Arzt.

„Ganz und gar nicht, Doctor, der Fall kam nicht vor die Jury. Zeugen sagten aus, daß Sellis schon lange dem Herzoge gegrollt habe, der Letztere selbst gab sein Ehrenwort, daß er angefallen worden sei im Schlafe, und sagen Sie von dem Cumberland, was Sie wollen, nur nicht, daß er lügt."

„Aber weßhalb haßte Sellis seinen Herrn, der doch wie Jeder weiß, nicht geizig ist und von seiner Dienerschaft verflucht wenig verlangte? Er hatte ja damals einen solchen Schwarm von Tagedieben, daß einer den rechten, der andere den linken Stiefel putzen mußte, um nur etwas zu thun zu haben," sprach der Handelsherr. „Sellis haßte den Herzog, weil der Cumberland der Frau des Sellis nachstellte. Unsere Herzöge liefen ja in jungen Jahren jeder Schürze nach."

„Hm, angenommen es sei so gewesen, so berechtigte dies den Sellis nicht zum Meuchelmordversuch. Es ist auch in Bezug auf diese Frau Nichts bewiesen. Hätte der Sellis seinen Herrn und die Frau in flagrante delicto ertappt, so würde er denselben wohl sofort zu Leibe gegangen sein. Auf leeres Geschwätz können weder die Nation, noch Ober- und Unterhaus achten. Der Herzog ist ein Tory, aber sollte er unser König werden, so müßte er unsre Verfassung beschwören und damit Punktum."

„Er müßte zu Gunsten seines Sohnes verzichten, den jungen Prinzen sah ich in Berlin, ein schöner Bursche, wie seine Mutter in jüngeren Jahren. Die war doch die schönste

unserer Herzoginnen und übertraf noch die Kent," äußerte ein Gentleman, der sich zu seinen Bekannten gesellt hatte.

„Hm, mein theurer Herr", antwortete der Arzt, „der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, dem jungen Prinzen ist die Herrschsucht schon im ersten Jahre mit den Schutzpocken zugleich eingeimpft worden. Unter uns gesagt, ich bin ein Freund der Ordnung, deßhalb lehne ich mich gegen das Bestehende nicht auf, aber im Ganzen mag ich die Braunschweiger nicht. Die Welfen, wie sie sich nennen, sind harte Köpfe und sehr hochmüthig. Zu was ließ man diese Deutschen nicht in Deutschland Herzöge von Braunschweig oder Hannover oder was sie waren, bleiben? Was ging uns der Sohn der sogenannten Sophie Stuart an, sie war eine Enkelin des verrückten Jacob I., die Tochter des noch verrückteren Winterkönigs. Was hatten wir an den vier Georgen? Einen englischen Herzog hätten wir auf den Thron setzen müssen, als Königin Anna todt war. Die deutschen Fürsten sind alle Despoten, die Habsburger, Hohenzollern und wie sie noch heißen."

Lautes Grunzen unterbrach die Rede des Arztes, die Herren-Gruppe blickte nach der Gegend hin, von welcher das Gegrunze kam. Lawinenartig, dabei blitzschnell hatten sich einige tausend Menschen zusammengerottet und drängten sich am Ausgange des Hyde-Parks nach Hyde-Park Gardens zu, zusammen. Rufe wie: „Werft ihn mit Steinen, schlagt ihn nieder, zur Hölle mit dem verfluchten Hochtory!" erschallten aus tausend Kehlen.

„Es ist Cumberland, dem dieses Rufen gilt," sprach

der Arzt, der, riesenhaft von Gestalt, seine Umgebungen um Kopfeslänge überragte, „ich sehe, man greift nach Steinen."

In diesem Augenblick kam ein Offizier dahergesprengt, während von andern Seiten einige Polizeibeamten sich durch den Menschenknäuel durchzuwinden suchten. Der Offizier rief mit lauter Stimme, „ziehen Sie sich in ein Haus zurück, mein Herzog, man öffnet überall bereits die Thüren für Sie."

„Nicht nöthig, Sir," antwortete ebenso laut der Herzog, Engländer sind keine Meuchelmörder und Keiner rührt den Sohn Georgs III. an, ich kenne meine Landsleute."

Diese Ruhe des Herzogs, der aufgerichtet durch die Menge ging, imponirte seinen Gegnern und verwandelte viele von ihnen schnell in Freunde. Der Engländer, selbst muthig und unerschrocken, achtet stets diese Eigenschaften, er mag sie finden, an wem es sei.

Die Menge gab Raum und statt der Groons schallten laute herzliche Cheers an das Ohr des Herzogs, welcher höflich aber würdevoll grüßte, indem ein leichtes Lächeln seinem ernsten Antlitze einen gewinnenden Ausdruck gab. Doch dieses Lächeln wich dem Ausdrucke tiefer Betrübniß, als er jetzt unweit von sich eine am Boden liegende Frauengestalt sah, die im Gedränge umgerissen worden und ganz regungslos war. „Hebt die Arme auf, ist kein Arzt in der Nähe?" rief der Herzog, „wie traurig für mich, die, wenn auch unschuldige Veranlassung dieses Unglückes zu sein!"

Der riesenhafte Arzt drängte sich durch, faßte nach dem Puls der Frau, und sagte: sie ist nur ohnmächtig, verwundet wie ich sehe," und wirklich hatte die Kranke eine Wunde

am Kopfe erhalten, ihr Gesicht ward jetzt, als man sie aufzurichten versucht hatte, mit Blut überströmt.

„Thun Sie für diese Frau, was Sie für nöthig halten, Herr, Sie sind offenbar ein Arzt. Ich werde Alles bezahlen, was sie bedarf. Kennt Niemand die Verwundete? Ihre Familie wird vielleicht durch ihr Ausbleiben geängstigt, sie sollte Nachricht erhalten."

Ein Polizeimann trat hervor und erklärte, ihm sei die Frau bekannt, sie wohne in Chelsea.

Der Herzog drückte eine Börse in des Arztes Hand mit der Bemerkung „für die nächsten Ausgaben", dann wandte er sich zu dem Polizeibeamten und sagte: „Benachrichtigen Sie sofort die Angehörigen dieser Frau von dem Unfall, den ich tief bedauere, und bringen Sie mir heute gegen Abend Nachricht von derselben."

Hierauf schritt der Herzog ruhig weiter und noch lange hörte er die lauten Cheers der Londoner, die ihm galten.

„Er hat doch ein Herz," sagte ein dicker Bürger, „ich sah sein Gesicht, es wurde bleich beim Anblick der Ohnmächtigen. Ich glaube, unser Georg IV. hätte sich den Unfall weniger zu Gemüth genommen, obgleich er kein Tory war."

„Ja, der Cumberland soll in sehr glücklicher Ehe leben, dadurch ist er ein Anderer geworden. Wie die Ehefrau, so der Mann, es muß Alles im Großen und Ganzen vom Hause ausgehn!" antwortete sein Nachbar.

„Weise gesprochen," flüsterte der Begleiter des dicken Mannes diesem zu, „aber der Teufel danke es ihm, wenn

er weise spricht, „der Herr da ist einer der gelehrtesten Theologen Englands, der Decan von Norwich.“

Capitel IV.

Eine arme Familie.

In einem kleinen, aber höchst reinlichen Zimmer eines Häuschens in Chelsea saßen an einem freundlichen Octobertage fünf Personen, eifrig arbeitend und gewissermaßen in ihre Arbeit vertieft, denn keines von ihnen sprach eine Silbe. Der Mann, noch jung aber blaß, trug einen grünen Augenschirm und fertigte aus farbigem Papier Couverts. Die alte Frau kniete am Kamin und setzte einen Topf voll Kartoffeln auf das Feuer, eine jüngere Frau, welche eine schwarze Binde um den Kopf gelegt hatte und ungeachtet ihrer Blässe und Hagerkeit ein höchst einnehmendes Antlitz zeigte, nähte feine Wäsche. Ein achtjähriges Mädchen säumte grobe Handtücher und ein jüngeres Kind bemühte sich auf eine Schiefertafel Buchstaben nachzuschreiben, welche die Mutter, das war die junge Frau, ihr vorgezeichnet hatte.

Endlich brach die junge Frau das Schweigen und sagte sanft: „wäre es nicht besser, Du ruhtest ein wenig, bester Edward? Die bunten Farben werden Deine kranken Augen angreifen, der Arzt sagt, Du brauchtest sie nur ein Jahr zu schonen, dann würden sie gänzlich hergestellt.“

„Du machst es wie die Prediger,“ erwiederte der Mann lächelnd, „die selbst nicht thun, was Sie lehren. Wenn

Jemand von uns Schonung bedarf, so bist Du dies vor Allen, liebe Fanny, Du bist ja kaum von Deiner Verwundung geheilt und nähst schon wieder."

„Fanny ist brav," entschied die Mutter des Mannes, „Du hast Recht, mein Sohn, sie sollte noch ruhen, es ist ja noch einiges von dem Gelde im Hause, welches Doctor Brown ihr gab, als er Fanny als leidlich geheilt entließ. Sie braucht nur noch acht Tage vollständige Ruhe. Du aber, Edward, solltest nicht so ungerecht über die Geistlichen sprechen," fügte sie leise hinzu, „am Wenigsten in Gegenwart der Kinder. Du hast Ansichten, Edward, welche Dir nimmer Segen bringen können."

Der junge Mann lächelte, „ich bin dennoch ein guter Christ, liebe Mutter, doch hast Du Recht, die Kinder dürfen nichts dergleichen hören, mit der Zeit denken sie doch, was sie wollen."

„Wenn Du Dich nur ein Jahr schonen, allen Vorschriften des Arztes fügen könntest, Edward."

„Liebe Fanny, ich schone mich ja, lese und schreibe nicht und habe ja meine Arbeit, bei welcher ich froh war und womit ich uns reichlich ernährte, aufgegeben, aufgeben müssen! Etwas zu thun haben ist mir Bedürfniß, ich verdiene damit doch einige Schillinge. Es ist traurig genug, daß Du mehr erwerben kannst als ich, dabei noch ein Glück, daß nicht bereits Maschinen erfunden sind, welche Couverts machen."

Der Knabe sagte: „ich bin mit meinen Buchstaben fertig, darf ich sie Dir zeigen, Vater?"

„Natürlich. Recht brav."

Der Bube wurde roth vor Freude, denn sein Vater lobte ihn selten.

„Darf ich jetzt thun, was ich will?"

„Erst muß ich wissen, ob Du etwas Vernünftiges willst, Hal!"

„Ich möchte diese Buchstaben wegwischen und Gesichter auf die Tafel zeichnen."

„Oho! nun, versuch es. Wen willst Du zeichnen?"

„Die Mutter zuerst, Dich, die Großmutter, Betty, den König —"

„Hoho, hast große Pläne! Wie willst Du aber den König zeichnen, Du hast ihn ja niemals gesehn."

„Doch, sein Porträt an den Schaufenstern oder Kunsthandlungen, ich habe es ganz deutlich vor mir."

„Nun, so versuche, was Du zu leisten im Stande bist, Hal!"

„Lieber Sohn, ich wünsche unserm Hal dereinst ein besseres Loos, als ein mittelmäßiger Maler zu sein. Wir besitzen ja nicht die Mittel ihn ausbilden zu lassen, sollte er wirklich Anlagen haben."

„Gute Mutter, lasse nur erst Talent da sein, das Andere findet sich mit der Zeit."

Der Knabe setzte sich zu seiner Arbeit und blickte von Zeit zu Zeit seine Mutter an.

Das Rollen eines Wagens, der vor dem Häuschen hielt, lockte die Bewohner an das Fenster. Auch die alte Mrs. Wilton verließ ihre Kartoffeln und die Fische, welche in einer Pfanne schmorten und schaute durch das Fenster.

„Ein Herr steigt aus, in einfachem Rock, er hebt eine Dame aus dem Wagen. Ein schöner junger Herr folgt, muß etwas Vornehmes sein," sagte die Großmutter.

„Sie kommen in unser Haus, Mutter."

„Haha, ich möchte wissen zu wem? Zu der Putzhändlerin, welche für die Nachbarn arbeitet, gewiß nicht, zu uns eben so wenig, oder hast Du sie zum Diner eingeladen, Fanny?" sprach der Mann und lachte.

Indem ließ eine etwas durchdringende Stimme die Frage hören: „Komme ich hier recht zu Mrs. Wilton?"

Eine Frauenstimme antwortete leise, dann klopfte Jemand an die Stubenthür.

„Herein!" rief Mr. Wilton.

Wie staunten und knixten die alte Mrs. Wilton und die kleine Fanny, als der stattliche Herr mit der schönen Dame und dem schlanken elfjährigen Knaben eintrat, welcher sich mit seinen großen blauen Augen neugierig in dem einfachen Gemach umschaute. Solch eine Stube hatte er noch niemals gesehn.

Der Herr ging auf die jüngere Mrs. Wilton zu und sagte freundlich: „Ich reise in den nächsten Tagen ab von hier und wollte sehen, ob Sie sich wieder ganz von dem Unfalle erholt haben, der Sie vor fünf Wochen unweit Hyde Park betroffen."

„Ich danke, Herr, die Kopfwunde ist fast ganz geheilt, ich trage diese Binde nur noch, um die rauhe Luft abzuhalten."

„Das freut mich sehr, Mrs. Wilton."

„Sie tragen einen Augenschirm?“ fragte die Dame den Mann mit der Theilnahme, die aus gutem Herzen kommt.“

„Ich leide an den Augen, doch habe ich Hoffnung, daß es besser werden wird, Madame,“ erwiederte Wilton.

„Wenn mein Sohn sich nur mehr schonen könnte,“ warf die alte Frau ein.

„Ja, Schonung ist kranken Augen nöthig.“

Der schöne Knabe sagte in deutscher Sprache: „die Leute hier scheinen sehr arm, darf ich ihnen etwas schenken, Papa?“

„Ganz wohl, doch wäre es besser, Du kauftest etwas, vielleicht diese Couverts,“ erwiederte der Herr.

Der Knabe ging zu dem Tische und fragte, ob er ein Paquet von den rosenfarbenen Couverts haben könne.

Mr. Wilton sagte lächelnd: „Mit Vergnügen, Herr.“

„Ich sehe, Sie nähen, wollen Sie wohl für mich zwei Dutzend Battist-Taschentücher kaufen, säumen und mit den Buchstaben F. C. bezeichnen? Ich brauche sie in zwei Monaten und werde sie abholen lassen, bezahlen will ich sie gleich.“

„Ich danke, Mylady,“ sagte vergnügt die junge Frau.

„Was thust Du da, mein Kleiner?“ fragte die Dame, „ha, das ist Dein Porträt, George, herrlich getroffen! Das ist ja ein erstaunliches Talent. Zeichnet der Knabe viel?“

„Bisher noch gar nicht, Mylady.“

„Dieser Knabe muß in einigen Jahren ausgebildet werden. Ich werde ihn im Gedächtniß behalten, verlassen Sie sich darauf.“

„Ich werde Dich daran erinnern, Mama“, sagte der Sohn der Dame in deutscher Sprache, „falls Du es ver-

gessen solltest." Sie lachte: „dann wird dieses Kind gewiß nicht vergessen. Ich habe schon oft das Gedächtniß Deines Vaters bewundert, aber das Deine, Georg, übertrifft beinahe noch das Seinige."

„Du hast Recht, theure Friederike, es ist eine der wenigen guten Eigenschaften, welche uns selbst die Demokraten zugestehn," sagte der Herr." Aber jetzt laß uns gehn," und in englischer Sprache fügte er hinzu: „jetzt bezahle Deine Couverts, Georg. Ich hoffe, Du hast Geld bei Dir, denn ich borge Dir Nichts."

„Geld genug, ich erhielt am Ersten ja pünktlich mein Taschengeld und heute ist erst der Dritte, ich habe zehn Mal mehr als Cousine Victoria, deren Mama giebt ihr fast gar kein Geld," sagte auf deutsch Georg, und legte drei Sovereigns auf den Tisch.

„Das ist zu viel, Herr —"

„Nehmen Sie es nur, zu Augenwasser!" bat freundlich der schöne Knabe.

„Kaufen Sie die Tücher für mich, der Ueberschuß ist Arbeitslohn, Gott lasse es Ihnen gut gehn. Mein Gemahl und ich freuen uns, das Sie sich von Ihrem Unfall erholt haben, Mrs. Wilton. Goodbye."

Die drei vornehmen Gäste entfernten sich, jede Begleitung verbittend.

Der Herzog von Cumberland sagte draußen auf dem Flur, „hahaha, also Victoria, die präsumtive Erbin der reichsten Krone der Welt, bekommt weniger Taschengeld als der Prinz von Cumberland, köstlich. Eine kluge Dame, die erlauchte Schwester von Kent, sie wird an unserer hoffnungs=

vollen Nichte eine Verschwenderin oder einen Geizkragen erziehen."

In dem freundlichen kleinen Zimmer reihte sich heute die Familie Wilton mit vergnügten Gesichtern um den Tisch, den die Großmutter mit dem einfachen Mahle besetzte. „Hundert und fünfzig Pfund, eine solche Banknote bringt uns aus allen Sorgen, jetzt kannst Du Deine Augen schonen, bester Edward, und sobald wir Beide völlig hergestellt sind, brauchen wir uns nicht um die Zukunft zu beunruhigen, auch unser Hal wird nicht vergessen werden."

„Er hat doch ein Herz, der Herzog von Cumberland," äußerte die alte Mrs. Wilton. „Mag man in Zukunft noch so viel Böses von ihm sagen, ich glaube es nicht. Was er in der Jugend gethan haben soll, das wird wohl Alles erlogen sein!"

„Zur Hälfte gewiß, doch wäre es auch wahr, Mutter, der Herzog besitzt viel Verstand und einen groß angelegten Charakter. Solche Menschen begehen zuweilen in der Jugend, gleichviel aus welchen Motiven, auch große Fehler, legen sie aber in reiferen Jahren ab. Bei solchen Menschen macht oft die zweite Hälfte des Lebens zehnfach das gut, was sie in der ersten Hälfte an Unrecht und Thorheiten verschuldeten. Das Publikum gleicht aber darin einem strengen, kleinlichen, nachtragenden Schulmeister, welcher selbst dem ausgezeichnetsten Manne nicht vergessen kann, daß dieser als Schüler vielleicht auf der Strafbank saß, oder in das schwarze Buch geschrieben worden ist. Da steht ja der Name des Sünders, der in der Schule zur Unzeit gelacht oder dem Nachbar die Kirschen aus der Tasche nahm und Disteln

hinein legte, noch schwarz auf weiß! So macht es das Publikum mit großen Männern, vergaß man doch Alles, was Wellington für Englands Ruhm und Größe gethan hat, weil der Held ein Tory ist. Kann er, der mit durch strenge Aufrechthaltung der Disciplin die größten Erfolge errang, ein Anderer sein, als eben das was er ist? Es liebt doch Keiner England mehr als Er, der niemals an sich dachte, nicht einen Fußbreit Landes für sich zu erobern bemüht war, obgleich es ihm in Indien vielleicht gelungen wäre. Das Publikum vergißt niemals die Schwächen seiner Zeitgenossen, wohl aber ihre Tugenden, darüber muß der Weise sich trösten!"

„Du bist ein Philosoph," scherzte Fanny, „ich habe nur eine Philosophie: Liebe und Vertrauen. Ich liebe Euch Alle und vertraue dem Herrn, der immer unsern Fleiß gesegnet hat und Regentagen stets sonnige voll Ruhe und stillen Glückes folgen ließ."

„Das ist die richtige Philosophie für eine Frau, meine Fanny, behalte sie als Stütze für Deine Lebensweise," erwiederte Wilton.

Capitel V.

Der Geburtstag.

Die Berliner hatten sich daran gewöhnt, den Herzog von Cumberland nebst Familie als zu Berlin gehörend zu betrachten.

Die Herzogin war zum Erstenmale als Braut des Prinzen Ludwig von Preußen am sechsundzwanzigsten December 1793 in Berlin eingezogen, eine holdselige Erscheinung fast, wie ein Kind, noch an der Grenze des jungfräulichen Alters stehend. Ihre Anmuth hatte ihr alle Herzen im Fluge erobert, ihr Geist und ihre Wohlthätigkeit ihr die dauernde Anhänglichkeit der Bevölkerung der Hauptstadt gewonnen. Der Herzog war ebenfalls eine sehr beliebte Persönlichkeit, denn er zeigte sich viel öffentlich, betheiligte sich bei allen gemeinnützigen Unternehmungen, beschützte die Künstler, weil er die Kunst liebte, und trug dazu bei, daß in Berlin, das damals bei Weitem nicht so groß und reich als jetzt war, unter den Gewerbtreibenden Geld in Umlauf kam, er erhöhte durch seine Hofhaltung den Glanz der Stadt.

Auch er lebte mit wenig Unterbrechungen bereits sechszehn Jahre in Berlin, und sein Sohn, Georg von Cumberland, war wenn auch vor dem Gesetz noch ein Engländer, doch ein Berliner Kind und die deutsche Sprache war seine Muttersprache.

Als letzter Vetter der unvergessenen Königin Luise, als Schwager war der Herzog dem Könige ein lieber Verwandter, aber beide Männer waren auch Freunde, obgleich sehr verschieden. Ernst August beklagte sich gegen seine Gemahlin oft über des Königs schweigsames Wesen, über seine Verschlossenheit, seine Abneigung gegen fröhliche, glänzende Feste, während Friedrich Wilhelm III. die allzugroße Offenherzigkeit des Welfen, seine Lebhaftigkeit unklug nannte und Cumberlands Freude an schönen, königlichen Umgebungen nicht theilte. Der König wäre niemals zu bewegen gewesen, sein

kleines Palais zu verlassen, zwei Wachskerzen Abends auf seinem Tisch, drei Schüsseln beim Diner genügten ihm, und an den Personen, die zu seinem Hofstaate gehörten, sah er prachtvolle Toiletten und neue Moden eher ungern als mit Vergnügen. Er war durchaus nicht geizig, aber sparsam, einfach, nicht fähig, sich an solchem Glanze zu erfreuen, besonders seit dem Tode der Königin. Er hatte zu viel Trübes in seinen Kinderjahren, zu viel Ernstes später erlebt und war nicht das, was Ernst August im hohen Grade war, eine elastische Natur. Aber eins verband die Gemüther beider Könige, das felsenfesteste Vertrauen zu ihrer Freundschaft. Der Herzog von Cumberland vergaß niemals, daß sich der König Friedrich Wilhelm lebhaft bei der Familie Ernst Augusts für dessen Verbindung mit Friederike von Mecklenburg interessirt hatte, und der König wußte, daß sein Freund Cumberland jeden Tag bereit war, ihm die größten Opfer zu bringen. Deßhalb besuchten beide Fürsten einander oft und der unterrichtete geistreiche Kronprinz von Preußen mit seiner liebenswürdigen Gemahlin fühlte sich glücklich und heimisch im Hause seiner genialen Tante, der Herzogin Friederike. Ueber Politik wurde natürlich viel zwischen diesen Fürsten verhandelt, denn obgleich der Herzog von Cumberland es nicht für wahrscheinlich hielt, daß er den hannöverschen Thron besteigen würde, da König William IV. nur wenig Jahre älter als er war, so sah der Herzog doch in seinem Sohne den künftigen König von Hannover und neigte sich zu Preußen hin, weil er für seinen Erben das engste Bündniß mit diesem Staat für ersprießlich hielt.

Mit den Celebritäten Berlins verkehrte die Herzogin

gern, oft besuchte sie mit dem Gemahl und dem Prinzen das Theater und die Singakademie, und in den Tagebüchern der ersten Künstler jener Zeit glänzen die Namen des herzoglichen Paares, namentlich der ihre, denn Beide verstanden das Schöne zu würdigen, die Künstler zu ermuthigen und zu ehren.

Und die verschämten Armen, die Arbeiter dankten ihr viel. Wie vielen that die Herzogin auf zarte Weise wohl, wie manchen gab sie selbst Beschäftigung oder verschaffte ihnen welche.

Konnte dieses Fürstenpaar anders als glücklich sein? Die Geburtstage wurden in der Familie des Herzogs mit vieler Herzlichkeit gefeiert und Jedes suchte dem Andern das zu bringen, was ihn wahrhaft erfreuen konnte.

Die Töchter der Herzogin überraschten Ernst August, der ihnen ein wahrer Vater war, jedes Mal mit irgend einer feinen Handarbeit, worauf er Werth legte, die Söhne mit einer Festlichkeit, die sie veranstaltet hatten, oder mit einer Gabe, die nicht ohne Mühe aufzutreiben gewesen und von ihnen selbst bezahlt worden war. Jeder der Prinzen machte aus seinem Geschenk ein Geheimniß, Jeder suchte den andern zu überbieten, und herzliches Gelächter erregte es, als der Herzog einmal von seinen drei Stiefsöhnen drei neue vorzüglich construirte Jagdflinten erhielt, die Jeder heimlich aus England verschrieben hatte, nachdem die Zeitungen viel von dieser Schußwaffe erzählt gehabt hatten.

Am fünften Juni 1832 sollte das Geburtsfest des Herzogs wieder festlich begangen werden; die auswärtigen Kinder der Herzogin waren alle nach Berlin gekommen, um dem

geliebten Vater aufrichtige Wünsche und erfreuende Gaben zu bringen.

Prinz Georg hatte mit vielem Fleiß ein Musikstück einstudirt, das er auf dem Pianoforte vortragen wollte und einen Abriß aus der Hauschronik der Welfen in das Englische übersetzt, weil er wußte, daß er damit seinen Vater erfreuen würde.

Die Herzogin, noch immer eine stattliche angenehme Erscheinung, hatte sich frisch und hell gekleidet, wie Ernst August es liebte, sie war die Erste, welche, einen Strauß ausgesucht schöner Rosen in der Hand haltend, in das Zimmer ihres Gemahls trat, der, seiner Gewohnheit nach, in sorgfältiger Toilette sie erwartete.

„Ich habe lange nachgesonnen," sprach die Herzogin, nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren, „lange, theurer Ernst, was ich Dir zum heutigen Tage schenken sollte. Die Kinder hatten mir Alles weggekauft, was ich erfreulich für Dich glaubte. Es blieb mir also nichts anderes übrig als diese kleine Geldbörse, die ich für Dich gearbeitet habe — und ein Geständniß."

„Ein Geständniß? Ein Geständniß als Geschenk? Hast Du etwa eine Zusage unsers Bruders William, Georg mit Victoria zu verloben, oder —"

„Das nicht. Ehen werden im Himmel geschlossen, theurer Ernst, wenn es nicht des Himmels Wille, wird unser Wunsch nicht erfüllt, und will er es, wird unsere erlauchte Schwester von Kent es nicht hindern, daß Victoria und Georg sich vermählen. Das Geständniß, welches ich Dir machen will, handelt nur von Dir und mir, war bisher

mein Geheimniß. Aber von heute an will ich keine Geheimnisse mehr vor Dir haben, selbst nicht das kleinste."

„Wohlgesprochen, theure Friederike, lasse jetzt Dein Bekenntniß hören."

„Es ist, daß ich Dich liebe und verehre, wie ich keinen andern Mann, selbst den größten Dichtergeist nicht verehre, und Du weißt, theurer Ernst, daß weder Erfahrungen noch Leiden oder Jahre mir den Enthusiasmus genommen haben, der meiner Jugend Stern war, und mein Leben verklärte. Ich habe Dich immer geliebt, aber damals, zu jener Zeit als Dein Auge das Licht entbehren mußte, Du es, um mich nicht zu kränken, verbargst, damals habe ich Dich jede Minute bewundert und alle meine Standhaftigkeit mußte ich aufbieten, um Dir zu verschweigen, daß ich Alles wußte, was Du mit eben so viel Geist als Liebe mir verbargst."

„Du, Friederike, theure Friederike, Du wußtest, daß ich Dich und die lieben Kinder nicht sehen konnte?"

„Ich wußte es, theurer Ernst."

„O, wie soll ich Dir danken für Dein schönes Schweigen, wie viel Kummer hast Du mir erspart, denn es ist wahr, was ein deutscher Dichter sagt, Du wirst die Verse kennen, ich behalte von den Gedichten immer nur den Sinn, wörtlich fast keins."

Die Herzogin sagte, ich weiß, welche Verse Du meinst:

Nichts Schön'res als Geliebte glücklich seh'n,
Nichts Härt'res als dem Liebsten Weh bereiten.

„Richtig, Friederike, diese Worte sind es. Ich danke Dir, danke Dir innig, daß Du mir den großen Schmerz erspart hast: Dich um mich bekümmert zu wissen."

„Ich bin später um so glücklicher gewesen; Gräfe sagte mir, daß Gemüthsruhe und Standhaftigkeit sehr günstig auf Deinen körperlichen Zustand gewirkt haben.“

„Liebes Herz, ich bin zwar sehr stolz und glücklich über die Bewunderung, die Du mir zollst, allein lege auch nicht zu viel Werth auf das, was Du moralische Tapferkeit nennst Sieh, es ist Gottes Wille, daß ich ein Fürst bin, dereinst vielleicht noch König werde, so sehe ich es wenigstens an. Dennoch halte ich es nicht für mein Verdienst, daß mein Vater König von England war, das wäre wider allen gesunden Menschenverstand. Hat des Himmels Rathschluß mich erhöht, muß ich auch andern ein gutes Beispiel geben, muthig sein, Leiden des Lebens ertragen, ohne zu murren, ohne zu seufzen. Der größte König muß sterben, der weiseste ist körperlicher Pein unterworfen. Meinem Vater wurde das geistige Licht entzogen, er glich oft mehr einer Jammergestalt als dem Regenten eines großen Reiches, der ärmste Bettler im ganzen britischen Reiche würde damals nicht mit Georg III. getauscht haben. Sollte ich klagen, da mir das Licht meines Geistes blieb, neben Dir, die ich mir von Gott erbetet und die Gott mir gütig geschenkt hat? Und habe ich durch mein Leiden, das nun vorüber ist, nicht vielleicht die Fehler meiner Jugend abgebüßt?“

„Sie waren keine Sünden, bester Ernst.“

„Vielleicht doch, ich war ein übermüthiger, herrischer Bursche, doch bin ich selbst damals schon der Ansicht gewesen, daß der, welcher sich nicht zu schlecht hält, König zu sein, stärker sein muß als körperliches Leiden. Ich hasse es, nebenher bemerkt, mich bemitleiden zu lassen, lieber soll man

mich beneiden, endlich mußte ich meinem Sohne ein Beispiel geben, er sollte mich nicht klagen hören und —" hier lachte der Herzog herzlich, „Du weißt Friederike, was meine Gegner von mir sagen. Der Cumberland ist ein Starrkopf, er hat seine Principien und läßt nicht davon ab."

Das fürstliche Paar war so vertieft in sein Gespräch gewesen, daß es nicht bemerkt hatte, daß sich seit einigen Minuten die Portiere bewegte.

Prinz Georg, ebenfalls mit frischen Blumen in den Händen, war gekommen, den geliebten Vater unangemeldet zu überraschen. Er hatte mit seinem feinen Ohr vernommen daß seine Eltern ein ernstes Gespräch führten und wollte sich zurückziehen, aber unwillkürlich fesselten die Ansichten seines Vaters den Geist des für alles Große und Edle empfänglichen Prinzen, und mit Rührung gewahrte der Jüngling, wie hehr und beständig die Liebe seiner Eltern, wie großartig der Charakter seines Vaters war.

Noch niemals hatten des Herzogs Worte solchen Eindruck auf den dreizehnjährigen Prinzen hervorgebracht, als jetzt, und feierlich schwur er sich selbst, sollte jemals körperliches Leiden ihn treffen, sich nicht davon niederbeugen zu lassen.

Als der Herzog schwieg, trat Prinz Georg ein und eilte auf seinen Vater zu, mit gerötheten Wangen, mit glänzenden Augen, das verjüngte Ebenbild seiner schönen Mutter.

„Habe Dank," sagte der Herzog, „dem Concerte, was Du zu heut Abend veranstaltet hast, werde ich mit Freuden beiwohnen, es wird sehr hübsch sein, davon bin ich im Vor=

aus überzeugt. Deinen Aufsatz wird Deine Mama mir vorlesen, ich will hören, wie Dein Styl im Englischen ist. Von wem handelt denn diese Schrift, Georg?"

„Von Heinrich dem Löwen, gnädigster Papa."

„Dacht' ich es doch, er ist so ein Gegenstand für romantische Gemüther. Das haben die Fürsten der älteren Zeit vor uns voraus, daß sie dem Dichter Stoff zum Gedicht, dem Maler den Vorwurf zum Gemälde liefern. Mein Schwager Friedrich Wilhelm III. und Bruder William IV. sind keine romantischen Persönlichkeiten."

Die Herzogin lachte über den Ton, in dem Ernst August dies sagte.

Der Prinz äußerte bescheiden aber mit Lebhaftigkeit, „die Hohenzollern haben wenig Romantisches an sich, auch die Könige Englands aus dem Hause Braunschweig-Hannover erschienen mir nicht so ritterlich, als die alten Welfen."

„Sehr richtig, mein Sohn, aber die mit romantischem Schimmer umgebenen — bei Jupiter, man sollte lieber sagen: behafteten Kronenträger sind fast immer unglücklich für ihre Person und sehr oft ein Unglück für das Land. Das beweisen Harald, die Plantagenets, den großen Richard Löwenherz mit eingeschlossen, die Stuarts und die Habsburger, die Wasa. Die Hohenzollern sind keine romantischen Gestalten, nicht einmal Friedrich I. oder der große Friedrich, dafür aber praktisch, Georg, praktisch. Jeder der Hohenzollern — mit wenig Ausnahmen, hat sein Land vergrößert, und Keinem, selbst nicht dem trägen Wilhelm den Dicken ist ein Fußbreit verloren gegangen. Was mich betrifft, so würde ich, falls mir die Vorsehung eine Krone schenken

sollte, auf keinen andern Ruhm Anspruch machen, als daß mein Historiograph mit gutem Gewissen schreiben könnte: „unter König Ernst August waren die Hannoveraner glücklich. Er hat Handel und Gewerbe, Ackerbau und Bergbau nach Kräften befördert, Künste und Wissenschaften beschützt, weder gegeizt noch verschwendet, er hat stets sein gegebenes Wort gehalten und war ein ehrlicher Mann."

„Das würde man dereinst von Dir sagen, theurer Ernst," sagte die Herzogin, „solltest Du die Krone getragen haben."

„Zum Teufel mit dem Spruch der Königin Elisabeth von England: „wer sich nicht verstellen kann, kann nicht regieren!" Ein schönes Königsein, sich stets verstellen zu müssen!" fuhr Ernst August lebhaft fort, „ich verachte alle Intriguen, ich verzichte auf den Ruhm, fünfzig Jahre nach meinem Tode von einem Schauspieler auf der Bühne dargestellt zu werden. Aus mir läßt sich, so Gott will, weder ein Lustspiel noch eine Tragödie machen und was ich mitunter als König sagen würde, hahaha! das würde wohl kein Dichter in Verse zu bringen Lust haben."

„Du sprichst, theurer Ernst, als ob Du die Prosa selbst wärest, schon Deine schöne Liebe zu mir —"

„Ist für Dich und für mich, nicht für die Welt!"

„Gnädigster Papa, Sie waren aber doch im Kriege, ich sollte meinen, daß Ihre Thaten —"

„Kein Gegenstand, Georg, kein Gegenstand für den Dichter. Ich that stets meine Schuldigkeit wie tausend Andre, habe weder eine Schlacht gewonnen noch verloren, denn ich war in keinem Feldzuge einer der Oberbefehlshaber, bin auch niemals so glücklich gewesen, aus romantischer Zer-

streutheit einen Befehl zu verhören, wie der Prinz von Hessen-Homburg in dem Drama, wo Du, Georg, ganz entzückt heimkamst, bald den Poeten, bald Herrn Rebenstein bewundernd."

„Es muß Ihnen aber doch eine hehre Erinnerung sein, theuerster Papa, mitgekämpft zu haben für die Befreiung Deutschlands."

„Ja, mein Sohn, denn der Krieg gegen Bonaparte war ein gerechter, nothwendiger, jetzt noch würde ich keinen Augenblick zögern, einen ungebetenen Gast aus Deutschland oder England herauszuschlagen, er möchte sein, wer er wolle. Allein der Krieg, den das deutsche Reich im Jahre 1792 gegen die französische Republik begann, ist mir in reiferen Jahren ebenso ungerecht als unvernünftig erschienen. Es ist unter allen Verhältnissen eine Thorheit und unberechtigte Handlung, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen, und gar in die Angelegenheiten einer andern Nation. Merke es Dir, Georg, wenn Du dereinst König von Hannover sein wirst, lasse Dich niemals durch Deine Verwandtschaft mit der englischen Königsfamilie verleiten, Dich in Angelegenheiten zu mischen, welche nur das britische Reich angehen. Erfülle immer zuerst Deine Pflicht gegen Hannover, erfülle sie ebenso treu als deutscher Bundesfürst gegen Deine fürstlichen Brüder. Sollte Deutschland von äußeren Feinden bedroht werden, dann bleibe Hannover nicht zurück, im Uebrigen gehe Deinen geraden Weg und vermeide den Krieg so lange als möglich. Ein aus Ruhmsucht, Eroberungslust oder Leichtsinn begonnener Krieg ist meiner Ansicht nach ein

Verbrechen oder die größte Thorheit, wer es begeht, muß später schwer dafür büßen."

„Hoffentlich, theuerster Papa, ist die Zeit noch fern, in welcher ich regieren werde, denn das Geschlecht der Welfen ist ein langlebiges," sagte der Prinz und küßte dem Herzoge die Hand. Obgleich Ernst August diesen Beweis von Zärtlichkeit in der Regel nicht liebte, lächelte er doch heute und legte segnend die andere Hand auf das lockige Haupt seines Sohnes.

„Jetzt aber laß uns in den Empfangssaal gehen", bat die Herzogin, „die Kinder erwarten Dich, sie wollen Dir ihre Wünsche darbringen, ehe Dein Schwager und Deine Neffen kommen und Alle, für welche der heutige Tag ein Freudenfest ist."

„Friederike ist doch auch gekommen?"

„Natürlich, wie könnte sie zurückbleiben, ist sie doch immer Dein erklärter Liebling gewesen, theurer Ernst."

„Weil sie Dir sehr ähnlich ist. Doch wir wollen unsere liebe Herzogin von Anhalt-Dessau nicht warten lassen."

In den Morgenstunden hatte der Herzog alle die hohen und höchsten Personen angenommen, welche erschienen waren, dem königlichen Prinzen von Großbritannien und Irland Glück zu wünschen. Bei dem Galladiner befand er sich in der besten Laune, welche durch ein Schreiben des königlichen Bruders zu Windsor sich fast bis zur Ausgelassenheit steigerte; denn König William IV. hatte Ernst August Pläne in Bezug auf Georg von Cumberland mitgetheilt, welche den höchsten Beifall des Herzogs hatten.

Abends nach dem Concert, in dem der dreizehnjährige Prinz als Pianist viel Beifall geerntet hatte, wurden Sprüchwörter aufgeführt und der Herzog hatte herzliche Freude an den guten Einfällen seines Sohnes, welcher sich im Errathen sowie im Anordnen hervorthat.

Das Spiel brachte es mit sich, daß die Herzogin von Dessau ihrem Halbbruder Georg einmal eine Binde um die Augen legte. Er schob sie ein wenig in die Höhe, um mit dem rechten Auge etwas zu erspähen, weil er einen Scherz beabsichtigte. Er sah Alles undeutlich, wie von einem Flor verhüllt. Der Prinz rieb sich das Auge, der Nebel, welcher sich über sein Auge gelegt zu haben schien, verschwand nicht. Der Jüngling wurde bleich, eine unbeschreibliche Angst befiel ihn, aber mit seltenem Muthe bekämpfte er sie, schob die Binde über das Auge und mischte sich wieder in das Spiel. Er war bis nach Mitternacht der Heiterste in der Gesellschaft.

Capitel VI.

Zum Letztenmal der Sonne goldnes Licht.

Als Prinz Georg am andern Morgen angekleidet war, hatte er auch seinen Entschluß gefaßt, einen Entschluß, den in so jugendlichen Jahren nur ein bedeutender Charakter zu fassen fähig ist.

Der Herzog von Cumberland sagte sehr oft, obgleich Prinzen in der Regel viele und meist ausgezeichnete Lehrer

erhalten, ist doch ihre Erziehung eine einseitige, beschränkte, denn man läßt sie nicht mit Knaben umgehen wie andere Knaben, sie dürfen durch die Straßen nur reiten und fahren, nie ohne Gouverneur oder Adjutanten ausgehen, wie sollen sie da die Welt kennen lernen? Er erlaubte seinem Sohne schon von seinem elften Jahre an, daß er allein ausgehen durfte und deßhalb war Prinz Georg von Cumberland für die damaligen Berliner eine bekannte Erscheinung.

Ohne ein Wort von seinem Vorhaben zu sagen, ging er zu dem Geheimrath Gräfe, und verlangte denselben allein zu sprechen. Der berühmte Augenarzt war zu Hause und empfing den Prinzen mit einiger Verwunderung.

Nachdem Gräfe den Jüngling aufmerksam angehört und dessen Auge untersucht hatte, sagte er ihm: „Ihr Auge ist krank, es wird später eine Operation nöthig sein, welche, wenn Gott seinen Segen giebt, glücken wird. Alles, was ich jetzt wünsche ist: daß Ihro königliche Hoheit ihr gesundes Auge schonen, da beide Augen mit einander in Verbindung stehen."

„Das werde ich, Herr Geheimrath. Jetzt bitte ich Sie, daß meine Eltern, überhaupt Niemand, etwas von der Krankheit meines Auges erfährt. Meine gute Mama und auch der Herzog sollen sich um mich nicht sorgen, Freude will ich ihnen bereiten, nicht Kummer."

„Diese Gesinnung ist sehr edel, mein Prinz, doch kann ich schwer die große Verantwortung auf mich nehmen, Ihrem erlauchten Vater gegenüber Schweigen zu beobachten, denn Sie werden von jetzt an wenig Lesen und Schreiben dürfen,

nur Bücher mit großem scharfem Druck kann ich Ihnen erlauben und wenig Helle in den Zimmern."

„Ich will jede Ihrer Vorschriften erfüllen, nur geloben Sie mir Schweigen, ich werde später Alles auf mich nehmen, ich bitte Sie, ich bitte Sie herzlich."

Der Prinz bat so inbrünstig, war so aufgeregt bei dem Gedanken, daß seine Eltern sich um ihn ängstigen würden, daß Gräfe, obgleich ungern, nachgab.

Ruhig trat der Prinz den Heimweg an, den Seinen gegenüber war er heiter wie immer.

Gräfe erzählte in späteren Jahreu oft, er habe niemals eine so große Selbstbeherrschung und Selbstverläugnung wieder gesehn, wie die dieses jungen Prinzen.

Schön, gesund, voll glücklicher Anlagen, gut erzogen, wie Prinz Georg war, würde er in späteren Jahren das Muster eines Regenten geworden sein, ohne die Blindheit, welche ihn leider auf Andere anwies und dazu beitrug, daß seine Festigkeit in Starrsinn, sein begreiflicher Stolz auf seine Abkunft und seinen Rang in eine Schwärmerei ausartete, die Andern, und ihm selbst am verderblichsten ward.

Wochenlang ahnte Niemand, weder seine Eltern und Geschwister, noch seine andern Umgebungen, daß der Prinz mit dem rechten Auge nicht sah. Er that, was Doctor Gräfe ihm befohlen hatte, er sagte seinem Gouverneur, daß er aus Rücksicht für seinen Vater, welcher Georgs Bücher stets sah, größer gedruckte wünschen müsse, auch gab ihm sein schnelles Wachsthum hinreichend Grund, nicht mehr so viel wie früher zu schreiben.

Der Herzog hielt viel darauf, daß der junge Prinz in allen körperlichen Uebungen Gewandtheit erlangte. Schon früh lernte er Schwimmen, Tanzen, Reiten, Fechten und herzliches Bravo rief Ernst August seinem Sohne zu, wenn dieser sich wie ein Vogel auf den höchsten Baum schwang oder im Reifenwerfen und Ballspiel mit andern Jünglingen sich als Meister zeigte.

Eines Tages erwachte der Prinz in ganz besonders freudiger Stimmung. Er hatte im Traume eine Landschaft vor sich gesehn in wundervoller Beleuchtung und um sich her ein Chor von überirdischen Wesen, welche einen engelhaften Gesang angestimmt hatten.

Dieser Traum hatte so tiefen Eindruck auf ihn hervorgebracht, daß er den ganzen Tag in sich versunken war. Zum Glück störte ihn Niemand, seine Eltern waren zum Könige nach Charlottenburg gefahren, und der Gouverneur des Prinzen hatte sich einen freien Tag gemacht, um einen durchreisenden Freund zu besuchen.

Erst gegen Abend fiel es dem Prinzen ein, daß er heute gegen den Befehl seines Vaters gehandelt habe, welcher es ausdrücklich verlangte, daß Georg sich jeden Tag mindestens zwei Stunden bewegen solle. Zum Ausgehen hatte er keine Lust, er ließ sich deßhalb bei der ältesten Hofdame seiner Mutter ansagen und forderte diese auf, Federball mit ihm zu spielen.

Die Dame war dazu bereit und ging, die Federbälle zu holen.

Der Prinz trat an das geöffnete Fenster und schaute die Straße hinab. Ein erquickender Gewitterregen hatte vor

einer Stunde die Linden erfrischt, sie prangten im schönsten Grün, der Abendsonne goldnes Licht schimmerte durch die Zweige der Bäume, in deren Schatten Schaaren von Menschen dem Brandenburgerthore zuströmten, um sich von den Mühen des Tages im Freien zu erholen.

Das wohlwollende Herz des Prinzen freute sich an dem Anblicke der vielen gutgekleideten Spaziergänger. Prinz Carl sprengte mit seinem Flügeladjutanten die Linden herauf nach dem Schlosse zu, und wurde von allen Seiten begrüßt. Prinz Georgs Geist flog nach Hannover zurück, er erinnerte sich der Herrenhauser Prachtallee, welche seine Anherrn gepflanzt hatten, sie grünten üppiger als diese Linden im märkischen Sande. Er dachte sich als Kronprinzen von Hannover, neben seinen geliebten Eltern. Was wollte er nicht Alles für Hannover thun? Er schwärmte, so bunt und goldig wie eben nur die Jugend zu schwärmen vermag, der glückliche fürstliche Jüngling ahnte nicht, daß lauernd und tückisch das Unheil schon hinter ihm stand, bereit ihn zu erfassen, über seine strahlenden Tage einen düstern Schleier zu werfen.

Ein bleiches abgemagertes Mädchen von etwa zwölf Jahren führte einen lahmen Greis. Der Anzug dieses ungleichen Paares verrieth bittre Armuth.

Der Prinz langte in seine Tasche, er wollte dem Mädchen ein Geldstück hinab werfen, sie war leer. Er blickte sich in seinem Zimmer um, auf einem Tischchen lag ein blauseidenes Geldnetz mit Stahlperlen und Glöckchen von Stahl, wahrscheinlich das Eigenthum der Hofdame. Der Prinz nahm es, um sich ein Geldstück zu leihen; als er wieder an

das Fenster trat, waren das Mädchen und der lahme Greis nicht mehr zu sehn, sie mochten in ein Haus gegangen sein.

Der Prinz dachte: „ich sehe wohl beide wieder." Noch einen Blick warf er auf die Straße und auf das königliche Schloß, dessen Fenster im Strahle der Abendsonne wie Gold funkelten. Noch hielt er die Börse in der Hand, eben trat die Hofdame mit den Federbällen ein. Lachend wollte er ihr die Börse, nachdem er sie wie einen Ball in die Luft geschleudert hatte, mit dem Scherzwort: „eben wollte ich Sie brandschatzen!" zuwerfen.

Aber der Unstern des Prinzen regierte in diesem Augenblick; die Börse, welche der Prinz in die Höhe geschleudert hatte, fiel hart vor ihm nieder, ein leiser Schrei entschlüpfte seinen Lippen, Blutstropfen rannen über seine Wange, das linke Auge war von dem Stahlglöckchen der Börse verletzt worden.

„Es ist nur eine leichte, ganz unbedeutende Verletzung", versicherte der Prinz der erschrockenen Hofdame, „morgen ist das Auge wieder gut."

Ungefährlich mochte auch die Verletzung sein, aber das Unheil war im Fortschreiten, es ließ sich nicht aufhalten. Ein wenig frisches Wasser, ein leichter Verband um das Auge würden es geheilt haben. Von diesem einfachen Verfahren, von der Heilkraft des Wassers wußte man damals bei Weitem noch nicht so viel als jetzt. Die geängstete Dame that aus gutgemeintem Eifer das Schlimmste, was sie thun konnte, sie tröpfelte dem Prinzen cölnisches Wasser in das Auge, er war ja noch ein halber Knabe und widersetzte sich den unglückseligen Versuchen ihm zu helfen nicht. Weder

sie, das willenlose Werkzeug des Schicksals, noch der heitre Knabe ahnten, daß Georg von Cumberland an diesem Abend zum Letztenmale der Sonne goldenes Licht erblickt hatte.

Als am andern Morgen Gräfe gerufen wurde, fand er das Auge, das bisher vollständig gesund gewesen war, stark entzündet. Der erfahrene Arzt wurde todtenbleich, kaum vermochte er es über sich, den besorgten Eltern Tröstliches zu sagen. Doch hoffte er auf eine glückliche Operation des andern Auges und sagte dieses dem Prinzen, als er mit demselben allein war. Daß die Hofdame einen furchtbaren Mißgriff begangen hatte, verschwieg der Arzt, zu was konnte hier ein Tadel nützen? Der Herzog würde heftig gezürnt, die Herzogin sich bittre Vorwürfe gemacht haben, ihren Sohn daheim gelassen, die Hofdame sich niemals verziehen haben.

Doktor Gräfe verordnete, was er für heilsam hielt und täglich besuchte er mit seinem Assistenzarzt den Prinzen, der sich geduldig in alle Vorschriften des berühmten Augenarztes fügte, aber, wie sein Vater, nicht gerne über seinen Zustand sprechen hörte.

Obgleich er stets eine Binde trug und nur ein schwacher Lichtschimmer in seine Augen drang, wenn er den Verband ablegte, bewegte er sich doch so geschickt, als ob er Alles sehen könnte, und niemals entschlüpfte ein Klagelaut seinen Lippen, er war größer als sein Schicksal. Mit den Waffen des hellen Geistes, der eisernen Charakterfestigkeit trat er seinem Unglück entgegen, es sollte ihn nun und nimmer niederbeugen. Zu sich selbst sagte der Jüngling: „Komme es, wie es mag, ich bin ein Welf, der Enkel eines Königs

und dereinst selbst ein König, das werfe ich in die andere Wagschaale und Niemand soll mich beklagen!"

Capitel VII.

Mutter und Sohn.

Der Prinz saß im halbdunklen Zimmer, neben ihm seine Mutter. Er hatte zärtlich ihre Hand gefaßt und sagte sanft: „Darf ich jetzt die Binde abnehmen, theure Mama?"

„Noch nicht, mein guter Georg, habe nur noch ein klein wenig Geduld, Du hast ja schon so viel gezeigt. Ich verspreche Dir auch, noch lange bei Dir zu bleiben."

„Das ist schön, goldene Mama, dann will ich auch die Binde mit Freude tragen. Wenn ich so, ohne etwas zu sehen dasitze, kommen mir so viel Gedanken und ich weiß oft kaum, ob ich wache oder träume. Jüngst sah ich ganz deutlich meinen Ahnherrn, Heinrich den Löwen, vor mir. Er war ein großer Held, ich wünschte auch dereinst ein Held zu werden, aber wenn ich meine volle Sehkraft nicht wiedergewinne, was kann ich dann hoffen?"

Der Herzogin traten heiße Thränen in die Augen, aber sie zerdrückte sie und erwiederte, den schönen Knaben zärtlich an sich ziehend: „Dann, mein Georg, wirst Du ein großer Gesetzgeber, ein Regent, Du wirst in späteren Jahren König von Hannover sein."

„Königreich Hannover, ein neuer Name. Wir stammen doch von den Welfen ab, Welfenreich klänge schöner, Mama!"

Die Königin lächelte, „Du bist eine Dichternatur, mein Sohn, Dein edler Vater wünscht, Du möchtest Dich mehr als künftigen König fühlen."

„Das thu ich, meine königliche Hoheit, der Herzog irrt, wenn er glaubt, daß ich ein Schwärmer sei. Ich weiß es, was es ist: König sein. Ob ich vielleicht einst den Thron von England besteige?"

Die Herzogin sagte ein wenig verstimmt: „Du vergißt Deine Cousine, die Prinzessin Victoria von Kent!"

„Pah, Cousine Victoria ist ein Mädchen!" antwortete der Prinz mit dem Uebermuth eines Knaben, der bereits den Jünglingsjahren nahe steht.

„Lieber Georg, Du kennst doch die Bedeutung des salischen Gesetzes, für England hat es keine Gültigkeit."

„Gewiß, gnädige Mama, der Papa bemüht sich ja seit einem Jahr täglich mich über Gesetze zu belehren. Er selbst studirt die Gesetze aller Staaten seit einiger Zeit mit Eifer, ich hörte es erst kürzlich von ihm selbst."

Die Herzogin seufzte leise, sie wußte, warum der Herzog von Cumberland, obgleich von Natur kein Büchermensch, so gründlich sich um die Staatengesetze kümmerte.

Der Prinz fuhr fort: „Die Regierung der Königin Anna ist keine glorreiche gewesen, das werden die Engländer in Betracht ziehn und schwerlich Victoria auf den Thron setzen. Sollte es aber sein, nun warum soll nicht meines Vaters Wunsch erfüllt werden, ich als Kronprinz von Han-

nover und Gemahl der Königin von England zugleich mit ihr regieren wie William III. mit Königin Mary."

Die Herzogin lachte: „Hast Du schon Heirathsgedanken, Georg? Das scheint mir zu früh."

Der stolze Knabe lachte ebenfalls: „In Wahrheit, nein, Mama! Ich möchte stets bei Dir bleiben, aber Fürstenkinder werden ja früh verlobt. Der unglückliche Ludwig XIV. wurde vermählt bevor er 16 Jahre alt war, das hat mir dieser Tage mein Geschichtslehrer erzählt."

„Leider, die Erzherzogin war noch jünger, ein Kind. Wie viel Thorheiten mochte sie aus Unerfahrenheit begangen haben? Für kindische Handlungen mußte sie als Frau und Mutter nach Jahren büßen! Niemals würde ich eine Tochter in so früher Jugend auf einen Königsthron setzen, und wäre es der von England."

„König von England sein, dafür wäre mir kein Opfer zu groß! O erzähle mir, Mama, wie es bei Onkel Georgs Krönung war, Du kannst so lebhaft und anmuthig erzählen, wenn ich Dir zuhöre, meine ich Alles deutlich vor mir zu sehn."

Die Herzogin unterdrückte ihre Gemüthsbewegung, in ihr war schon längst die Hoffnung, daß des Prinzen Augenleiden heilbar sei, erloschen. Mit der Hingebung, welche nur der reinsten Liebe innewohnt, erwiederte sie, sich zur Heiterkeit zwingend: „Gern, mein bester Georg, will ich Dir erzählen, was ich weiß, höre zu."

Der Prinz rückte näher zu seiner Mutter hin, die Herzgin begann: „Ueber ein halbes Jahrhundert war in England kein König gekrönt worden, natürlich wünschten die

Briten, daß die Krönung Georg IV. um so glänzender vollzogen werden möge. Im September 1760 hatte Dein Großvater, König Georg III. in der Westminster Abtei die Krone des heiligen Edward sich vom Bischof von Canterbury auf das Haupt setzen lassen, Georg IV. empfing sie am 29. Juli 1821.

Wie viel hatte sich nicht in der Zwischenzeit ereignet? Mächtiger und reicher als vor fünfzig Jahren stand England da; was es durch Deines Großvaters Starrsinn in Amerika verloren hatte, war ihm durch Wellington in Indien doppelt gewonnen worden, an Bevölkerung hatte England ebenfalls zugenommen, und die leichtere Art zu reisen führte viel mehr Fremde als früher auf die Insel, die man genau kennen muß, um sie zu würdigen, wie sie es verdient. Eine unzählige Menschenmenge hatte sich schon mehrere Tage vor der Feier in London eingefunden und die Fenster, von denen aus man den Zug in Bewegung setzen konnte, sind mit Summen bezahlt worden, von denen hier in Berlin manche Familie ein Jahr leben muß.

Das Gefolge des Königs ordnete sich in Westminster-Hall und begab sich dann nach dem Hause des Sprechers im Parlament, um die Majestät von da abzuholen. Dein Oheim, lieber Sohn, hatte nämlich bei dem Parlamentssprecher die Nacht vorher geschlafen, um der Westminster-Abtei näher zu sein. Um zehn Uhr des Morgens langte der König mit seinem Gefolge in der Halle an, wo ihn der Lord Kammerherr und der Herzog von Wellington, als Großconnetable von Großbritannien und Irland empfingen. Der Dechant von Westminster brachte hierauf sämmtliche

Krönungs-Insignien herbei, welche der König mit großer Aufmerksamkeit betrachtete."

„Und worin bestehen diese, gnädigste Mama?"

„Zuerst, lieber Georg, wurde das Schwert der Barmherzigkeit in der Scheide, zwei Schwerter der Gerechtigkeit außer derselben, gezeigt. Hierauf ein Degen, Curtana genannt, den Archäologen für das ehemalige Besitzthum Oger des Dänen, erklärt haben, während derselbe der Sage nach Canut dem Großen gehört haben soll. Als diese Waffen bei Seite gelegt worden waren, besah der König die Krone Eduard des Bekenners, den Reichsapfel, ein Scepter mit der Taube, ein anderes mit dem Kreuze; ferner der Stab des heiligen Eduard, ein Kelch, eine Patene und eine Bibel. Nachdem der König diese Insignien besehn, wurden sie auf eine Tafel gelegt und sodann auf seinen Befehl von den Lords und Bischöfen weggenommen, die von Alters her das Recht haben, sie bei dem Krönungszuge zu tragen.

Um elf Uhr gab ein Kanonenschuß das Zeichen zum Aufbruch nach der Abtei."

„Aber warum zog mein Oheim nicht durch die halbe Stadt, damit die Londoner und die vielen Fremden ihn sehen konnten?" fragte der Prinz.

„Du sprichst wie ein halbes Kind, mein Georg, Dein königlicher Oheim stand damals schon im sechzigsten Jahre, und seit dem Tode seiner einzigen Tochter war ihm jener Prunk vielleicht mehr lästig als angenehm. Auch fehlte die Königin bei der Feier!"

„Weßhalb ging sie nicht neben ihm, Mama? Wenn auch nur eines Herzogs Tochter, war sie ihm doch eben-

bürtig, auch aus dem alten edlen Geschlecht der Welfen, dem anzugehören meine Freude und mein Stolz ist."

„Das ist eine traurige Geschichte, liebes Kind. Caroline von Braunschweig ruht in ihrer Heimath, lassen wir sie in Frieden schlafen. Höre weiter: den Zug eröffnete, altem Herkommen gemäß, des Königs Kräuterfrau, welche, begleitet von sechs Fräuleins, den ganzen Weg mit Blumen bestreute.

Hierauf folgten die Standarten Hannovers, Irlands, Schottlands, Englands, die Fahne der Union und die des Königs, getragen von sechs Lords; ihnen folgten die Pairs, von welchen jeder seine Herzogs- oder Grafen-Krone in der Hand hielt. Dann erschienen die Prinzen von Geblüt, zuerst Prinz Leopold von Sachsen-Coburg, hierauf des Königs Vetter, der Herzog von Glocester. Zuletzt kamen deine Oheime, Cambridge, Sussex, Clarence und York, endlich der König selbst unter einem Thronhimmel von Goldstoff, getragen von den sechzehn Baronen der Fünfhäfen. Dein Oheim Georg war mit dem Königsmantel angethan, dessen Schleppe acht Pairssöhne trugen in der Tracht altdeutscher Edelknaben. Zwei Bischöfe gingen neben dem Könige her."

„Oh, Mama, warum war mein Vater nicht dabei? Dem Herzoge von Cumberland gebührte doch ein Ehrenplatz bei diesem großen Nationalfeste."

„Dein Vater hatte die Kränkung nicht vergessen, welche ihm der König als Prinz-Regent zugefügt hatte, als er den jüngeren Bruder zum Vicekönig oder Statthalter von Hannover ernannte. Bei Deines Vaters großer Anhänglichkeit an sein Stammhaus war sie ihm zweifach schmerzlich.

Ernst August von Cumberland ist ein entschiedener Charakter, er verzeiht großmüthig, aber er vergißt nicht, weder Uebles, das ihm zugefügt, noch Gutes, das ihm erwiesen wurde. Er hielt es unter seiner Würde, hier dem Bruder versöhnlich entgegenzukommen, wie er überhaupt von Georg IV. oft sagt, „er ist König von Großbritannien und England, aber im Kreise seiner Brüder nur der Primus inter pares!"

„Gewiß, so ist es, theure Mama, auch ich fühle so als Prinz des alten Welfengeschlechts, aber bitte, erzähle weiter."

„Die religiöse Ceremonie in der Westminster Abtei währte an drei Stunden und begann mit der Erkennung. Die beiden Herren, der Lord Kammerherr und der Lord Kanzler begleiten den Erzbischof von Canterbury zum König, welcher auf einer Erhöhung saß und den Kommenden entgegen ging, die ihn nach drei Seiten: Süden, Westen und Norden drehten, damit das Volk ihn erkenne, das jedes Mal ausrief: es lebe Georg IV. Hierauf ließ sich der König wieder nieder und empfing nun die Bibel, den Kelch und die Patene, sowie auf reichen Kissen die Geschenke, die er opfern wollte. Mit diesen begab sich der König zum Altar; der Goldstoff ward auf den Altar gelegt, eine glänzende, ein Pfund schwere Goldstange dem Erzbischof überreicht, der jetzt zu beten begann. Als der Erzbischof sein Gebet beendet, wurden nach und nach sämmtliche Insignien herbeigebracht und mit Ausnahme der Schwerter auf den Altar gelegt. Zwei Bischöfe lasen die Litanei und der Erzbischof von York hielt eine Predigt. Nach Endigung derselben schritt langsam der Erzbischof von Canterbury auf den König zu, um ihm den Krönungseid abzunehmen. Der König ließ sich auf die Knie

nieder vor dem Altare und legte die Hand auf die Bibel, der Priester fragte: „Versprechen Sie feierlich und schwören Sie, das Volk des englischen Reiches und alle zu ihm gehörende Staaten nach den Gesetzen und Gewohnheiten, und nach den vom Parlament genehmigten Statuten zu regieren?" Hierauf antwortete der König langsam und deutlich: „Das verspreche ich feierlich!" Nach einer kleinen Pause fragte der Erzbischof weiter: „Werden Sie, soviel bei Ihnen steht, die Gesetze Gottes, das wahre Bekenntniß des Glaubens und die protestantische reformirte Religion, sowie sie durch das Gesetz festgestellt ist, aufrecht erhalten? Werden Sie den Bischöfen und der Geistlichkeit dieses Landes, und den ihrer Sorgfalt anvertrauten Kirchen alle Rechte und Privilegien, die ihnen gesetzlich zukommen oder noch zukommen werden, aufrecht erhalten?" Die Erwiederung des Königs lautete: „Ich werde dieses halten."

Nach diesen Worten legte der König die Hand auf die Bibel und sprach: „Ich werde vollziehn, was ich hier versprochen habe, so wahr mir Gott helfe." Dann küßte Dein Oheim die Bibel. Nun ward der Hymnus: Veni sancte spiritus angestimmt, und dann die Salbung durch den Erzbischof von Canterbury vorgenommen, wobei der König auf dem Stuhle Eduard des Bekenners saß unter einem Baldachin von Goldstoff, den vier Ritter über seinem Haupte hielten. Der Dechant von Westminster that, als lege er dem Könige die großen goldenen Sporen an; der Erzbischof überreichte ihm ein Schwert, welches ihm vom Lord Kammerherrn um den Leib gegürtet ward. Nach einigen Worten legte der König das Schwert, nachdem er es wieder in die

Scheide gesteckt hatte, auf den Altar, der Lord jedoch, welcher es bei'm Krönungszuge getragen hatte, lösete es für hundert Schillinge vom Erzbischof wieder ein und hielt es von jetzt an entblößt in der Hand. Hierauf ward der König mit der Dalmatika*) und der Armilla**) geschmückt, der Erzbischof gab ihm den Reichsapfel in die Hand, welchen dann der Dechant aus der Hand des Königs zurückerhielt. Als diese Ceremonie vorüber war, reichte der Erzbischof dem Könige einen Ring, den derselbe sich an den vierten Finger der rechten Hand stecken ließ. Hierauf gab der Erzbischof dem Könige in die eine Hand das königliche Szepter mit dem Kreuze, in die andere den Szepter der Billigkeit mit der Taube, und setzte ihm endlich die Krone auf, welche im Jahre 975 der heilige Eduard getragen hatte, wobei das Volk rief: „Es lebe der König!"

Der Erzbischof sprach hierauf mit erhobener Stimme: „Sei stark und muthig!" und der Chor stimmte an: „Der König wird sich in seiner Stärke freuen" u. s. w.

Damit, mein lieber Georg, war die Krönung vollendet. Die Peers und die Wappenkönige setzten ihre Kronen auf, der Erzbischof ertheilte den Segen, und die Bischöfe riefen: Amen! Der König umarmte hierauf diese Herren, welche vor ihm niedergekniet waren, um ihm zu huldigen, indem sie ihm das linke Knie küßten; der Erzbischof küßte auch die linke Wange des Königs. In derselben Weise huldigten auch die Prinzen dem Gekrönten, Dein Oheim York, als der älteste der Brüder, berührte auch die Krone auf Georgs

*) Der königliche Mantel. **) Ein zirkelförmiger Armschmuck.

Haupte mit der Hand. Dieser Huldigung folgte die der Peers, während die Krönungsmedaillen ausgeworfen wurden. Der König empfing hierauf das heilige Abendmahl, indem ihm der Erzbischof von Canterbury das Brot, der Dechant von Westminster den Wein reichte. Endlich folgte ein feierlicher Gottesdienst, während dessen der König mit der Krone auf dem Haupte und dem Scepter in beiden Händen auf dem Throne saß. Nach beendigter Feier legte der König allmählich alle Insignien ab, bekleidete sich mit einem Mantel von Purpursammet und kehrte mit seinem Gefolge von Westminsterhall zurück."

„Oh, wie herrlich muß das gewesen sein, meine Mutter, wie glücklich ist mein Oheim!" rief der junge Prinz.

„Das glaubst Du, weil Du noch keine Erfahrungen hast. Glück und Glanz wohnen sehr selten unter einem Dache. Sollte die Vorsehung Dir eine Krone auf das Haupt setzen, dann, mein Georg, suche Dein Glück nicht nur in ihrem Schimmer. Es gibt höhere Güter, das versichere ich Dir, dauerndere, denn früher oder später fallen die reichsten Kronen der Könige von ihren Häuptern, und sie stehen vor Gottes Thron als einfache Geschöpfe, über welche er richten wird."

Der junge Prinz erwiederte mit Lebhaftigkeit: „So sagt auch der Prediger, der mich in der Religion belehrt, so las ich in der heiligen Schrift, aber wem Gott in seiner Gnade eine Krone geschenkt hat, der darf sich ihrer doch freuen?"

„Wenn ihm die Krone Freude bringt und er sie mit Würde trägt, gewiß!"

„Und waren nun alle Festlichkeiten vorbei?“ fragte der Prinz weiter.

„O nein. In dem großen Saale des Palastes war eine große Tafel für dreihundertsechsunddreißig Personen gedeckt, in den andern Zimmern für etwa sechzehnhundert. Die Gesandten und vornehmen Fremden speisten in einem besonderen Saale, zur Bedienung der Tafeln befanden sich zweihundertundfünfzig königliche Diener im Palaste. Dem Könige zur Rechten saß der Lord vom Schlosse Morksor, der den königlichen Scepter getragen und ein anderer Lord, welcher die vier Schwerter gehalten hatte. Zur Linken des Königs saß der Herzog von Devonshire mit dem Reichsapfel und der Herzog von Rutland, welcher das Scepter mit der Taube trug. Dem Könige gegenüber hatten die königlichen Prinzen ihren Platz. Drei Kronenoffiziere erschienen zu Pferde: der deputirte Lord Marschall Howard, der Großhausmeister Marquis von Anglesea, und der Lord Großtonnetable, Herzog von Wellington.

Vor dem zweiten Gange ritt der Champion des Königs in den Saal; er war mit einer glänzenden Rüstung bekleidet; zwei Knappen hielten ihm Speer und Schild, und, nachdem der Lord Marschall den Zwischenraum bis zum Könige freigemacht, rief ein Herold mit starker Stimme folgende Ausforderung: „Wenn Jemand, weß Standes immer, leugnen sollte, daß unser souverainer Herr, Georg IV., König der vereinigten Reiche von Großbritannien und Irland, Vertheidiger des Glaubens, Sohn und Thronerbe unseres souverainen seligen Herrn, König Georg III., rechtmäßiger Erbe der königlichen Krone dieser vereinigten Reiche sei, oder behauptet,

daß er sie nicht tragen solle, so ist da sein Champion, der sagt, daß ein solcher lüge, und ein falscher Verräther sei; er erklärt, bereit zu sein, ihn in Person zu bekämpfen, und in dieser Fehde sein Leben daran zu setzen, an dem Tage, den man ihm dazu bestimmen wird."

Hierauf warf der Champion seinen Handschuh zur Erde es herrschte Stille und Erwartung, ob nicht ein verwegner Ritter den Handschuh aufnehmen würde; da Keiner sich meldete, hob ihn der Herold auf und gab ihn dem Champion zurück. Diese Ceremonie wurde dreimal wiederholt, beim Eingang, in der Mitte des Saales und nahe an der erhöhten Tafel des Königs, welcher mit Interesse seinen Champion betrachtete.

Hierauf trank der König aus einem goldenen Becher die Gesundheit seines Champions und reichte demselben das Trinkgeschirr; der Kämpfer leerte es auf die Gesundheit des Königs, steckte den Pokal ein, und tummelte sein Pferd rückwärts zum Saale hinaus. Unmittelbar darauf wurden die Titel des Königs dreimal in lateinischer, englischer und französischer Sprache verlesen, wobei die Herolde, der Gewohnheit nach, das Wort Largesa riefen. —

Der zweite Gang ward mit derselben Feierlichkeit aufgetragen. Nach beendetem Gastmahl überreichte der Herzog von Athol zwei Falken und der Lordmayor, begleitet von zwölf der angesehensten Bürger Londons, brachte dem Könige Wein in einem goldenen Pokal. Nachdem derselbe getrunken, gab er den Becher dem Lord-Mayor zum Geschenk. Der Thronhimmel wurde unter die Barone der Fünfhäfen vertheilt."

„O, Mama", rief der Prinz," das ist herrlich. Wenn ich König von England wäre, so würde ich es zum Gesetz machen, daß niemals, selbst in den spätesten Zeiten nicht, die romantische Erscheinung des Champions fehlen dürfe. Gewiß, der Herzog muß den König veranlassen, das zu thun."

„Der König, Dein Oheim, mein lieber Sohn, hat sehr oft den Rath Deines Papas unbefolgt gelassen," sagte mit halbem Lächeln die Herzogin, „doch ist es möglich, daß er diesen Wunsch erfüllte, denn der König Georg liebt solche Schauspiele. Bitte Deinen Vater selbst darum, daß er an seinen Bruder schreibt, Du bittest ihn ohnehin selten um Etwas, er beklagt sich zuweilen darüber, weil er Dich sehr liebt."

„Süße Mama, ich bitte Papa nie gern. Von Dir, Du goldenes Herz, würde ich allenfalls den Mond verlangen, Du würdest höchstens lächelnd sagen: „ich will sehn, Georg, ob ich ihn in der nächsten Nacht erreichen und vom Himmel nehmen kann," aber Papa —"

„Nun, Papa? Er ist reicher als ich und hat Dir bisher viel mehr als Deine Mutter geschenkt, schenken können!"

„Das erkenne ich dankbar, allein der Herzog ist zuweilen so spottlustig, er findet ein Vergnügen daran, mich zu necken. Ich glaube, Du bist das einzige Wesen auf Erden, das von seinem Spotte verschont wird."

„Dein Vater besitzt viel Witz bei großer Klarheit des Geistes, folglich kommt dieser Witz zuweilen zum Vorschein, doch meint er es nie böse. Es giebt keinen treueren Freund seiner Freunde, als Ernst August von Cumberland."

„Das ist sicher, theure Mama, ich will den Vater bitten wegen dem Champion. Warum läßt sich der Oheim Friedrich Wilhelm nicht krönen, die Hohenzollern'sche Krone ist freilich nicht so alt, aber doch schön, nicht wahr, Mama?"

Die Herzogin von Cumberland war nicht ohne Stolz auf ihre Geburt und auf den Rang ihres Gemahls, aber zu gebildet und geistvoll, um nicht auch den Werth wahren, wohlerworbenen Ruhmes würdigen zu können. Um den Ansichten, welche dem Prinzen eingeprägt wurden, in Etwas entgegen zu arbeiten, sagte die kluge Dame: „Dein Oheim, der König von Preußen, will dem Lande, das sich noch nicht ganz von den schweren Drangsalen des langen Krieges erholt hat, solche Kosten nicht verursachen. Uebrigens, mein lieber Georg, will ich Dir noch Eins erzählen, dem König von England widerfuhr bei seiner Krönung viel Ehre, aber nicht wegen seiner Persönlichkeit, sondern einzig wegen seiner Geburt. Ein Andrer dagegen empfing am Krönungstage eine Huldigung vom Volke, welche nur seinem Genius, seinem rastlosen, schönen Wirken, seinem vortrefflichen Charakter galt."

„Und wer war jener Andre? gnädigste Mama," fragte lebhaft der Prinz.

„Walter Scott, dessen Schriften auch Dich schon ergötzt haben, obgleich Du noch zu jung bist, um die Reinheit seines Styls, die Lebhaftigkeit und Unerschöpflichkeit seiner Phantasie, die tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, das gründliche Zuhausesein in der Geschichte und die Meisterschaft seiner Darstellungsweise gebührend zu schätzen. Erst wenn Du älter bist, viel erlebt hast, wirst Du die Verdienste

dieses weisen und guten Zauberers an Dir selbst erproben, denn niemals liest das unruhige Gemüth ein Buch von Walter Scott, ohne ruhiger zu werden."

„Welche Ehre wurde ihm zu Theil, lud ihn der König zur Tafel?"

„Am Krönungstage nicht, doch war Sir Walter oft bei Georg IV., der geistreiche Männer zu schätzen weiß, wenn er sich auch eben nicht generös gegen sie zeigt, weil er niemals an das denkt, was Andere bedürfen. Sollte der Himmel Dich einst auf den Königsthron berufen, dann, mein Georg, verdiene Dir aus dem Munde der Künstler und Gelehrten ein anderes Lob."

„Das will ich, theure Mama, das will ich," entgegnete lebhaft der Prinz.

Die Herzogin fuhr fort: „Wie Du denken kannst, waren während des Krönungszuges alle Straßen voll Menschen. Wer einen Platz hatte, behauptete ihn, als sei er eingewurzelt, die schönsten Frauen, die vornehmsten und reichsten Männer mußten sich zurückstoßen lassen, die Schaulust war so groß, daß Jeder ungescheut seinen Egoismus an den Tag legte. Plötzlich ging ein Geflüster durch die Reihen, Groß und Klein, Alt und Jung, Vornehm und Gering wich zurück, denn ein Offizier, der auf Ordnung zu sehen hatte, rief von seinem Rappen herab: „Guten Morgen, Sir Walter."

Wie ein Lauffeuer ging es von Mund zu Mund, „Sir Walter, Walter Scott, er ist's, Platz für Sir Walter." Die Häupter der Männer entblößten sich, die Taschentücher der Damen wehten wie Flaggen, man erzwang für den großen Dichter freien Weg, indem man sich selbst einzwängte, aller

Augen hingen an dem Mann, der bescheiden in der einfachen feinen Tracht eines Gentlemans daherkam, ohne Prätension, ohne durch seinen Anzug auffallen zu wollen. Er kam, wie er einfach sagte, aus Loyalität, denn wer hat wohl Loyalität rührender geschildert, als Walter Scott in seinem Romane: Woodstock? und um, weil es zur Ausbildung des Schriftstellers nöthig sei, auch eine Krönung zu sehn. Ich muß gestehn, Georg, wenn ich ein Mann wäre, würde ich lieber Sir Walter Scott als König Georg IV. sein. Das Loos der Könige, mein Sohn, ist sehr oft nur ein glänzendes Elend und keine Höhe ist so hoch, daß der, welcher oben steht, nicht fallen kann. Das haben wir an Karl I. von England, an Ludwig XVI., an Maria Stuart, Maria Antoinette gesehn. Der selbst erworbene Ruhm des Genies aber ist ein Gut, das niemals verloren geht, und während die Könige, wenn sie nicht auch große Männer waren, vergessen unter den silbernen Zierathen ihrer Sargdeckel modern, beschatten Lorbeer und Eiche die Ruhestätte des großen Poeten, des edlen Bürgers oder Helden und Nachtigallen singen in lauen Sommernächten unter den ewigen Sternen Lieder, die des Schlafenden Traum vielleicht versüßen.

O, mein Georg, was ist Erdengröße?
Was ist das Leben selbst?
Shakespeare sagt:

„Wir sind solcher Stoff, wie der zu Träumen,
Und das ganze Leben umfaßt ein Schlaf!“

Die Herzogin schwieg.

Der Prinz rückte seine Binde zurecht; noch leicht zu rühren, wie es der Jugend eigen, begabt mit einem poetischen Naturell, hatte die Schilderung von der Ehrerbietung, welche die Engländer ihrem großen Landsmanne gezollt, einen tiefen Eindruck auf den fürstlichen Jüngling hervorgebracht und seine Wimpern waren feucht geworden.

Die Herzogin bemerkte es und trocknete ihrem Sohne die Augen, indem sie ihn küßte und sich selbst schalt, weil sie durch ihr Gespräch ihn aufgeregt hatte.

Er lächelte sanft und sprach heiter: „Meine Thränen sind schon wieder verschwunden, beste, süße Mama, beunruhige Dich darüber nicht, und sage dem Herzog nichts davon, daß ich so leicht gerührt werde. Er tadelt solche Regungen von Männern, vornehmlich an Fürsten, obgleich er selbst keineswegs so kalt ist, als er zu scheinen liebt. Aber Du bist eine bewundernswürdige Erzählerin, Mama, es ist erstaunlich, wie Du Dir alle diese Ceremonien gemerkt hast, woher weißt Du dies Alles?“

„Von Deinem Vater, mein lieber Georg, der sich damals über Alles, was bei der Krönung geschah, genau unterrichtet hat. Du weißt, Dein Vater hält auf das Ceremoniell, er behauptet, es sei wichtiger als manche Fürsten meinten, dem Volke müsse von Zeit zu Zeit durch eine pompöse öffentliche Feierlichkeit der große Unterschied zwischen Volk und Fürsten gezeigt werden, da Gott selbst diesen Unterschied gewollt habe, denn sonst würde er nicht sein. Sieh, mein Georg, fuhr die Herzogin vertraulich fort, Dein Oheim York ist kinderlos gestorben, auch die Ehe des Königs William ist nicht mit Kindern gesegnet, voraussichtlich

wirst Du einst König von Hannover und — Victoria ist ein zartes Kind, ich wünsche ihr langes Leben, aber Alles ist möglich, auch ohne ihr Gemahl zu werden, könntest Du dereinst doch den englischen Thron besteigen. Georg I. hatte viel weniger Aussichten darauf als Du hast und folglich —"

Die Herzogin von Cumberland brach ab, indem sie mit den Worten aufstand: „Jetzt muß ich zu Deinem Vater, er erwartet mich um die Stunde."

Der Prinz sagte nichts, aber in seinen Gedanken vervollständigte er den Satz, er wußte, weßhalb seine Eltern sich für das Krönungsceremoniell interessirten und oft davon gesprochen hatten.

Die Herzogin küßte ihren Sohn und verließ das Zimmer. Die ehemalige Wärterin des Prinzen, welche noch immer seine Pflegerin war und ihm alle die Dienste leistete, die er bedurfte, trat mit der großen Lampe ein.

„Ich will musiciren," sagte der Prinz von Cumberland, „öffne mir den Flügel, Anna."

Die treue Dienerin erfüllte den Befehl, dann nahm sie ihren Pflegling sanft am Arme und geleitete ihn zu dem Instrumente.

Prinz Georg setzte sich nieder und winkte mit der Hand, er wollte allein sein.

Seine Finger glitten geübt über die Tasten, denn er hatte, als er noch sehen konnte, einen vortrefflichen Lehrer gehabt, des Prinzen großes Talent war mit Sorgfalt ausgebildet worden und gewährte ihm jetzt doppelte Freude und süßen Trost, obgleich er damals noch nicht fürchtete, daß ihm

das Reich der Farben für immer verschlossen und nur das der Harmonieen bleiben würde.

Zu des Prinzen Heile hatte der Herzog von Cumberland das musikalische Talent seines Sohnes ausbilden lassen, worüber sich früher Alle, die den Herzog kannten, höchlich verwundert hatten.

Ernst August pflegte oft zu sagen, ich bin im Allgemeinen kein Freund von Dilettantismus, fürstliche Dilettanten sind mir zuwider. Könige und Prinzen müssen die Künstler aufmuntern und unterstützen, aber nicht selbst künsteln. Dagegen war er dafür, daß jeder Mensch die Naturgaben, welche er besitze, auf das Beste auszubilden sich selbst schuldig sei, denn Naturgaben seien Winke Gottes.

„Ich bin zwar ein Prinz," sagte er einst gut gelaunt zu seiner Gemahlin," aber wenn ich zu irgend einem Geschäft oder einer Kunst ein hervorragendes Talent hätte, würde ich es doch nach Möglichkeit ausbilden. Georg hat entschiedene Begabung zum Clävierspiel, also soll er einen Flügel und den besten Lehrer haben, vielleicht ist ihm die Musik später eine treue Freundin. Mein Bruder Adolf hat ja auch manchen Kummer bei seiner Violine vergessen."

Obgleich, in Folge seines Augenübels, der Prinz von Cumberland oft Stunden lang am Flügel saß und sich in die Welt der Töne versenkte, vergaß sein Vater dennoch nie, daß er in seinem Sohne einen Regenten zu erziehen habe, und der Prinz erhielt für alle Fächer die gelehrtesten Männer zu Lehrern. Aber leider wurde demungeachtet die Erziehung dieses fürstlichen Jünglings eine einseitige, und gerade so,

wie sie, hauptsächlich wegen seiner Blindheit, nicht hätte werden sollen.

Der Herzog von Cumberland und seine Gemahlin waren religiös, Ernst August den Glaubensartikeln der englischen Hofkirche, Friederike denen des Lutherthums getreu erzogen worden. Beide hielten fest an den kirchlichen Grundsätzen, welche ihnen von Eltern und Religionslehrern schon in frühester Kindheit eingeprägt worden waren. Sie fürchteten — nicht völlige Blindheit — wohl aber, daß der geliebte Sohn vielleicht noch vor dem Eintritt in das Greisenalter erblinden möge. Sie waren der Ansicht, daß nur Gottvertrauen und Religiosität dem Prinzen einen solchen Zustand erträglich machen würde, und ohne klar darüber nachzudenken, ob sie dadurch den Charakter des Jünglings verweichlichten oder stählten, ob sie seinem gesunden Menschenverstande zu weiterer Entwickelrng förderlich waren oder ihn verdunkelten, brachten die Eltern und Lehrer des Prinzen es dahin, daß derselbe ein religiöser Schwärmer wurde. Weil der Prinz vielen jugendlichen Freuden entsagen mußte, suchten ihn seine Eltern, seine Geschwister und natürlich auch alle seine Umgebungen durch die gefährlichste aller Täuschungen zu entschädigen, indem sie dem jungen Fürsten über sich und seine Stellung in der Welt überhaupt und zu andern Fürsten völlig falsche Begriffe beibrachten.

Der Prinz konnte sich endlich nicht mehr verhehlen, daß er nicht mehr sah, die Aerzte gaben ihm wenig Hoffnung auf Besserung seines Zustandes. Dafür, so sagten ihm seine Umgebungen, habe ihm Gott ein höheres Licht verliehen, der Prinz glaubte, er besitze ein großes Ahnungs-

vermögen, er stehe im Rapport mit der Geisterwelt, er dürfe auf Inspirationen hoffen, er werde stets durch göttliche Eingebungen geleitet werden.

Auf die leiseste Klage von ihm, daß er nicht wie andere Prinzen sich mit Jagen und Fechten, mit Tanzen und militärischen Uebungen beschäftigen könne, wurde ihm sogleich erwiedert, Gott habe ihm dafür die Mission gegeben, ein großer Regent und Gesetzgeber, ein Beschützer der Künste und Künstler zu werden, er habe ja auch das hohe Glück, der mächtigsten und ältesten Dynastie der Welt anzugehören. Als Abkömmling der Welfen schon rage er durch seine Geburt über alle anderen Fürsten empor und als Prinz von Großbritannien und Irland gehöre er dem reichsten Regentenhause an, er selbst oder seine Enkel hätten Anwartschaft auf den englischen Thron und für eine so hohe Stellung würde Jeder mit Freuden das Augenlicht entbehren.

Ein Theil der guten Absichten, welche dieser Erziehungsmethode zu Grunde lagen, wurde erfüllt. Prinz Georg von Cumberland war ein heiterer Jüngling, durchaus zufrieden mit seinem Schicksal. Wer ihn später als Kronprinz und als König gekannt hat, muß ihm nachrühmen, daß derselbe stets bei guter Laune war, voll Liebenswürdigkeit gegen seine Familie und seine Umgebungen. Niemals beklagte er sich über Langeweile, immer wußte er sich zu beschäftigen. Mit bedeutender literarischer Bildung vereinten sich bei ihm Herzensgüte und Neigung zum Wohlthun, aber auch niemals vergaß er einen Augenblick seinen Rang, seine Abkunft, und die Ansprüche, welche er, seiner Ansicht nach, vermöge seiner göttlichen Sendung als Christ, als Welf, als König von

Hannover und englischer Prinz hatte. Man hatte es vermieden, den blinden Knaben durch den leisesten Widerspruch zu kränken. Daß später der in seinen kräftigsten Mannesjahren stehende König, selbst den Ministern, den treuesten Dienern, sogar der Königin keine Aeußerung einer Meinung, die der Seinigen entgegengesetzt war, erlauben wollte, war nur die natürliche Folge seiner Erziehung.

Capitel VIII.

Stille Zeit.

Es waren ruhige, angenehme Jahre, welche der Herzog von Cumberland verlebte, als William IV. auf dem Throne Großbritanniens saß.

Die Stürme der Pariser Julius-Revolution hatten ausgetobt. Sie waren auch für die Staaten des europäischen Continentes nicht ohne mehr oder minder wichtige Folgen gewesen, aber in Deutschland hatte sich bald wieder die Ruhe geltend gemacht. Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften blühten, Eisenbahnen wurden überall gebaut zur Erleichterung des Verkehrs und wenn auch noch Dies und Jenes zu wünschen übrig blieb, im Ganzen wurde es doch besser.

Der Herzog nahm an Allem, was in der politischen Welt vorging, lebhaften Antheil, natürlich aber interessirte er sich am meisten für England und Hannover, und stand

in fortwährendem Briefwechsel mit den hervorragendsten Persönlichkeiten dieser Länder. In seiner Häuslichkeit fühlte er sich hochbeglückt, seine Liebe zu der geistreichen, liebenswürdigen Herzogin hatte nichts von der Kraft und Poesie verloren, welche jeder wahren Liebe eigen ist, für den einzigen theuern Sohn hoffte damals der liebevolle Vater noch immer. Gräfe selbst schien noch nicht alle Hoffnung aufgegeben zu haben, das eine Auge durch eine glückliche Operation zu retten.

Auch Prinz Georg baute darauf und ertrug mit bewunderungswürdiger Geduld und Heiterkeit das Uebel, welches ihm die Schönheiten der Welt entzog. Mit Eifer trieb er Sprachstudien, ließ sich in Literatur und Geschichte unterrichten, gab sich dem Zauber der Tonkunst hin und sammelte sich dadurch Geistesschätze, welche ihm keine Krankheit zu rauben vermochte. Sein Gehör verfeinerte sich durch fortwährende Uebung in so hohem Grade, daß er alle seine Hausgenossen am Tritt erkannte, eine Stimme, welche er einmal vernommen hatte, vergaß er nie und das Gedächtniß des Prinzen war bewunderungswürdig. Aber er besaß nicht nur ein Gedächtniß des Kopfes, sondern auch ein Gedächtniß des Herzens und wenn Georg von Cumberland einmal gesagt hatte: ich werde Sie nicht vergessen, der konnte darauf bauen, daß er von dem Prinzen nicht vergessen werde.

Die Herzogin von Cumberland fühlte sich, abgesehen von der Sorge um ihren jüngsten Sohn, ebenfalls in ihrer dritten Ehe sehr glücklich. Ernst August besaß gerade diejenigen Eigenschaften, welche einem Charakter, wie der ihre war, dauernde Liebe einflößen. Ernst August war beständig,

selbstständig durch und durch und bei Meinungsverschiedenheiten gab zwar der Herzog niemals nach, aber er fühlte sich nicht beleidigt, wenn die Herzogin bei ihrer Ansicht beharrte. Handelte es sich aber um Wünsche seiner geliebten Friederike, so war es für ihn die größte Freude, dieselben zu gewähren, sehr oft errieth er sie, dann waren sie erfüllt, ehe der Mund der theuren Frau sie ausgesprochen hatte.

Der König Friedrich Wilhelm III. sagte einst in seiner kurzen, trockenen Weise zu Ernst August, „merkwürdig, lieber Herzog, immer noch der Liebende. Schön, sehr schön war meine Schwägerin, noch immer eine stattliche, angenehme Erscheinung, aber gar nicht wie die verklärte Louise. Meine Louise immer sanft, immer mir nachgegeben, und der Herr Schwager sind doch sehr fest in seinen Behauptungen.“

Ernst August lachte, „das bin ich, aber meint mein königlicher Bruder, daß ich mit einer Frau, welche keine eigene Meinung besäße, harmoniren könnte? Niemals würde ich mit einem Echo glücklich sein, und wäre es das schönste. In Hauptsachen stimmen wir, meine theure Friederike und ich doch überein und daß sie, als Frau und als Deutsche über manches anders denkt als ich, das ist mir gerade interessant.“ Friederike von Cumberland ertrug es sehr leicht, daß in Berlin die Kronprinzessin zuweilen den Vortritt vor ihr hatte, diese junge Dame war liebenswürdig, wie alle Töchter des guten Königs Maximilian Joseph, und begegnete der Tante ihres Gemahls mit kindlicher Ehrerbietung. In Hannover würde diese die Gemahlin des jüngern Bruders über sich gesehn haben, da der Herzog von Cambridge Statthalter von Hannover war, deßhalb liebte es die Herzogin von

Cumberland nicht, in Hannover zu sein. Für ihren Gemahl besaß sie mehr Ehrgeiz als für sich selbst, und ihn auf der zweiten Stelle zu erblicken, war ihr geradezu unerträglich.

Der Herzog wußte das und besuchte aus diesem Grunde Hannover, das ihm der liebste Ort von der Welt war, mehrere Jahre nicht. Doch sprach er über die Ursache seines Fernbleibens niemals, auch seine Gemahlin schwieg darüber und dankte ihm seine Rücksichtnahme durch verdoppelte Liebenswürdigkeit.

Erst im Dezember 1835, als die jüngern Prinzen Wilhelm und Karl von Preußen nach Hannover reisten, um einige große Jagden mitzumachen, redete die Herzogin ihrem Gemahl selbst zu, seine Neffen doch diesmal zu begleiten und dem guten Bruder Adolf einen Besuch zu machen. Die Herzogin besaß zu viel Klugheit nnd Gerechtigkeit, um dem Herzoge von Cambridge zur Last zu legen, was Georg IV. in Bezug auf die Statthalterschaft an Cumberland verschuldet hatte.

Bei diesem Besuche wohnte der König Ernst August wie gewöhnlich auf dem Fürstenhofe, wo Alles für ihn auf das Beste eingerichtet war, bei dem Herzoge von Cambridge pflegte er zu speisen, und niemals versäumte dieser, den älteren Bruder durch Festlichkeiten zu ehren.

König William IV. hatte in den letzten Jahren sehr gealtert, man fing an, den Herzog von Cumberland als künftigen König von Hannover zu betrachten und viele Adelige, welche sich früher bei seiner Anwesenheit in der Residenz nicht hatten erblicken lassen, eilten jetzt von ihren Gütern herbei, um dem ältesten der Brüder ihres Königs zu huldigen.

Der Herzog nahm durch Liebenswürdigkeit sehr für sich ein, besonders durch seine sprüchwörtlich gewordene Artigkeit gegen Frauenzimmer. Vor jeder gutgekleideten Dame zog er zuerst den Hut, jedem, selbst dem ärmsten Mädchen nickte er seinen Gruß zu. Wer sich gegen Frauenzimmer nicht höflich zeigte, war in seinen Augen kein Gentleman.

Die Kinder seines Bruders liebte er sehr, besonders Prinzessin Auguste, ihr musikalisches Talent und ihre damals noch kindliche aber liebliche Stimme bereitete ihm viel Freude, denn er hörte gern Musik. Ein Abend bei Cambridge ward gewöhnlich ein ganz gemüthlicher Familienabend, wo aller Fürstenpomp, alle Etikette bei Seite geworfen wurde; Herzog Adolf und Ernst August genossen ihn mit vollem Herzen, sie liebten einander brüderlich und hatten am königlichen Hofe ihrer Eltern herzliches Zusammenleben niemals gehabt. Die Herzogin von Cambridge machte selbst den Thee und nach einem Plauderstündchen, bei welchem Herzog Adolf sich schlicht und offen gab wie er war, überließ Ernst August sich seiner heitern Laune. Frei von Sarkasmus waren seine Scherze selten, aber bei alledem verletzte er nicht oft und geschah dies, so wußte er durch Liebenswürdigkeit bald wieder zu versöhnen.

An solchen Abenden war meist der Liebling des Herzogs von Cambridge, Heinrich Marschner, eingeladen und fühlte sich als hochgeachteter Gast sehr wohl und heimisch in diesem Kreise. Wie alle ächten Künstler besaß Marschner die feinsten Manieren, er zog sich den Fürsten gegenüber selbst die Grenzen, in denen er sich bewegte, aber er vergab

sich auch Nichts und würdigte sich nicht zum Schmeichler herab.

Fragte ihn einer der Fürsten über Musik, wurde sein Urtheil begehrt, so sprach er dasselbe offen aus, aber ohne die Anmaßung, welche fast immer mit der Charlatanerie Hand in Hand geht.

Der Herzog von Cambridge war ein guter Violinspieler, er vereinte große Fertigkeit mit angebornem edlem Vortrage und spielte sehr oft an solchen Abenden seine Lieblingsstücke, welche Marschner mit Meisterschaft auf dem Flügel begleitete.

Ernst August war stets ein dankbarer und aufmerksamer Zuhörer, bat auch zuweilen um Wiederholungen, wenn ihm eine Tondichtung besonders gefiel.

„Ich liebe Musik", sprach er oft, „aber obgleich ich das Schöne von dem Gewöhnlichen sehr wohl zu unterscheiden weiß, würde ich es doch niemals dahin gebracht haben, in der Musik etwas zu leisten, mir fehlt zur Erlernung dieser schönen Kunst die Geduld. Ich bin ein alter Soldat und von der Vorsehung nicht zum Musiker bestimmt."

„Wissen Sie wohl, Herr Capellmeister", fuhr der Herzog von Cumberland zu Marschner gewendet fort, „daß ich ein fleißiger Besucher der Berliner Singacademie war, als Zelter noch lebte. Ich ging nicht nur hin, um die Herzogin zu begleiten, ich fand selbst Freude daran, die Händelschen Oratorien so gut gesungen zu hören. Doch vermißte ich dabei die Orgel und sagte das Zelter, welcher sich darüber ärgerte. Der Zelter war einer von den vielen Deutschen, die sich einbilden, daß wir in England keine Musik haben,

und herzlich wenig davon verstehn. Sind Sie auch der Meinung, Herr Capellmeister?"

„Da würde ich gegen mich selbst sprechen, königliche Hoheit, erwiederte Marschner mit feinem Lächeln, denn mein Templer und Jüdin ist in London sehr warm aufgenommen worden und hat in der deutschen Oper viele Vorstellungen erlebt, auch habe ich niemals so vollendet Harfe spielen hören wie in London von Parish Alvars, nie bessere Organisten gefunden als in England, aber die vielen Theater in Deutschland bringen es mit sich, daß sich bei uns mehr Menschen als in England die Erlernung irgend eines Zweiges der Tonkunst zum eigentlichen Lebensberuf wählen als in England und überhaupt in andern europäischen Ländern."

„Sollen dabei bleiben! Als England noch das singende, lustige England hieß, war es sicherlich angenehmer dort. Da that noch Jeder, was ihm zukam, der König regierte und führte Kriege zum Ruhme Englands und die Ritterschaft zog das Schwert. Da kam der augenverdrehende Heuchler Cromwell, verjagte Frohsinn und Musik und statt überall zu singen und zu kämpfen, schwatzt man jetzt und kümmert sich um das, was dem Könige allein obliegt. Deutschland ist das Land der Kunst, es soll das Land der Kunst bleiben, da wird es am besten blühen und gedeihen."

„Es war doch in den Kriegsjahren auch gut, daß die Deutschen das Schwert zu führen wissen," bemerkte der Herzog von Cambridge, „was aber Oliver Cromwell betrifft, so stimme ich mit Dir nicht überein. Es war ein großer Mann, ein Vaterlandsfreund —"

„Adolf, theurer Adolf, lassen wir den alten Streit," unterbrach ihn Ernst August. „Gieb es auf, mich zu einer andern Ansicht zu bekehren, Alles was ich Dir zugebe, ist: der Oliver besaß viel Verstand und mehr Menschenkenntniß als Bonaparte, denn er schlug den Königstitel aus, obgleich er denselben herzlich gern angenommen hätte. Deutschland wird nie einen Cromwell haben."

„Vielleicht doch, die Zeiten ändern sich, sie können uns auch einen solchen Mann bringen, wenn auch in Einzelnheiten von jenem merkwürdigen Manne verschieden," sprach die Herzogin von Cambridge.

Ernst August blickte die in der Regel sanfte, schweigsame Dame mit großen Augen an und sagte nicht ohne leichten Spott: „was hat meine theure Schwester auf solche Gedanken gebracht?"

„Ich will mich nicht mit fremden Federn schmücken, es sind nicht meine eigenen, ich hörte Alexander Humboldt dies sagen, später habe ich nachgedacht, deutsche Geschichte gelesen und halte es für sehr möglich, daß Humboldt ein richtiger Prophet ist."

„Den Teufel auch, ein Oliver Cromwell fehlte in Deutschland! Ein solcher würde bald die schwarz-roth-goldene Fahne aufpflanzen, Empörung predigen und vielleicht auf kurze Zeit eine Art von Republik zu Stande bringen, denn obgleich es die Deutschen gut haben, sind sie doch nicht mehr so zufrieden wie früher, das haben sie 1830 gezeigt, vornehmlich in Sachsen, wo sie dem alten Könige eine Constitution abtrotzten und in Braunschweig, als unser Vetter Carl verjagt wurde."

„Vielleicht brächte auch ein deutscher Cromwell Deutschland unter einen Hut auf andre Weise," sagte die Herzogin, „ich weiß es, es gibt Männer von Geist, welche an ein deutsches Kaiserreich glauben unter einem Habsburg oder Hohenzollern. Ich halte aber solche Gedanken für Nachklänge jugendlicher Träume. Was einmal vorüber war, kehrt nicht wieder."

„Dieser Ansicht bin ich auch. Wo blieben denn die Welfen und die Wittelsbacher? Pah! Damit schreckt man Kinder. Oesterreich hat mit Ungarn, Italien und Polen zu thun und mein Schwager von Preußen ist nicht der Mann am deutschen Bunde zu rütteln, denn Fürsten haben ihn geschlossen und mit ihrem fürstlichen Wort besiegelt. Preußen hat jetzt keinen Friedrich II., auch sind da noch Sachsen und Württemberg, der kleineren deutschen Fürsten nicht zu gedenken! Unsinn, Hirngespinnste deutscher Studenten und Schwärmer!"

Capitel IX.

Wichtige Veränderungen.

Gemüthlich und heiter hatte die Cumberland'sche Familie das Christfest 1836 gefeiert. Die Herzogin, ihrem Hange zur Wohlthätigkeit folgend, hatte wieder einmal darbende Wittwen gelabt, frierende Kinder gekleidet. Sie verdiente Anerkennung dafür, denn sie war nicht reich und

versagte sich die Erfüllung manches Lieblingswunsches, um in der Stille Gutes zu thun. Schon Jahre lang hatte die Herzogin den Haushalt vereinfacht, damit der Herzog alljährlich Schulden abtragen konnte. In dem Hofmarschall von Malortie war ein guter Administrator angestellt worden, welcher ein scharfes Auge auf die Dienerschaft hatte.

Auch Prinz Georg hatte Geschenke vertheilt nnd sich an den Gaben erfreut, welche Elternliebe sinnig für ihn gewählt.

Den flammenden Christbaum ließ die Herzogin nicht mehr freudig anzüuden, es zerschnitt ihr das Herz, wenn sie daran dachte, daß ihr geliebter Sohn von all diesen gemüthlichen Herrlichkeiten, welche dic Jugend erfreuen, nichts erblicken konnte, aber doch drang ein Schein von Licht in seine Augen und selbst dieser Schimmer machte ihn heiter.

In den letzten Tagen des Dezember reiste Herzog Ernst August nach Hannover, seinen Bruder zu besuchen und einige Jagden mitzumachen, auch hatte er dem Grafen Münster auf Derneburg einen Besuch versprochen und wollte das gegebene Wort einlösen. Deßhalb ließ der Herzog dem Grafen Münster wissen, daß dieser auf der Rückreise den hohen Gast erwarten könne.

Herzog Adolf empfing diesmal seinen Bruder mit besonderen Festlichkeiten, er wollte so recht nach englischer Sitte die zwölf Nächte*) feiern, und versammelte fast jeden Tag Alles was hoffähig war, in seinem Palais zum Diner und Spiel. Auch musicirt wurde fleißig und Ernst August ließ

*) Vom 25. Dezember bis 6. Januar.

oft den Whisttisch im Stich, um dem Quartett zuzuhören, bei welchem der Herzog von Cambridge erste Violine spielte.

Niemals hatte sich Ernst August so gut gelaunt und von solcher Liebenswürdigkeit gezeigt, wie dieses Mal, er wußte Jedem etwas Angenehmes zu sagen, und seine Scherze erregten allgemeine Heiterkeit, da er sie diesmal ohne die Beimischung von Spott zum Besten gab.

Nicht geringes Aufsehen machte es natürlich in der Residenz, ja im ganzen Lande, daß der Herzog von Cumberland den sechsten Januar zum Tage seiner Abreise wählte, denn an diesem versammelten sich die Stände des Königreiches in der Hauptstadt. Mehr oder minder laut sprach man sich in allen Kreisen darüber aus, denn es war wohl bekannt, daß Ernst August in England stets für das Oberhaupt der Tories gegolten hatte.

Auch in der Hartwig'schen Familie sprach man lebhaft über die Abreise des Herzogs, den Männern schien sie sehr bedeutungsvoll.

„Was wohl der selige Großpapa dazu sagen würde?“ bemerkte Frau Dorothea Bergmann, die, jetzt eine stattliche Matrone, bei ihren alten Eltern, wie sie sagte, ein Plauderstündchen hielt.

„Großpapa gehörte der alten Zeit an,“ erwiederte ihr älterer Bruder, der Fabrikherr Georg, unser würdiger Ahnherr, war durch und durch Royalist, ein wahrer Ritter Lee, er würde Alles, was der Herzog von Cumberland thun wird, gut heißen. Ich fürchte, sollte König William IV. mit Tode abgehn, so wird der künftige König von Hannover, Ernst

August, unsere Verfassung nicht gelten lassen, wenigstens nicht in allen Punkten."

„Schon deßhalb nicht," äußerte Vater Hartwig, „weil unsere Verfassung vom Jahre 1833 eine Folge der Pariser Julirevolution ist, sie vertrieb Carl X. und brachte uns manches Gute."

„Ich bin auch sehr geneigt zu glauben, daß der Herzog von Cumberland unsre Verfassung nicht sofort anerkennen wird," sprach Ernst Hartwig, „aber von meinem Standpunkte als Rechtsgelehrter könnte ich ihm durchaus nicht unrecht geben."

„Was," rief lebhaft sein Bruder, „so spricht ein Mann, der stets für Freiheit und Fortschritt kämpft?"

„Ich bin für Freiheit und Fortschritt, ganz richtig, und werde mich, sollte der Herzog als König an unsrer Verfassung rütteln wollen, auf die Seite derjenigen stellen, denen an der Aufrechthaltung derselben Alles gelegen ist, was aber Cumberland betrifft, so hat er sich nicht um unsre Verfassung zu kümmern, man hat ihm gegenüber große Mißgriffe gemacht. Als älterer Bruder besaß er Ansprüche auf die Statthalterschaft, man überging ihn — und zwar auf Veranlassung von Hannoveranern — und ernannte den Herzog von Cambridge zum Vice-König. Herzog Adolf ist ein gutmüthiger Ehrenmann, aber er besitzt nicht Ernst August's Geist. Cambridge weiß, daß er diesem einst weichen muß, folglich unterließ er Manches, was dem Lande zu Gute gekommen sein würde. Ernst August würde gebaut und verschönert haben, auch die Herzogin von Cumberland ist eine ganz andere Dame als die Herzogin von Cambridge. Die

hannöverischen Stände haben damals nicht die Zustimmung des Cumberland zu unserer Verfassung eingeholt, obgleich sie sich dies zu ihrer Sicherheit selbst schuldig waren und auch dem Kronerben. Der Herzog Ernst August ist nicht in die Lage versetzt worden, dem Lande die Aufrechthaltung der Verfassung zu versprechen. Was Einer nicht versprochen hat, braucht er nicht zu halten. Er weiß nichts davon!"

„Ganz richtig, Schwager Ernst," sagte Heinrich Bergmann, „der alte Cumberland besitzt neben aller Gradheit auch einige Gran Malice und ist fähig, die Verfassung schon deßhalb anzufechten, weil man die Anerkennung derselben bisher für überflüssig von seiner Seite gehalten hat."

„Er weiß aber davon," sprach Vater Hartwig, „ich erinnere mich, in einer preußischen Zeitung gelesen zu haben, daß er im Jahre 1833 gegen unsere Verfassung in seiner Eigenschaft als Kronerbe protestirt hat, das hiesige Ministerium hat jedoch keine Notiz davon genommen."

„Das war unpolitisch von dem damaligen Ministerium," sprach Ernst, „ich fürchte, wir werden dafür büßen müssen, wenigstens auf einige Zeit."

„Es ist aber doch auch möglich, daß der König William noch einige Jahre lebt, daß Herzog Ernst August stirbt und Cambridge unser König wird," rief Frau Dorothea Bergmann mit Lebhaftigkeit.

„Liebes Dorchen, Du vergiß't, daß es einen Prinzen von Cumberland giebt, welcher in die Rechte seines Vaters treten würde," sagte Heinrich Bergmann.

„Prinz Georg von Cumberland? Mein Himmel, ich

hörte doch oft, daß derselbe keine Hoffnung habe, das Licht seiner Augen wieder zu erhalten," entgegnete sie.

„Leider sagt man so, aber das würde nichts ändern," ließ Ernst sich vernehmen, „es existirt kein Staatengesetz, laut welchem ein blinder oder tauber Prinz von der Erbfolge ausgeschlossen wird. Und, was nicht verboten ist, ist erlaubt."

„Darauf kennt man den alten Cumberland, daß er Himmel und Erde in Bewegung setzen wird, seinem Sohne die hannöverische Krone zu erhalten. Gegen die Wünsche König Williams ist der Prinz in Berlin erzogen worden, das habe ich gelesen," sagte Bergmann, „wozu hätte der Herzog seinem Sohne, der doch auch ein englischer Prinz ist, eine deutsche Erziehung geben lassen, wenn er in ihm nicht den künftigen König von Hannover erblickte? Das Beste wäre, der Prinz vermählte sich mit der Prinzessin von Kent, da blieben England und Hannover unter einer Krone. Als sogenannter selbstständiger deutscher Staat ist die Selbstständigkeit Hannovers doch nur eine eingebildete und mag Ernst August, oder wie immer der künftige König von Hannover heißen wird, derselbe in innern kleineren Angelegenheiten thun können was er will, in äußern und in größern Sachen wird dann Hannover nach österreichischer oder preußischer Pfeife tanzen müssen. So lange wir bei England sind, haben wir nichts von Frankreich oder Rußland zu fürchten. Ich wünsche also, daß wir durch des Prinzen Georg Vermählung bei England bleiben und für uns hier immer einen Statthalter haben, der hier sein Geld ausgiebt und unserm lieben Hannover Glanz und Leben einer Haupt- und Residenzstadt verleiht."

Wie Heinrich Bergmann dachten damals viele Bürger von Bergmann's Alter. Daß Hannover jemals eine deutsche Provinz werden könne, hätte keiner von ihnen geträumt, aber unter der jüngeren Generation regte sich zu jener Zeit der Gedanke an ein großes Deutschland, gleichviel ob unter einem Könige oder einem Präsidenten lebendig, und schon damals würden selbst friedenliebende Männer zur Erreichung dieses großen Ziels selbst einem Kriege nicht ausgewichen sein.

Indessen die Bürger Hannovers ihre Gedanken über die möglichen künftigen Zustände des Landes unter sich austauschten, kamen täglich die Stände zusammen, um über das Wohl des Landes zu berathen. Daß sie noch in diesem Jahre ihren eigenen König erhalten würden, dachte damals wohl Keiner der Herren, denn William IV. galt nicht für krank und konnte menschlichem Ansehn nach ein eben so hohes Alter erreichen als König Georg III.

Im Allgemeinen interessirte sich das deutsche Volk noch nicht in so eingehender Weise für Politik als in späteren Zeiten, die arbeitenden Classen fanden bei ihren Geschäften vollauf Befriedigung und gaben sich in müßigen Stunden ihren Vergnügungen hin, die anderen Classen wandten ihr Hauptinteresse der Literatur und den Künsten, namentlich der theatralischen Kunst zu. Auch in Hannover befand sich das Theater damals auf einer hohen Stufe und man sah in den dreißiger Jahren bis gegen Ende der vierziger Jahre auf der Hofbühne Darstellungen, welche den älteren Bewohnern Hannovers noch jetzt im Gedächtniß sind. Unter Marschners geistvoller, energischer Leitung wurden die besten

Opern der Meister aller Schulen vortrefflich aufgeführt. Das kleine alte Hoftheater war stets gefüllt mit andächtigem Publikum, und für den Kenner war es eine Freude, neben dem genialen Carl Devrient die vortrefflichen Schauspieler Grunert und Döring, neben Frau von Holbein, der Meisterin im Schau- und Lustspiel, die schöne Lilla Löwe, die junge viel versprechende Maria Bayer zu sehn. Mit innigem Vergnügen lauschten Freunde schönen Gesanges den bezaubernden Gesängen der Schwestern Spatzer und eine musterhafte Aufführung von Marschners Templer und Jüdin war dem Publikum ein Festabend. Hannover war zu jener Zeit, namentlich in den Wintermonaten, eine der angesehensten Städte wegen seines gemüthlichen Familienlebens und durch das gute Theater, die vortrefflichen Concerte und viele die geistige Bildung fördernden literarischen und künstlerischen Kreise. Auch an interessanten Persönlichkeiten fehlte es der, damals noch kleinen Stadt nicht, außer den genannten Künstlern lebten noch Ramberg, Georg Harrys, der geistreiche Hermann Detmold in Hannover.

Anfangs April hatte der Herzog von Cumberland Berlin verlassen, um wieder einmal über Hannover nach England zu reisen. Er wollte sich über wichtige Familienangelegenheiten mit seinem königlichen Bruder persönlich unterreden. Der Herzog wußte sehr wohl, daß seine Brüder fähig waren, ihm brieflich einen Wunsch abzuschlagen oder ihm zu widersprechen, aber daß sie alle, sogar früher seine Eltern, der lebhaften, energischen Beredsamkeit Ernst August's nicht widerstehen konnten.

Als Cumberland den König begrüßte, fand er ihn be-

deutend gealtert und vermochte kaum, seine Gemüthsbewegung zu verbergen. Die Königin Adelaide sprach gegen ihren Schwager ihre Besorgniß aus, die Herzogin von Kent verhielt sich kühl wie immer. Sie bewies dem Herzog von Cumberland die Artigkeit, welche seinem Range gebührte, machte aber diesmal noch weniger als früher ein Hehl daraus, daß sie dem Herzog persönlich abhold war. Ernst August rächte sich durch ausgesuchte Höflichkeit gegen sie und durch ein hofmeisterndes Benehmen gegen die Prinzessin Victoria, das er sich als Oheim erlaubte; es machte ihm Spaß, die Herzogin von Kent zu ärgern. Zu seinem Bruder Sussex sprach er lachend: „August, unsre gute Schwester von Kent sieht schon die Krone auf ihres kleinen Mädchens Kopfe und sich als Mutter der Königin. Ich sage Dir, nicht um die englische Krone, so werthvoll sie ist, möchte ich die Kent lange zur Gesellschaft haben. Sie redet das ganze Jahr kein Wort Deutsch und thut, als ob sie ihre Muttersprache nicht mehr verstünde. Alle englische Sitten und Gebräuche übertreibt sie und als ich am letzten Sonntag neben ihr im Park promenirend einer Lerche Lied nachzuträllern versuchte, sah sie mich so strafend an, wie der ärgste Puritaner in Cromwells Armee. Ich sagte ihr auch, daß ich es recht gottlos fände, daß der König in Windsor so lustige Vögel dulde, da die Erde ein Jammerthal sei und Gott nur an zerknirschten Gemüthern Wohlgefallen habe."

Der Herzog von Sussex lachte, auch er hegte keine warme brüderliche Zuneigung zu seiner Schwägerin Viktoria von Kent.

Am 19. Juni Abends fanden die Aerzte des Königs

den hohen Kranken plötzlich sehr verändert. Sie hielten es für ihre Pflicht, die königliche Familie davon zu unterrichten. Ernst August eilte an das Bett seines sterbenden Bruders, wo er die Königin Adelaide fand. Am 20. Juni des Morgens um zwei Uhr schloß der König seine Augen für immer.

Die achtzehnjährige Prinzessin Victoria von Kent ward in demselben Augenblick, in demselben Momente Königin von Großbritannien und Irland, Ernst August hieß jetzt König von Haunover.

Als der König William IV. den letzten Athemzug gethan hatte, kniete Ernst August am Sterbebett nieder und sprach ein Gebet, dann wandte er sich zu der Königin-Wittwe, welche sanft weinte, und führte sie hinweg.

Eine Stunde später schrieb der König an seine Gemahlin, an die geliebte Theilnehmerin seiner Größe und schloß den Brief mit den Worten: „mögest Du die Krone recht lange tragen, denn kein Haupt ist einer königlichen Krone würdiger als das Deine. Alle Bestimmungen in Bezug auf die Trauer um unsern geliebten Bruder überlasse ich Dir, da Herz, Verstand und Erfahrung sich in Dir vereinen, Deine Handlungsweise, auch in Bezug auf fürstlichen Anstand, mustergültig für jeden Hof zu machen.“

Capitel IX.

Der Einzug in die Residenzstadt.

Hell und warm strahlte die Frühlingssonne vom blauen Himmel herab, als sich am 28. Juni 1837 der König Ernst August seinem Lande zum Erstenmal in seiner neuen Würde nahte.

An der Gränze wurde derselbe von den Beamten des Gränzamtes Wennigsen empfangen, an der Spitze dieser Herren befand sich der Landdrost von Dachenhausen.

Der König erwiederte die Anreden auf das Huldvollste und freute sich herzlich in Hannover zu sein. Aus allen Ortschaften strömten die Bewohner herbei, ihren König zu sehn, der ihnen durch seine öfteren Besuche wohl bekannt war.

Unaufhörlich grüßte der König zum Wagen heraus und lachte herzlich, als unweit von Hannover ein Landmann mit lauter Stimme seiner Frau zurief, indem er den nicht grüßenden Oberstallmeister Grafen von Kielmannsegge finster ansah: „Kiek Micke, was ein höflicher Mensch der König ist, viel höflicher als seine Lüt."

Eine Anzahl angesehener Bürger hatte den König eingeholt und am Eingange der Calenbergerstraße, wo eine geschmackvolle Ehrenpforte aufgerichtet war, empfing ihn der Magistrat im Namen der Stadt. Der Stadtdirector Rumann hielt eine Anrede an den König und überreichte demselben die Schlüssel.

Lange Zeit sah der König ernst auf diese Schlüssel nieder, er gedachte vielleicht seiner Vorfahren, welche alle

diese Schlüssel erhalten hatten. Oder sah er im Geiste schon den Tag, an welchem sein Sohn sie in die Hände nehmen würde? Er lächelte jetzt, keine prophetische Stimme rief ihm zu, daß sein Thronerbe sie noch bei Lebzeiten in fremde Hände würde übergeben müssen.

Mit wenig Worten, welche ihm aber offenbar vom Herzen kamen, erwiederte der König die Anrede des Stadtdirectors und wandte sich dann wieder grüßend zu den Bürgern, welche ihn mit Jubelruf bis zum Fürstenhofe begleiteten.

Als der König in den Fürstenhof trat, kam ihm der Herzog von Cambridge mit seinem Sohne entgegen. Die Brüder umarmten einander, beide waren tief bewegt, beide dachten an König William IV.

Abends wurde die ganze Stadt glänzend beleuchtet, der Herzog von Cambridge hatte befohlen, auch das Schloß zu illuminiren, obgleich, wie Prinz Georg von Cambridge lächelnd bemerkte, dasselbe eigentlich als Eigenthum des Königs unerleuchtet bleiben solle.

Der König nahm mit großer Theilnahme die Erleuchtung in Augenschein und hatte seine Freude an den vielen zum Theil sehr geschmackvollen Transparenten. Besonders gefiel ihm ein Haus, auf dessen Balkon neben dem EA unter einer Krone der Buchstabe F angebracht war, auch sah er gern neben dem alten Wappen des Welfengeschlechtes das Wappen von Mecklenburg. Jede Aufmerksamkeit gegen seine Gemahlin nahm Ernst August besonders hoch auf.

Als der König gegen Mitternacht in seinem Zimmer

am Fenster stand, noch einmal auf die hellen Straßen zu schauen, trat der Herzog von Cambridge zu ihm und sagte in seiner gutmüthigen Weise: „Du bist jetzt in Wahrheit Ernst, was hast Du? Ich meine, Du könntest mit dem Empfange, welcher Dir zu Theil geworden, zufrieden sein."

„Das bin ich auch, mein theurer Adolf, ich erkenne auch Deine brüderlichen Bemühungen dankbar an, hast Du doch sogar die dunklen Räume, in denen der arme Königsmark, der Volkssage nach, ruhelos umhergehen soll, in Tag verwandelt, aber ich bin etwas verstimmt, weil Friederike und mein Sohn nicht hier sind. Auch gehöre ich, wie Du weißt, zu den Menschen, welche ein eisernes Gedächtniß besitzen. Ich erinnere mich lebhaft jenes Abends, am 10. October 1821 war es, wo unser Bruder Georg IV. mit Deiner Auguste und meiner Friederike durch die Stadt im offenen Wagen fuhr. Hannover war damals eben so geschmückt und die Bevölkerung jubelte wie heute, und was erzählten sich nicht die Klatschbasen Alles von Georg IV.! Sie würden William ebenso empfangen haben, sie schwenkten mir Hüte und Tücher entgegen, obgleich sie mich schon einen Tyrannen genannt haben, weil ich die Verfassung anrühren werde, sie werden mir noch mehr nachsagen und jubeln doch! Sterbe ich, dann kann mein Sohn denselben Lärm hören, Kanonenschüsse, Volkshymne, und kein Mensch gedenkt dann des alten Ernst August mehr. Es giebt schlechte Könige, wir wissen das Beide, Adolf, leider, aber wie ergeht es den Guten? Gebe einer seiner Herzblut für das Volk, er wird keinen Dank davon haben, nicht einmal ein Denkmal, wie

es gebildete Nationen ihren großen Dichtern, Künstlern und Denkern setzen."

„Der Regent findet seine bleibende Stätte in der Geschichte, ein guter Fürst —"

„O, liebster Adolf, verschone mich mit der Geschichte. Wie sind nicht Könige von Schmeichlern gepriesen, von politischen oder persönlichen Gegnern in den Staub herabgezogen worden. Deßhalb will ich von den Geschichtsschreibern nichts weiter lesen als Jahreszahlen, darin sind sie meist richtig. Wenn ein Freund von Caroline von Braunschweig Georgs Biographie geschrieben hätte, die würde getreu sein! Ich habe bei näherer Beleuchtung schon oft gefunden, daß mancher geschmähte oder wenig besprochene König der beste war und daß die vielgerühmten oft wenig Lob verdienten. Heinrich IV. von Frankreich war ein tapferer Mann, aber im Grunde kämpfte er nur um seine Krone und liebte bald dieses bald jenes schöne Weib. Wegen einigen schönen Worten bewundert man bis heut noch seine Herzensgüte, während in Wahrheit der vielgeschmähte Ludwig XI. den Grund zu Frankreichs Aufblühen legte. Nun, ich will redlich das Meine thun, erhält Gott uns den Frieden, dann soll Hannover unter meiner und Georgs Regierung von Jahr zu Jahr wachsen. Irre ich, so möge der Herr mich erleuchten, mit meinem Wissen soll Niemand ein Unrecht leiden müssen, der in Hannover lebt. Ungehörigen Forderungen werde ich aber nicht nachgeben, Bruder Adolf, ich habe weniger Milch im Gemüth als Du, und halte an dem Wahlspruch der Welfen fest: **Nunquam retrorsum!**"

Ernst August hielt Wort. Schon am 5. Juli erschien das vom Minister Schele contrasignirte Patent, in welchem der König von Hannover erklärte, daß er sich weder in formeller, noch materieller Hinsicht durch das Staatsgrundgesetz vom 26. September für gebunden halten könne, doch, fügte der König hinzu, wolle er diesen hochwichtigen Gegenstand auf das Sorgfältigste prüfen, denn seine Absicht sei, auf vernünftige Weise für das Wohl des Landes zu sorgen.

Obgleich denkende Männer von dieser Handlungsweise des Königs nicht überrascht waren, machte sie dennoch großes Aufsehn im Lande selbst und in ganz Deutschland, ja in Europa. Ernst August las Alles, was in den Zeitungen darüber gesagt wurde, schrieb es sich in das Gedächtniß, änderte aber seine Ansicht durchaus nicht, sondern erklärte bei jeder Gelegenheit ganz offen, daß er handeln würde als existire diese Verfassung nicht, bis er durch eignes Nachdenken und überzeugt durch die weisen Räthe der Krone sich entweder zur Annahme des alten Staatsgrundgesetzes oder zur Bildung einer neuen Verfassung entschlossen habe.

Während dem sich nun Anhänger um den König schaarten und die Stände, ja viele der angesehensten Männer des Landes dem Könige gegenüber traten, ließ derselbe unbeirrt Befehle zum festlichen Empfange der Königin und des Kronprinzen ergehen. Merkwürdig war es, daß bei allem lauten Tadel, der des Königs Benehmen traf, doch überall rasch und gern die Vorbereitungen zur feierlichen Begrüßung der neuen Landesmutter und ihres Sohnes gemacht wurden.

„Die Königin kann ja nichts für die Ansichten ihres Gemahls," sagten Einzelne, während Andere hinzusetzten:

„sie ist eine kluge Dame und wird ihn vielleicht auf andere Gedanken bringen."

„Der König verspricht nicht allerlei Gutes, wie fast jeder Fürst bei'm Regierungsantritt, er will nicht versuchen, uns zu täuschen, wir wissen doch, wie wir mit ihm daran sind, bestehen wir fest auf unserm Rechte, wird es uns erhalten bleiben", sprachen die Bürger und selbst die auf der äußersten Linken sahen in Ernst August keinen verächtlichen Gegner. Unter den Gewerbtreibenden der Residenz freuten sich die meisten auf die Anwesenheit einer Königin, welche in dem Rufe stand, Glanz mit Geschmack zu vereinen, und von welcher anzunehmen war, daß sie einen glänzenden Hof um sich versammeln und hohe Gäste einladen würde.

Strahlend vor Heiterkeit begab sich der König nach Schladen, um seine geliebte Gemahlin und seinen Sohn zu empfangen, welche am 13. Juli von Berlin abgereist waren.

Der junge Prinz, welcher ungeachtet seiner umnachteten Augen gern reiste, war sehr glücklich. Er besaß die Elasticität der Jugend, seine lebhafte Fantasie malte ihm die äußere Welt vielleicht noch schöner als sie in Wahrheit ist, und da Prinz Georg einen hochstrebenden Geist besaß, war ihm der neue Titel: Kronprinz von Hannover, ein angenehmer Klang.

Mutter und Sohn saßen allein in dem Wagen, der sie nach Dernburg bringen sollte, wo sie übernachten wollten. Der Kronprinz, an die stete Bereitwilligkeit ihm zu antworten gewöhnt, überschüttete seine Mutter mit Fragen. Jeden Baum, jedes Haus des Landes, dessen Kronprinz er jetzt war, ließ er sich beschreiben.

„Siehst Du auch Bettler, theure Mama?“ fragte der achtzehnjährige Prinz.

„Nein, mein Sohn, doch wird es auch Bettler und überhaupt Arme in Hannover geben, wie überall, lieber George,“ entgegnete sie.

„Hannover hat Jahre lang keinen König im Lande gehabt, mein Vater wird vereint mit Dir, Du gütige, kluge Mama, gewiß in kurzer Zeit dafür gesorgt haben, daß in Hannover kein Mensch mehr Noth leidet.“

„Guter Sohn, wenn Könige alle Noth verbannen könnten, welch' schönes Loos wäre ihnen zu Theil geworden! Aber gewiß wird Dein Vater so viel thun, als er kann und auch ich werde nach Kräften hülfreich sein. Das Geben ist süß, das schönste Vorrecht der Besitzenden, die beste Regierung aber ist diejenige, unter welcher es die wenigsten Bedürftigen giebt. Der König wird dafür sorgen, daß in seinem Lande Handel und Gewerbe blühen, daß Jeder, der arbeiten will, Beschäftigung findet.“

„Seltsam, gnädigste Mama, daß meines Vaters Reich nach der Hauptstadt desselben den Namen erhalten hat, oder ist es nicht so? Ich fände es viel schöner und passender, wenn es Welfenreich hieße. Oesterreich, Frankreich, Welfenreich, das lautet herrlich.“

„Unser Hannover, oder wie Du sagst, das Welfenreich ist nur bedeutend kleiner, weder so reich noch überhaupt mit Oesterreich und Frankreich zu vergleichen, mein Sohn,“ antwortete die Königin mit leichtem Lächeln.

„Dafür sind wir Welfen aus einem alten deutschen Geschlecht entsprossen, in allen deutschen Angelegenheiten ist

die Stimme meiner Ahnherrn gehört worden. Weltberühmt ist welfische Tapferkeit und die braunschweigischen und hannoverschen Krieger haben Deutschland große Dienste geleistet. Ruhmvoll sind unsre Fahnen aus jedem Feldzuge mit heimgebracht worden."

„Das ist wahr, mein Georg, König von Hannover zu sein ist ein glänzendes Loos, aber selbst Deines Vaters eiserner Charakter wird sich fügen müssen, wenn er als Bundesfürst zu stimmen hat. Im Innern des Landes ist er Herrscher, in deutschen Angelegenheiten wird Hannover doch bald Oesterreichs, bald Preußens Wünschen nachgeben müssen. Doch, Du stehst noch in den goldnen Jahren, welche Jeder nur einmal erlebt, genieße sie. Sey ein sorgloser, glücklicher Kronprinz, bis die schwere Pflicht des Regenten Dir aufgelegt wird."

„Gnädige Mama, warum hast Du jetzt Thränen in den Augen?"

„Thränen, Georg? Wie kommst Du zu dieser Frage?"

„Theure Mama, mein Ohr ist so fein, daß ich am Tonfall Deiner Stimme höre, ob Du heiter bist oder nicht."

Die Königin fuhr liebkosend mit ihrer feinen Hand über das dunkelblonde Haar ihres Lieblings und sagte: „ich sehe schon, mein Georg, Du bist nicht zu täuschen. Es ist wahr, ich bin nicht so heiter als ich es wohl sein sollte, als Dein Vater glauben wird, aber wer vermag es, seine Stimmungen stets zu beherrschen? Sollte man nicht annehmen können, daß die Seele des Menschen ein zartbesaitetes Instrument ist, auf welchem unsichtbare, mächtige Wesen zuweilen ernste, zuweilen heitre Töne anschlagen? Meine

Schwester, die Königin von Preußen, erzählte mir einst in einer vertraulichen Stunde, daß sie sich bei ihrem Einzuge als Kronprinzessin sehr glücklich gefühlt habe. Ganz Berlin hatte sein Festkleid angelegt und die Bevölkerung jubelte der jungen schönen Braut entgegen. Mitten in dieser gehobenen Stimmung habe sie zum Himmel geschaut, dankbar für so reines Glück, in diesem Augenblicke sei eine dunkle Wolke über das königliche Schloß gezogen, eine unerklärliche Bangigkeit habe ihr Herz zusammengepreßt und sie habe sich die größte Mühe geben müssen, die ungerufene Stimme zum Schweigen zu bringen, welche ihr immer wieder zugeflüstert habe: Du wirst in Berlin viel Bittres erfahren! So, mein lieber Georg, vermag ich nicht, heute gewisse Stimmen in meinem Innern zur Ruhe zu verweisen, welche mir zurufen, daß ich nicht lange Zeit die Königin dieses Landes sein werde. Ich bebe nicht feige vor dem Sterben zurück, weiß ich doch, daß ich nur den Weg gehen werde, den vor mir meine Eltern wandelten und daß früher oder später meine Theuersten ihn ebenfalls gehen müssen, aber Georg mit Dir, an der Seite Deines Vaters lebe ich so gern, so Vieles wünschte ich früher thun zu können und besaß dazu nicht die Macht, jetzt habe ich endlich den Wirkungskreis für mich gefunden —"

„Und lange wirst Du leben und wirken als Königin, geliebte Mutter," sagte sanft der Kronprinz.

„Ich möchte es glauben, Dein Vater würde sich niemals trösten, wenn er mich verlöre! Aber ach, Georg, noch lebte bisher nicht eine glückliche Frau an der Seite des Regenten dieses Landes. Deine Ahnfrau, Sophie Stuart, die

eigentliche Stammmutter des Hauses Hannover, sorgte unablässig für die Blüthe und Größe ihrer Familie. Sie ärndtete wenig Dank dafür und erlebte es nicht, die englische Krone zu tragen, welche ihrem schönen und klugen Haupte eher gebührt hätte als der geistlosen, schwankenden Anna Stuart. Doch ich will Dich nicht durch düstre Bilder mit verstimmen. In die Zukunft wollen wir schauen, dem Könige muß ich ein heitres Antlitz zeigen, er hat das um mich verdient."

Mit lächelnden Mienen erwiederte die Königin die ehrfurchtsvollen Begrüßungen der Familie des Grafen von Münster und noch lange Jahre sprach man im Schlosse zu Derneburg von der Grazie der Königin, von der Liebenswürdigkeit des Kronprinzen.

Am fünfzehnten Juli hielt die Königin ihren Einzug in Hannover, der König war ihr entgegengeritten und begrüßte sie mit lebhafter Freude. Lange hielt er ihre Hand in der seinen, bis sie ihm lächelnd sagte: „ich freue mich schon im Voraus auf das schön geschmückte Hannover." „Ah, Du mahnst mich zur rechten Zeit daran, daß wir erwartet werden, allein es ist nicht das Erstemal, daß ich Dir gegenüber meine gewöhnliche Pünktlichkeit vergesse," entgegnete Ernst August.

Nach diesen Worten ließ er die Hand der Königin frei, wandte sein Roß und ritt, umgeben von einem glänzenden Gefolge, dem Wagen der Königin vor.

Die erlauchte Dame war von dem Empfange, welcher ihr zu Theil wurde, tief gerührt, indem sie in ihrer anmuthigen Weise grüßte, beschrieb sie dem Kronprinzen die

geschmackvolle Ehrenpforte am Aegidien-Thore, die Garde, die uniformirte Bürgerschaft und die festlich gekleidete Bevölkerung.

Der Donner der Kanonen, das Geläut der Glocken, die herzlichsten Jubelrufe des Volkes schallten an das Ohr des Kronprinzen und freudig erregt flüsterte er seiner Mutter zu: „indem ich alle die Freuden ausdrücken höre und die Begrüßung der bewegten Zweige der Herrenhauser Allee fühle, vermisse ich das Licht meiner Augen nicht. Meine Fantasie zeigt mir Alles so deutlich, als ob ich es vor mir sähe, theure Mutter, sei heiter, Dein Georg ist sehr glücklich."

Die Königin blickte liebevoll auf das schöne, freudige Gesicht ihres Sohnes und sprach, „Deine Worte beweisen wieder die Wahrheit, welche in jeder schönen Dichtung liegt, sagt doch einer meiner Lieblingsdichter, Keats, und gewiß mit vollem Rechte:

> **„Heard melodies are sweet, but those unhaerd *)**
> **Are sweeter" —**

Capitel XI.

Ernst August's Schalten als König.

Schon im verflossenen Winter hatte sich Ernst August nicht ganz wohl gefühlt, die vielen, theils schmerzlichen, theils

---

*) Gehörte Melodien sind süß, doch die ungehörten noch süßer.

freudigen Gemüthsbewegungen der letzten Wochen hatten auf's Neue die krankhaften Erscheinungen bei dem Könige hervorgerufen, welche die Aerzte schon für beseitigt gehalten hatten.

Des Königs Leibmedicus bestand auf dem Besuch von Carlsbad und derselbe begab sich in den letzten Tagen des Juli mit der Königin nach diesem reizend gelegenen Badeort.

Doctor Stieglitz hatte den Zustand Ernst Augusts richtig beurtheilt, schon nach zwei Wochen fühlte sich der Patient bedeutend wohler und befolgte jetzt alle Vorschriften seines Arztes auf das Pünktlichste.

Unter den Curgästen befand sich auch der österreichische Staatskanzler, Fürst Metternich. Er machte dem Könige von Hannover seine Aufwartung und hatte mit demselben viele, oft sehr lange Unterredungen.

In einem dieser Gespräche sagte der Fürst: ich bin ein Mann in vorgerückten Jahren, traurige Erlebnisse und vieles Arbeiten hat mich noch älter gemacht als meine Jahre sind, ich betrachte meine Tage als gezählt, aber ich fühle mich dadurch nicht gedrückt, denn, wenn mich nicht alles täuscht, so kommen für Oesterreich Zeiten, welche mir nicht gefallen würden. Ich fürchte, auch Ihrer Majestät werden sie unklar, wunderlich, vielleicht widerwärtig erscheinen."

Ernst August erwiederte: „Und was fürchten Ihro Durchlaucht für Oesterreich? Welcher Feind könnte es bedrohen? England liebt wie jeder Besitzende den Frieden, Louis Philipps Politik ist eine friedliche, und Rußland erscheint wenigstens mir niemals so furchtbar, als mehreren meiner Brüder. Sehr oft, aber leider immer vergebens,

habe ich mich bemüht, meinem Bruder von Preußen klar darzustellen, daß Rußland durchaus nicht so reich und mächtig ist, als es scheint. Was sind die Russen? Ein größtentheils ungebildetes Volk von Sklaven, was läßt sich mit solchen Menschen anfangen und ausführen?"

„Königliche Majestät, ich sehe die Feinde der Fürsten und Regierungen wo anders. Ein Feind derselben, und keineswegs ein verächtlicher, ist der rasche, freie Verkehr aller Völker mit England und Nordamerika. Die Mutter desselben heißt: Dampfkraft, der Vater — Zeitgeist."

Der König lachte, „es ist viel Wahres in diesen Worten, Fürst Metternich, aber was läßt sich dagegen thun? Den Zeitgeist hält Keiner von uns auf."

„Wenigstens nicht ungestraft, und doch muß ich es versuchen, ich, der Kanzler eines aus den verschiedensten Nationalitäten zusammengesetzten Staates. Ließen sich die Italiäner, ließen sich wenigstens die Polen germanisiren wie Ungarn und noch mehr wie die Czechen, aber sie hassen alles Deutsche und sinnen Tag und Nacht auf Verrath und Abfall."

„Ihre Stellung, lieber Fürst, ist eine schwierige, das erkennt jeder Staatsmann und bewundert Sie deßhalb."

„Die größten Staatsmänner Europa's, groß in den Augen der Welt, weil ihnen der freie Gebrauch all ihrer Kräfte gelassen wird, die Engländer, rühmen mich keineswegs. Sie nennen mich einen Tyrannen, und doch ist es, wie eben die verschiedenen Nationalitäten sind, die unter Oesterreichs Scepter stehen, geradezu unmöglich, in Oesterreich eine Verfassung einzuführen, wie sie z. B. Preußen und die andern deutschen Staaten haben können, wie sie

Württemberg schon besitzt. Nach meinem Tode wird vieles Unheil, was Oesterreich treffen wird, mir zugeschrieben werden. Um aus Oesterreich zu machen, was es sein kann, dazu gehört unumschränkte Macht, eiserner Wille und ein langes Leben, drei Menschenalter reichen nicht hin, gut zu machen, was verdorben worden ist. Dazu die ewigen Wühlereien in Italien, die Bestrebungen Rußlands die Slaven gegen das deutsche Herrscherhaus und alles Deutsche aufzuwiegeln, endlich die stille aber beharrliche Nebenbuhlerschaft Preußens; es ist schwer, in Oesterreich Staatskanzler zu sein!

„Das gebe ich zu, aber es ist doch auch eine glänzende Stellung, um die Ihro Durchlaucht von Vielen beneidet wird und welche Sie selbst nicht aufgeben würden," sagte der König in seiner offenen Weise.

„Wer gibt das Regieren auf, wenn er daran gewöhnt ist? Ihro Majestät wollen doch auch die Last und Unruhe, welche die Krone in sich birgt, nicht mit der Ruhe des Privatmannes vertauschen? Wären Ihro Majestät nicht König von Hannover, würden Sie doch Ihren Sitz im Oberhause als königlicher Prinz und Pair von England nicht aufgeben?"

„Sie haben Recht, mein lieber Fürst. Aber was die Nebenbuhlerschaft Preußens betrifft, so dürfen Sie sich, ich meine Oesterreich, nicht über die Unnachgiebigkeit meines königlichen Bruders in Berlin beklagen."

„Das nicht, allein wenn Seine Majestät König Friedrich Wilhelm III. mit Tode abgehen sollte, dann wird es anders werden. Sein Nachfolger hat einen andern Geist, die Umgebungen des Kronprinzen denken anders, wenn

Deutschlands Patrioten, wie sie sich nennen, es dahin bringen, daß die kleineren deutschen Fürsten mediatisirt werden, dann wird der Kampf zwischen Oesterreich und Preußen um die Oberherrschaft beginnen und dann —"

„Dann, mein Fürst Metternich, werden Deutschlands Könige zu Oesterreich stehen, sie müssen es, aber es wird nicht dahin kommen!"

Der Fürst verbeugte sich ehrerbietig vor dem Könige, Er hatte jetzt eine engere Verbindung zwischen Hannover und Oesterreich angebahnt, das wußte der kluge Minister. Er hatte jetzt dem ebenfalls scharfsinnigen Könige von Hannover die Augen geöffnet. Der Gedanke, daß die deutschen Volksstämme mit der Zeit sich zu einem großen Deutschland unter einer Krone verschmelzen könnten, erschien dem Könige von Hannover als ein furchtbares, riesenhaftes Gespenst, gegen das jeder deutsche Souverain kämpfen müsse. Auch Fürst Metternich war, selbstverständlich im Interesse Oesterreichs, ein Gegner der deutschen Einheit, er glaubte fest, daß die Deutschen bei einer Kaiserwahl sich zu dem kräftigeren, fortschreitenden Stamme, zu den Hohenzollern hinneigen würden, aber freilich für ihn war das Streben des deutschen Volkes nach Einheit nicht so gefährlich als für den König von Hannover. Fürst Metternich hatte keine Königskrone zu verlieren, keinen Sohn, auf welchen er sie zu vererben hoffte.

Was diese beiden lebhaften, klugen Fürsten zusammen verhandelten, blieb für die Welt ein Geheimniß. Der König Friedrich Wilhelm III. lebte zu derselben Zeit an seinem Lieblingsorte, in Teplitz, und legte keinen Werth darauf, als

er erfuhr, daß sein Schwager viel mit dem Fürsten Metternich verkehre. In Friedrich Wilhelm III. Seele war nie der Gedanke entstanden, sich zum Oberherrn von Deutschland machen und seine königlichen und fürstlichen Brüder in ihren Rechten beschränken zu wollen. Hätten es seine Minister nicht gethan, er würde beim Wiener Congreß nicht so große Gebietsabtretungen von Sachsen verlangt haben. An eine Besitzergreifung Hannovers, gleichviel aus welchen Gründen, würde Friedrich Wilhelm III. nie gedacht haben, denn abgesehen von seiner persönlichen Freundschaft für Ernst August, hielt er das Interesse des Königs von Hannover mit dem Interesse Englands fest verbunden, weil England Erbrechte auf Hannover besaß und damals keine Verzichtleistung auf das Stammland der Welfendynastie von Seiten der Königin von England und den Prinzen des britischen Königshauses erfolgt war. Obgleich nun Ernst August die Eroberungslust seines Schwagers nicht fürchtete, so sah er, wie jeder Politiker, in die Zukunft, und hielt ein geheimes Uebereinkommen mit Oesterreich, das beide Geschlechter, das Habsburg-Lothringensche und das Welfische, fest miteinander verband, für klug.

Auch der Kronprinz hörte in späteren Jahren Ansichten seines Vaters, welche auf Georg V. Handlungsweise in seinen Regierungsjahren wesentlichen Einfluß übten.

Vollständig hergestellt und sehr heiter, verließ der König mit seiner Gemahlin Karlsbad, um nach kurzem Aufenthalt in seiner Residenz sich nach Göttingen zu begeben, das er, weil er seine fröhliche Jugendzeit dort verlebt hatte, vor allen andern Orten der Welt liebte.

Schön ist ein klarer Wintertag, wenn die Bäume gleich Crystall im Sonnenlicht glitzern und die reine frische Luft die Nerven stählt, berauschend süß ein Maimorgen, wenn der Rasen mit unzähligen Blüthen besät, von Duft und Glanz die ganze Gegend erfüllt ist; aber seine eigenthümlichen Reize besitzt auch ein warmer Septembertag, besonders in Norddeutschland, und nicht mit Unrecht wird der Monat September von Freunden der Natur gern zu Ausflügen auf Berge und in Wälder gewählt.

An einem der herrlichsten Septembertage hatte sich Göttingen besonders festlich geschmückt, es galt ein Doppelfest zu feiern, das hundertjährige Bestehen der Universität und den Besuch Ernst Augusts, welcher am 17. September 1837 zum Erstenmal als König nach Göttingen kam.

Der für sein Alter noch immer ungewöhnlich rüstige und lebhafte Monarch fühlte sich in Göttingen ganz verjüngt. Er wurde nicht müde sich an seine Jugendtage zu erinnern und sein erster Besuch war seinem Lehrer Blumenbach, den der Prinz Ernst August schon in seiner Studentenzeit besonders verehrt hatte, gewidmet.

„Ich freue mich unbeschreiblich, Sie wiederzusehn, mein theurer Blumenbach," sprach der König, „und so geistig frisch, zum Bewundern, es scheint, daß der Umgang mit Blumen jung erhält."

„Vielleicht, mein König," erwiederte auf den Scherz eingehend der berühmte Mann, „aber Thätigkeit anderer Art erhält auch frisch, das sehe ich an Ihrer Majestät, der ich prophezeihe, daß sie ein eben so hohes, dabei kräftiges Alter erreichen werden, wie Ihr ehemaliger Lehrer."

„Welcher mich damals gewiß für einen faulen Schüler nahm, aber bei aller Trägheit — ich habe niemals das gesammelt, was man unter botanischen Kenntnissen versteht — habe ich doch von Ihnen, mein verehrter Blumenbach, viel gelernt. Ich lernte durch Sie die Pflanzenwelt beachten, später lieben; ich merkte mir wenige Namen und auch nicht zu was jede einzelne Blume nützte, aber ich bekam einen klaren Begriff vom Ganzen und Sie sollen erleben, daß ich den Garten zu Herrenhausen mit den schönsten und seltensten Pflanzen zieren lassen werde. Sie werden sehen, wenn Sie mich besuchen, was für Glashäuser ich haben werde. Die Königin ist auch eine Blumenfreundin, sie versteht mehr von diesen schönen Geschöpfen der Natur. Meine Tochter, die Herzogin von Anhalt-Dessau, ist sogar eine nicht üble Botanikerin."

„Davon sprach Humboldt dieser Tage, Majestät."

„Ah, Humboldt ist hier, er ist, so viel ich weiß, auch ein Zögling der alten **Georgia Augusta**, ich hoffe daß er noch hier ist."

„Gewiß, Humboldt wird natürlich bereits beim diensthabenden Kammerherrn nachgefragt haben, ob er Ihrer Majestät aufwarten darf."

„Ich werde es hören, sobald ich heim komme, jetzt möchte ich noch ein wenig hier bleiben, wenn ich Sie nicht störe, mein lieber Herr Professor."

„Ihro Majestät sind sehr gnädig."

„Keine Complimente, alter Lehrer und Freund, Ihnen gegenüber bin ich noch der **alte** Cumberland, da ich ungeachtet guter Diät und kalten Wassers, doch der **junge** Cumber-

land nicht mehr werden kann. Ja, wenn der Körper des Menschen mit der Seele gleichen Schritt hielte! Blumenbach, ich versichere Ihnen, ein wenig besonnener haben mich Erfahrungen gemacht, aber im Innersten meines Gemüthes bin ich noch immer derselbe lebhaft empfindende, rasch handelnde Ernst August, der ich vor fünfzig Jahren war. Als mein seliger Papa, — die Deutschen sagen von ihren Fürsten hochselig, die englische Sprache hat den Unsinn nicht — ja, als mein Papa, König Georg, mich nach Deutschland schickte, brummte ich im Stillen. Göttingen kam mir so klein vor, aber später und besonders heute danke ich es meinem Vater, daß er mich hier studiren ließ. Hier lernte ich Deutschland kennen und lieben und speziell das Land meiner Ahnen, dessen König zu sein mein Stolz und meine Freude ist. Ich erinnere mich noch jedes Professors, jeder Strafpredigt, haha, ich erhielt deren wohlverdiente und auch oft ungerechte. Ich zählte fünfzehn Jahre, als ich hierher kam, weil ich nicht dumm von Natur bin und flink mit einer Antwort bei der Hand war, sollte ich eben so viel Kenntnisse besitzen, als meine älteren Brüder, und weil ich gern ein wildes Pferd ritt, am liebsten mit denen sprach, die am gescheidtesten waren, nahmen Malortie's Ermahnungen kein Ende. An Prinzen wird den ganzen Tag herumgehofmeistert, das sollen besondere Geschöpfe sein und wahre Musterknaben werden, und ein Königssohn möchte sich doch auch gern seiner Jugend freuen."

„Nun, was den Zwang betrifft, so ließen sich Ihro Majestät nicht viel auflegen," antwortete lachend Blumenbach. „Ich erinnere mich ganz deutlich, wie Sie auf dem

wilden Rappen dahinsprengten und mich fast einmal umritten. Auch gelobt wurden Sie, denn im Lateinischen waren Sie sehr bewandert —"

„Habe diese Sprache stets geliebt, aber meine geographischen Kenntnisse, damit sah es traurig aus. Die Schuld meines königlichen Papa's, der Lehrer, den ich in England hatte, wußte selbst nicht mehr, und mein Lehrer im Französischen bemühte sich, mir zu beweisen, daß Frankreich das schönste und herrlichste Land der Erde sei, Deutschland voll öder Haiden, finstrer Wälder und Barbaren. Ich habe ihn später auf meine Kosten nach Deutschland reisen lassen, um ihn hinterher verspotten zu können. Durch diesen Mann war ich zu allerlei unwahren Vorstellungen in Bezug auf Deutschland gekommen."

„Ja, es ist ein Unterschied zwischen Lehrern und Lehrern, Ihro Majestät werden mit desto größrer Sorgfalt die Lehrer für unsern theuern Kronprinzen gewählt haben," sprach Blumenbach.

„Das ist geschehn, alter Freund, mit besonderer Bezugnahme auf die Eigenthümlichkeiten des Kronprinzen. Er hat das poetische Naturell der Königin, seiner Mutter, und mehr Eifer beim Lernen als sein Vater in jungen Jahren besaß. Es treibt ihn nicht so in das Freie hinaus. Ist sein Augenübel beseitigt, wird es vielleicht anders sein!"

Blumenbach, nicht gewohnt sich zu verstellen, warf einen trüben, theilnahmsvollen Blick auf den König. Er, Blumenbach, wußte längst, daß Gräfe keine Hoffnung mehr hegte, der König konnte sich nicht mehr durch Vorspiegelungen seiner Umgebungen täuschen lassen. Einige Minuten schwiegen

beide Männer, dann sprach der König, indem er Blumenbachs Hand ergriff: „so lange das Herz schlägt, hofft es."

Der berühmte Gelehrte drückte seinem königlichen Freunde die Hand und sagte mit bewegter Stimme: „Das ist wahr, mein König, Hoffnung gehört zur Gattung des Immergrün, darum pflege Jeder im Garten seines Gemüthes diese semper florens."

Der König ließ sich noch von einigen neuen Entdeckungen erzählen, dann bat er Blumenbach um die Erlaubniß, den Herrenhausener Kunstgärtner zu ihm schicken zu dürfen, um sich Instructionen zu holen über Dieses und Jenes, was noch in Herrenhausen fehle, „denn," fügte der alte Welfenfürst hinzu: „am zweiten März will ich ein glänzendes Fest feiern, da fällt der Geburtstag der Königin, und ich will sie mit einigen neuen Pflanzen überraschen."

Als der König, von Blumenbach begleitet, das Haus des Letzteren verließ, begegnete ihm Humboldt, welcher kam, seinen gelehrten Freund zu besuchen. Alexander von Humboldt war dem Könige von Berlin her persönlich bekannt, damals hatte der Letztere noch niemals gegen die Vertreter der Wissenschaften geeifert, folglich begrüßte der berühmte Mann den König mit der respectvollen, graziösen Weise, welche ihm eigen war, und wurde von Ernst August ebenfalls mit der Hochachtung begrüßt, die ihm als Fürst der Wissenschaften gebührte.

„Ich wünsche Göttingen Glück", sagte der König, „daß Alexander von Humboldt gekommen ist, das seltene und schöne Fest mitzufeiern. Mögen bei dem zweihundertjährigen Jubiläum der Georgia Augusta ebenfalls zwei Männer von

Humboldts und Blumenbachs Werthe unter den Gästen oder Professoren sein, ich hoffe, die Vorsehung ist gütig genug, um dafür zu sorgen."

„Wie der Saamen so die Frucht, wie der Boden so die Pflanzen, ich halte Deutschland für den Boden, auf welchem zu allen Zeiten Männer gedeihen können, welche fähig sind, die Wissenschaften zu pflegen und zu bereichern. Einer lernt von Andern, Jeder findet etwas Neues, an den Regenten ist es, uns den Frieden nach Außen und Innen zu erhalten und zur Blüthe der Wissenschaften das ihre zu thun, Ihro Majestät haben das Fest durch Dero hohe Gegenwart geehrt, es wird den Professoren ein Zeichen sein, daß Allerhöchstdieselben an dem Bestehen und dem Glanze der Universität Theil nehmen," erwiederte Humboldt mit seiner damals schon etwas dünnen aber scharf klingenden Stimme.

„Ich nehme nicht nur Theil an Göttingen als Landesherr, ich habe meine Freude daran. Bin ich doch heute selbst im Geiste mehr als alter Student, denn als König hier. Ich habe die Feder und die Bücher ziemlich jung mit dem Schwerte vertauscht, aber mein Latein ist mir geblieben und für die Universität soll Alles geschehen, was nöthig ist. Da seit Decennien der Landesherr im Auslande lebte, ist wohl Manches unterblieben, was hätte geschehen sollen. Ich werde mit dem Herrn Rector und den Mitgliedern des academischen Senates darüber sprechen," sagte der König. Nach diesen Worten lud er Humboldt und Blumenbach zum Diner für den Tag, grüßte in seiner verbindlichen Weise die beiden Gelehrten und ging mit raschen Schritten fort,

rechts und links ehrfurchtsvolle Grüße artig erwiedernd, Damen schnell zuerst grüßend.

„Wie gewandt und schnell der König geht, wie militärisch straff seine Haltung ist," bemerkte Humboldt, ihm nachschauend, „ich bin, glaube ich, ein Jahr jünger, habe aber der Runzeln mehr und auch mehr Schnee in meinem Haar als der alte Welf. Er war stets ein Tory, wie wird er als Regent in Hannover schalten? Er wird, wie ich ihn kenne, weder launisch noch ungerecht sein, aber doch ein Despot, denken Sie an mich, Blumenbach, daß ich Ihnen das gesagt habe."

„Das ist auch zum Theil meine Ansicht über den König, aber bei aller Herrschlust wird er, wie Sie sagen, gerecht sein, freigebig und zuverlässig. Was man auch von Ernst August sagen mag, mein verehrter Humboldt, der König meint es im Grunde seines Herzens mit Jedem gut, der Güte verdient. Er ist aufrichtig und wenn man alt geworden ist, weiß man den Werth der Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit zu schätzen."

Ich bin begierig, was Preußen sagen und thun wird, wenn es, falls der König das Staatsgrundgesetz nicht wieder gelten lassen will, in Hannover eine kleine Revolution geben sollte," äußerte Humboldt.

„Revolution? Sie erschrecken mich, theurer Baron, und was könnte Preußen beabsichtigen? Sie sehen so nachdenklich aus," äußerte Blumenbach.

„Hm, ich will Ihrem eigenen Urtheile nicht vorgreifen, mein bester Professor, blicken Sie hinüber nach Braunschweig. Herzog Karl hat das Land verlassen müssen, Herzog Wilhelm

wird sich nicht vermählen, dafür ist gesorgt, er kann ja einer Gemahlin und Kindern kein Erbe hinterlassen, eigentlicher Landesherr ist er nicht, hat auch keine Neigung zum Heirathen, Braunschweig fällt mit der Zeit an Preußen."

„Aber, Herr von Humboldt, Hannover hat ja das erste Erbrecht auf Braunschweig," rief lebhaft der alte Blumenbach.

„Und Preußen mehr Macht. Es wird Ihnen, obgleich Sie sich hauptsächlich mit den Lieblingen und Zierden der Erdoberfläche beschäftigen, doch bekannt sein, daß Macht vor Recht geht? Wir haben dreihundert Souveräne in Deutschland gehabt und sie sind mit der Zeit decimirt worden. Es liegt im Geschicke unseres Vaterlandes, daß es fortschreitet in jeder Beziehung. Der Protestantismus, nämlich die freie Forschung wird, muß über den Katholicismus siegen, die thätigen, strebsamen Volksstämme werden an die der andern deutschen Stämme treten, welche sich, statt mit wesentlichen Veränderungen ihrer Lage, mit dem Gewohnten begnügen, so lange ihnen nur ihre Vergnügungen nicht geschmälert werden. Es wird, wie nun einmal die Europäer sind, stets ein Glück für einen Regenten sein, wenn er einem alten Geschlecht entsprossen ist und die Tradition für sich hat; aber sich fast nur auf das Alter seiner Familie und auf die Tradition zu verlassen, heut zu Tage, das ist eine Thorheit. So lange Friedrich Wilhelm III. lebt, wird sich wenig ändern, aber später, sehr viel. Was jetzt den **nicht preußischen** Deutschen als Anmaßung erscheint, wird mit der Zeit als der Ausdruck ächt deutscher Gesinnung anerkannt werden müssen. Wir werden nie wieder Jahre lang fremder Nationen Heere auf unsern schönen Fluren haben und eher

wird vom alten Welfenschlosse zu Hannover die schwarz-weiße Fahne der Hohenzollern wehen, als die eines ausländischen Königs. Die Zeiten eines Hieronymus kehren nicht wieder."

Capitel XII.

Ein Jugendtraum.

In einem kleinen Häuschen der westlichen Vorstadt saß am Abende dieses Tages eine alte würdige Frau bei ihrer Lampe und las aus einem Sagenbuche mit angenehmer Stimme die Geschichte von dem seltsamen Würfelspiel vor, wie es früher zu Braunschweig zu Zeiten Heinrich des Löwen stattgefunden hatte.

Neben der Matrone links saß ihre Tochter, eine stattliche Frau von vierzig Jahren, auf der andern Seite deren achtzehnjährige Tochter, ein liebliches Wesen, das der Mutter wenig ähnelte, wohl aber für das Original des Porträts, das über dem Schreibtische hing, hätte gehalten werden können, wenn dasselbe nicht eine gar zu altmodische Frisur gehabt hätte. Das Bild, von Meisterhand gemalt, stellte die Großmutter, Frau Felderstädt, im Brautschmuck dar.

Die Uhr verkündete die achte Stunde. Die Matrone schloß das Buch und sagte: „Dein Mann bleibt lange aus, Hannchen, doch wollen wir mit dem Abendessen auf ihn warten."

„Er wird aufgehalten worden sein, Du mußt seine Unpünktlichkeit entschuldigen, beste Mama."

„Ich bin ja gar nicht böse, ich möchte nur, daß wir nicht zu spät zur Illumination kämen, denn ich will den König gern sehn."

„Deinen alten Bewunderer, Großmütterchen," sagte die Enkelin. „Ich habe es wohl gehört, daß Tante Hedwig Dich kürzlich neckte, sie meinte sogar — aber —"

„Nun, was meinte sie, sprich Elisabeth."

„Du wirst vielleicht verdrießlich, Großmama."

„Hm, möglich, Tante Hedwig hat immer allerhand unausführbare Pläne im Kopfe. Was hat sie denn kürzlich wieder ausgeheckt?"

„Sie meinte, da Vater ohne sein Verschulden den großen Geldverlust gehabt habe, so daß unser Ernst August sein Studium wird aufgeben müssen, Du auch in Deinen alten Tagen Dir so wenig Erquickungen verschaffen kannst, solltest Du Dich an den König wenden, vielleicht erinnerte er sich Deiner noch und thäte Etwas für Dich."

„Diese Gedanken sehen der Tante Hedwig ganz ähnlich, aber sie sind thöricht. Wenn ich auch eine ziemlich unbemittelte Frau bin, so hat es mir doch noch niemals an dem Nothwendigen gefehlt. Um ein Glas Wein trinken oder ein Stück Kuchen speisen zu können, werde ich mich nicht dem Könige als Bettlerin darstellen. Deinem Vater könnte nur mit dreitausend Thalern geholfen werden, solche Summen schenken oder leihen selbst Fürsten nicht so leicht her, am Wenigsten an Personen, von welchen sie achtundvierzig Jahre Nichts gehört haben. Tante Hedwig kennt weder

Welt noch Menschen, also kein Wort mehr über diesen Gegenstand."

Das Mädchen küßte der Matrone ehrerbietig die Hand, dann sprach es: „aber gut gekannt hast du den König doch, in Deiner Jugend, wie er hier studirte?"

„Nun ja, das heißt, ich sah und sprach ihn oft, auf diesem Stuhle, in dem ich jetzt sitze, hat er unzählige Mal gesessen, aber — wer kann sagen, daß er einen Fürsten kennt? Obschon der Herzog Ernst August zu denen gehört, die entweder leicht oder gar nicht erkannt werden. Er war immer, schon in seiner Jugend, anders als seine Brüder. Das merke Dir, meine Tochter: „Menschen, welche sich selbst klar sind, sind auch für Andre leicht zu erkennen, solche bei denen man nicht weiß, woran man ist, sind entweder Heuchler, oder solche die keinen festen Willen haben, von einem Extrem in das andere übergehen, ohne selbst zu wissen warum."

Die Mutter des holden Mädchens hatte indeß den Tisch gedeckt, die Großmama fuhr fort: „Meinen Eltern gehörte dieses Häuschen, mein Vater hatte es sich nach seinem eigenen Geschmack gebaut. Er war, wie Ihr wißt, ein tüchtiger Baumeister, da es aber in den Kriegszeiten wenig zu bauen gab, er auch keine einflußreichen Gönner oder sonst hohe Protectionen hatte, wurde ihm niemals das Glück zu Theil, seine schönen Pläne ausführen zu können, und seine Zeichnungen blieben in seinen Mappen. Dennoch war der gute Vater stets heiter, zufrieden, die einfachen Häuser seiner Mitbürger bauen und im Stande erhalten zu dürfen. Meine

Mutter war eine sehr geschickte Stickerin und lehrte mir ihre Kunst. Unser kleiner Hausstand war bald besorgt, meine Schwester Lorchen machte sich in Küche und Haus nützlich, mein Bruder besuchte die Schule. Da saßen wir, meine Mutter und ich, einander an den beiden Fenstern dieses Zimmers gegenüber, stickten und plauderten zusammen. Meine Mutter wußte sehr lebhaft und unterhaltend zu erzählen."

„Wie Du, Großmütterchen."

„Schmeichelkätzchen! Das Erdgeschoß bewohnten wir, den oberen Stock ledige solide Herren, zuweilen ein alter Professor oder ein junger Privatdocent, mitunter ein bemoostes Haupt, wir hatten eine alte Magd, Sabine hieß sie, welche diese Herren bediente und die gröberen Arbeiten, wie Holz- und Wassertragen, für uns besorgte.

Nun, der Prinz von Cumberland, wie unser König damals genannt wurde, kam vor beinahe fünfzig Jahren mit seinen Brüdern, den Herzogen von Sussex und Cambridge, hierher, um zu studiren. Ihr könnt Euch vorstellen, wie viel Redens die Anwesenheit der drei königlichen Prinzen in ganz Göttingen verursachte. Auch freuten sich alle Stände bei der Aussicht, daß die Herzöge einen glänzenden Hof halten würden, das war aber nicht der Fall. Im Gegentheil, König Georg III. gab so wenig als möglich für seine Söhne aus, weniger vielleicht aus Geiz, als weil er das Urbild eines Philisters war. Die Prinzen wurden sehr streng gehalten, Keiner sollte allein ausgehen oder ausreiten und selbst bei dem kleinsten Wege hatte jeder seinen Adjutanten oder Aufseher — ich weiß nicht mehr wie diese

Herren titulirt wurden, neben oder hinter sich. Eines Sonntags saß ich ganz allein in diesem Zimmer, die Meinen befanden sich auswärts, ich war daheim geblieben, um eine bestellte Weste fertig zu machen, und weil ich mich des Hustens halber nicht in die Winterluft wagen wollte. Als ich so arbeitend an diesem Fenster saß, wo ebenfalls wie jetzt ein großer Epheu grünte, ging plötzlich die Thüre auf und Prinz Ernst August trat ein. Ich kannte ihn von Person, da er sich bereits über ein Jahr in Hannover aufhielt."

„Wie sah der König damals aus, Großmama?"

„Er war ein schlanker, einnehmender junger Herr, wenn er Einen ansah, so schien er in dessen tiefster Seele lesen zu wollen, und wenn er so recht von Herzen lachte, mußte man mitlachen, man mochte wollen oder nicht."

„Und was sagte der König damals zu Dir?" fragte schmeichelnd Elisabeth.

„Er sagte mir, daß er im Vorübergehen meine Mutter und mich am Stickrahmen gesehn habe, fragte ob wir Westen stickten und als ich dies bejahte, bestellte er sich eine. Alle Cavaliere tragen gestickte Westen, ich, der Prinz von England, habe keine, ist das nicht zum Lachen? Des Königs Majestät kann für so viele Söhne keine gestickten Westen erschwingen. Aber ich will eine schöne elegante Weste haben, bei Jupiter! Ich bin entlaufen auf dem Wege aus der Kirche, jetzt werden sie mich suchen, der Prinz warf sich in einen Stuhl und lachte ohne Aufhören. Unwillkürlich lachte ich mit und so lachten wir beiden jungen Leute ohne Unterlaß wohl zehn Minuten. Endlich stand der Herzog auf, bat mich um Entschuldigung wegen seines Gelächters, und ich

versprach ihm eine schöne Weste von dunkelblauem Seidenstoff mit goldenen Eichenblättern. Als meine Mutter heim kam, erzählte ich ihr jedes Wort, welches der Prinz gesprochen hatte. Sie sagte trocken: „es ist gut, die Weste hättest Du nicht versprechen sollen, wer weiß, ob es dem Herrn Obersten von Malortie recht ist."

„Mein Vater, der unser Gespräch gehört hatte, sagte: „Der Herzog von Cumberland ist verständig und kein Knabe mehr. Was sollen denn das für Männer werden, denen in solchem Alter noch nicht die kleinste unschuldige Freiheit gelassen wird. Sticke dem jungen Herrn die Weste."

„Das thatest Du gern, Großmama?"

„Natürlich, jedem jungen Mädchen gefällt ein artiger junger Prinz, und es war ja auch nichts Böses dabei. Ich ging mit Lust an meine Arbeit und nach etwa acht Tagen kam ein Kammerdiener des Prinzen und fragte nach der Weste. Sie war gerade fertig geworden und ich gab sie ihm. Der Kammerdiener legte mir ein kleines Päckchen auf den Tisch als Arbeitslohn und entfernte sich. Ich fand drei blanke Goldstücke mit dem Bildnisse Georg III.

Einige Tage später ging der Prinz an meinem Fenster vorüber. Er trug die Weste und grüßte freundlich, ich wurde roth vor Freude."

„Oh, Großmama, der Prinz hatte doch wohl ein kleines Plätzchen in Deinem Herzen?"

„Warum sollte ich es läugnen? War ich doch damals noch nicht Braut, dachte ich doch nichts Böses dabei, der Herzog gefiel mir besser als alle andern jungen Herren,

nicht weil er ein Königssohn war, sondern weil er so kühn und lustig in die Welt schaute, ich sah ihn gern.

Eines Tages als Mutter und ich beim Kaffee saßen, meine Schwester war ausgegangen, hörte ich einen raschen Schritt, der mir die Röthe auf die Wangen trieb. Die Thüre öffnete sich, nachdem meine Mutter „herein" gerufen hatte, und siehe, Prinz Ernst August stand vor uns. Er sah aufgeregt und blaß aus und sagte mit zuckenden Lippen: „Verbergen Sie mich, Madame, ich bitte Sie. Wenn später Jemand eintreten sollte, um mich zu suchen, so verläugnen Sie mein Hiersein, sonst giebt es ein Unglück."

Meine Mutter, welche sich von ihrem Stuhl erhoben hatte, sagte mit Würde: „Ich will es thun, königliche Hoheit, im Vertrauen auf Ihre Ehrenhaftigkeit, treten Sie in das Nebenzimmer, Sie finden dort meinen Mann, er zeichnet. Vielleicht halten Sie es für richtig, den seltsamen Grund Ihres Verlangens ihm mitzutheilen."

Kaum hatte sich der Prinz in das Nebenzimmer begeben und wir uns wieder ruhig an den Tisch gesetzt, als die Thür abermals geöffnet wurde, aber auf sehr ungestüme Weise und ohne daß der ungebetene Gast gepocht hatte. Ein Herr vom Hofe der Prinzen drang in unser friedliches Gemach und fragte brüsk, ob wir den Prinzen Ernst August gesehn hätten, ob er vielleicht in unserm Hause versteckt sei. Meine Mutter erwiederte sehr ernst und stolz, diese Frage sei sonderbar, in unserm einfachen Häuschen seien dergleichen vornehme Gäste nicht heimisch.

„Aber diese Jungfer ist doch wohl die Westenstickerin?" fragte der Cavalier.

„Ich weiß nicht, was der Herr damit sagen will, meine Tochter und ich arbeiten für viele Herren und Damen, außerdem daß ich für Seine königliche Hoheit eine Weste gefertigt habe, sind wir, die Meinigen und ich, nicht so glücklich, von Seiner königlichen Hoheit gekannt zu sein."

„Nun, ich will es glauben, Madame, es ist gut. Ich möchte nur wissen, wo der Prinz jetzt steckt, ich habe eine große Verantwortung, ich wollte Sie nicht beleidigen, in Wahrheit nicht. Es ist nicht leicht, einen so lebhaften jungen Herrn zu hüten, Seine Majestät sind sehr besorgt für HöchstIhre Prinzen und Ihro Majestät die Königin, welche die Tugend selbst ist, zittert bei dem Gedanken, daß die Prinzen sich unter ihrem Stande verlieben könnten. Ich kann Dir dies schon erzählen, Elisabeth, da Du eine halbe Braut bist. Die liebe Mutter lächelte ein wenig und der Hofherr empfahl sich artiger als er gekommen war. Ja, meine Mutter wußte den Leuten Respect einzuflößen. Nach einigen Minuten kam mein Vater mit dem jungen Prinzen in unser Zimmer. Ich habe Alles gehört, sprach Ernst August, ich will Ihnen sagen, warum ich mich hierher geflüchtet habe. Ich wollte, da der Tag so schön ist, einen Spaziergang für mich allein machen, um meinen Gedanken ungestört nachhängen zu können, aber es wurde mir untersagt. Ich muß ja stets einen Begleiter haben, der aufpaßt, daß ich nichts Unrechtes thue. Dieses Mißtrauen empört mich. Ich weiß, was ein Mann von Ehre, ein Fürst sich selbst schuldig ist. Ich bin statt heim, aus dem Colleg spazieren gegangen und natürlich sofort verfolgt worden." Schnell laufend habe ich meine Verfolger durch mehrere

Straßen gelockt, um dann immer, wo es sich thun ließ, zu verschwinden. Ich gehe jetzt um keinen Preis nach Hause, die Herren mögen mich suchen. An den König werde ich schreiben, und die Wahrheit sagen; läßt man mir nicht mehr Freiheit, entfliehe ich, und gehe zu meinem Großvater, dem Herzog von Mecklenburg-Strelitz. Warum sehn Sie mich so ernsthaft an, Madame?"

Meine Mutter entgegnete: „ich glaube, daß die Befehle Seiner Majestät mit allzugroßer Strenge ausgeübt werden, aber der Sohn soll dem Vater gehorchen."

„In Allem, was nicht wider die Natur ist, Madame, Sie sind selbst Mutter, würden Sie Ihre Kinder so beschränken?" antwortete der Prinz.

„Der gnädige Herzog hat Recht," sagte mein Vater, „auch die väterliche Gewalt hat ihre Grenzen. Thun Ihro königliche Hoheit, was Sie vorhaben, schreiben Höchstdieselben an den königlichen Herrn Vater, Sie werden eine erfreuliche Antwort erhalten."

„Das will ich, auf der Stelle, wenn Sie mir Papier und Feder geben wollen, selbst will ich den Brief zur Post tragen, damit er nicht zurückgehalten wird.

Ich bin meiner Eltern gehorsamer Sohn, aber auch mein eigner Mensch und lasse mich nicht von meinen Umgebungen an der Leine führen wie ein wildes Thier oder ein Schaf."

Mein Vater brachte Schreibzeug und blitzschnell flog die Feder des Prinzen über das Papier. Er schrieb in unglaublich kurzer Zeit vier Seiten voll, couvertirte, siegelte und sprach dann: „Jetzt will ich gehn. Haben Sie vielen

Dank und — doch ich sehe schon, meine Bitte wäre bei Ihnen überflüssig."

„Gewiß," sagte meine Mutter, „weder die Meinen noch ich werden Ihrer königlichen Hoheit Erwähnung thun. Wie es Ernst August angefangen gehabt hatte, weiß ich nicht, aber er ging seit jenem Tage oft allein in Stadt und Umgegend umher, und sein nicht großes Taschengeld vertheilte er meist an Arme. Zu uns kam er zuweilen, stets zu Zeiten wo mein Vater daheim. Er sprach mit ihm über die Baukunst, ließ sich Pläne zeigen und versicherte, daß er, sobald er Macht und Mittel dazu habe, viel bauen würde. Er hatte oft Ideen, welche mein Vater sehr gut fand. Mit mir sprach er wenig, doch flogen seine Augen oft zu mir herüber, wenn ich am Stickrahmen saß. Auch sagte er zuweilen, er sähe Frauen am liebsten am Stickrahmen, am Spinnrocken oder mit der Laute im Arm. Nach jeder Jahresfrist ungefähr schied er von Göttingen und kam am Abend vor seiner Abreise zu uns. Er schenkte Jedem von uns ein kleines Andenken. Ich erhielt ein goldenes Kreuzchen, welches ich stets getragen habe und noch trage. Zum ersten und letzten Male reichte mir der Prinz die Hand, das heißt, er nahm meine Hand und hielt sie lange in seinen beiden Händen."

„Vergessen Sie mich nicht, liebe Elisabeth, „sprach er mit besonders sanfter Stimme. „Ich werde so viel in der Welt leben müssen, mein Ich wird leiden, mein Name wird oft in ungewaschenen Mund kommen, gern wüßte ich mich auch lebend und bewahrt in einem guten, mir freundlichen Herzen. Weinen Sie nicht, es giebt kein dauerndes Jugendglück. Gott segne Sie, und sollten Sie jemals eines Schutzes be-

dürfen, werde ich da sein, ich armer, geschulmeisterter Prinz! Sie werden zu allen Zeiten leicht erfahren können, wo Cumberland ohne Land lebt."

„Fort war er! Ich stand lange auf derselben Stelle und faltete die Hände, ich wünschte ihm Segen nach. Nach Jahresfrist lernte ich meinen braven Mann kennen. Ich gewann ihn sehr langsam lieb, die Gestalt des Einen stand zwischen ihm und mir, aber ich arbeitete an mir um der Eltern willen und habe eine glückliche Ehe durchlebt. Das Ueble, was man dem Herzoge nachsagte, habe ich nie geglaubt und denkt an mich, was der König auch thun wird, es wird zu Hannovers Heile dienen. Was er nicht ausführen will oder kann, beginnt er gar nicht."

„Und hast Du in so vielen Jahren nie ein Lebenszeichen von ihm erhalten? Nie einen Versuch gemacht, Dich in seine Erinnerung zurückzurufen? Es hätte doch dem Großvater nützen können," sprach Elisabeth.

„Niemals ließ er von sich hören, aber als er 1813 von England kam, um für Deutschland zu kämpfen, sandte ich ihm auf geheimem Wege ein Notizbuch, von mir selbst gestickt, vielleicht errieth er die Geberin, vielleicht nicht."

Zur selben Stunde, als die alte Frau das Sagenbuch auf die Seite legte und ein Blatt aus dem Buche ihres Lebens aufschlug, zog sich der König, nachdem die Tafel aufgehoben war, zurück, ließ aber die Gäste bitten, zu verweilen, bis er wiederkehren würde.

Natürlich wurde dem Befehle Folge geleistet und in den Gemächern, welche zu dem Empfange bestimmt waren, bildeten sich verschiedene interessante Gruppen, denn alle Celebri-

täten der Universitätsstadt hatte der König zu sich eingeladen. Viele von diesen nahmen an, daß Ernst August ein Stündchen ausruhen wolle, denn seit dem ersten Morgenstrahle war er auf den Beinen gewesen, aber der alte Herr dachte nicht an Ermüdung. Schnell, wie es ihm eigenthümlich war, vertauschte er seine Staatsuniform mit dem dunkelblauen, einfachen Militärrocke und verließ das Haus. Bald langsam, bald rasch gehend, wandelte er durch die Straßen Göttingens, hier und da stehen bleibend. Die Dämmerung verhinderte, daß man ihn erkannte, er wollte auch nicht erkannt sein.

„Verändert, verändert, Alles ändert sich," murmelte er. „Sie wird wohl auch unter dem Rasen ruhen, war zu zart und lieblich für die Welt."

Jetzt blieb er stehen, da waren die beiden Fenster hell, der Epheu umgrünte die Rahmen, auf dem Lehnstuhle, wo die würdige Frau Altenberg gesessen hatte, ruhte ein spanischer Wachtelhund, aber am runden Tische, der in der Mitte des Zimmers stand, bedeckt mit dem Tyrolerteppich, saß sie. Sie? War das möglich? Sie lebte noch, blühte noch im Jugendglanze? Seine Fantasie täuschte ihn nicht. Es war das unvergessene Gesicht von der Lampe hell beleuchtet, das jetzt dem König die unvergleichlich schöne Zeit der Jugend zurück rief.

Jetzt erhob sie sich und trat an das Fenster, sie öffnete es und erblickte ihn, an dem oft gesehenen Porträt des Königs erkannte sie den Lauscher. Fünf Minuten später stand er im Zimmer, das Märchen regte sich nicht, die beiden

älteren Frauen hatten sich zurückgezogen in den Hintergrund des Gemaches.

„Elisabeth," sprach der König, „ein Wunder hat Sie unverändert erhalten, ich habe nur noch mein junges Herz unter der Hülle des Invaliden."

„Majestät, ich —"

„St! Ich wurde hier immer nur Prinz Ernst genannt, stören Sie den Zauber nicht. Ich habe niemals nach Ihnen gefragt, zu was sollte der Prinz den Frieden des sittigen Bürgermädchens stören und sich selbst beunruhigen? Die Weste, welche Sie mir gestickt haben, ist aufbewahrt und sehn Sie hier, ich habe noch oft das Notizbuch von Ihrer Hand im Gebrauch, ich wußte, daß es von Ihnen kam, die Worte in dem Eichenkranz: Nunquam retrorsum, haben Sie gestickt. Wenn die Königin hier wäre, würde ich Sie derselben vorstellen. Sie haben mir Glück gewünscht beim Scheiden und ich bin in Wahrheit durch die liebenswürdigste Frau ein glücklicher Mann. Kann ich, Ihr alter Freund, etwas für Sie thun? Jetzt habe ich keinen Hofmeister mehr, obgleich heut zu Tage nicht den Prinzen, sondern den Königen die Hofmeister gesetzt werden."

„Gnädigster Herr, wenn, ach Gott, ich weiß gar nicht, was ich sagen soll, oder vielmehr wie —"

„Bin ich Ihnen so fremd geworden? Mir ist es, als hätte ich Ihnen gestern Lebewohl gesagt, obgleich ich seit dem viel erlebt habe."

„Majestät, verzeihen Sie, daß ich den Zauber breche, Sie sehen hier Elisabeth, meine Enkelin und in mir Ihre getreueste Unterthanin, welcher niemals der König von Han-

nover fremder werden kann, als einst der Herzog von Cumberland ihrem loyalen Herzen war," rief die Matrone auf den König zugehend.

„Schön gesprochen, ich sehe, Sie sind noch immer eine Fee und wissen liebenswürdig zu überraschen. Ihre Enkelin ist in der äußern Erscheinung Ihr zweites jugendliches Selbst. Aber, mein reizendes Kind, obgleich Ihr Anblick mich erfreut, ja beinahe behext hat, so wende ich mich doch zu meiner alten Freundin. Elisabeth, geben Sie mir die Hand und Dank für das Notizbuch. Ich freue mich, Sie gesund und neben guten Kindern zu sehn, denn das ist doch wohl Ihre Tochter? Bin auch Vater, Sie wissen es ja. Ich muß jetzt zu meinen Gästen zurück und bliebe ich zu lange hier, würde ich mir den Abschied erschweren. Ihr Enkeltöchterchen statte ich aus —"

„Majestät —"

„Still, still, keinen Dank. Ich habe in diesem Häuschen manche Stunde des reinsten, harmlosesten Glückes verlebt, und deutsches Bürgerthum kennen und ehren gelernt, obgleich ich ein Ausländer genannt werde. Adieu, meine Lieben, finde mich ohne Licht. Wollen Sie mir etwa mein Alter vorwerfen, Elisabeth? Habe noch mein Gedächtniß, zwei Stufen hinab nach der Hausflur, rechts die große Mehlkiste, stehn sicherlich noch Mausefallen darunter! Nochmals, lebt wohl, und sehn wir uns hier in Göttingen nicht mehr oder in Herrenhausen, ich vergesse nicht, was ich im Herzen behalten habe, finde gewiß auch im Jenseits alte Freunde heraus."

„Noch wie damals, so gut, so schnell, so heiter, immer moralisch tapfer!" sprach die Matrone.

Nach einigen Tagen verließ König Ernst August Göttingen, eine Stunde nach seiner Abreise erhielt die alte Frau Elisabeth einen schönen Blumenstrauß und einen Brief vom König mit einem Geldschein. Ein Zettel lag dabei, auf welchen der König mit eigener Hand geschrieben hatte:

Zur Ausstattung für Jungfrau Elisabeth.
Ernst August.

Capitel XIII.

Der König und die Königin.

Die Königin stand am Fenster ihres Wohnzimmers und sah den Knaben zu, welche, eben aus der Schule kommend, sich an dem Schneegestöber freuten und bemüht waren, den noch losen Schnee in Bälle zu formen und sich gegenseitig damit zu bewerfen. Sie war eine Kinderfreundin und betrachtete stets mit herzlicher Freude die heitern Gruppen von Knaben und Mädchen, wenn sie mit ihren Büchern die Leinstraße entlang gingen. Die ungewöhnliche Hast, mit welcher in diesem Augenblick zur ungewohnten Zeit der König bei ihr eintrat, bewog sie, sich rasch umzusehn und ihm entgegen zu gehen.

Als kluge Frau bemerkte sie sogleich, daß ihr Gemahl sehr aufgebracht war. Sie wußte, daß er sich in solchen Stimmungen gern aussprach und sagte deßhalb sehr sanft: „Du scheinst Aerger gehabt zu haben, mein theurer Ernst.“

„Aerger, schändlicher Undank, Untreue, Niederträchtigkeit, Mißtrauen, Alles das ist mir in den Weg gekommen! Es scheint, die Hannoveraner wollen einen Lumpenkönig haben, der zu Allem Ja und Amen sagt, aber ich bin nicht ihr Schützenkönig!"

Die Königin wußte, daß der alte Welfe directen Widerspruch nicht vertrug, aber sie liebte ihn zu aufrichtig, um es gleichgültig hinzunehmen, daß ihn die öffentliche Meinung scharf tadelte, und legte auf die Liebe des Volkes hohen Werth. In den Kriegsjahren hatte sie diese Liebe und Treue schätzen gelernt. Da die Königin viel las und alle Stimmen hörte, waren ihre Ansichten über die Macht der Könige anders als die ihres Gemahls, auch hielt sie es für thöricht, gegen den Strom schwimmen zu wollen, sie war eben kein Eisenkopf wie Ernst August und sie hatte durch ihren ersten Gemahl so Manches über die Pläne der Hohenzollern gehört. Freundlich bat sie den König, sich zu ihr zu setzen und sagte: „ich vermuthe, es handelt sich um das Staatsgrundgesetz. Irre ich nicht, so hat Humboldt behauptet und ich glaube, auch einige berühmte Rechtsgelehrten in Berlin haben es gethan, es müsse von dem Könige von Hannover unangetastet gelassen werden, es sei dies der eigene Vortheil des Königs."

„Dummes Zeug," brauste der König auf, „mögen sie reden, was sie wollen, diese Rechtsgelehrten und meinethalben auch Humboldt, welcher ein großer Gelehrter ist, aber vom Regieren Nichts versteht! Dieses Staatsgrundgesetz bindet mir überall die Hände, ich kann nicht einmal nach Belieben Gutes thun. Will ich denn wie ein Sultan oder

Czaar herrschen? Gesetze sollen gegeben und gehalten werden, vernünftige Gesetze, ich werde keinem Menschen ungerechte, drückende Steuern auferlegen. Ich will nur das Wohl der Hannoveraner."

„Das weiß ich, davon sind wohl auch die Hannoveraner überzeugt —"

„Den Teufel auch, liebste Friederike. Jeder will heut zu Tage regieren, wie kann dabei etwas Kluges herauskommen? Sie mögen meinethalben die Republik proclamiren, dann lebe ich im Schlosse meiner Ahnen als Herzog von Cumberland, aber noch bin ich König und eine Republik mitten in Deutschland unter dreißig monarchisch regierten Staaten ist unmöglich. Die Menschen wollen auch einen König hier haben, aber nach den Ideen der Federfuchser. Es kommt alles Unsinnige nur von solchen Narren, welche die Tinte nicht halten können. Ich sage Dir, Friederike, diese Zeitungshelden lassen Gott im Himmel nicht in Ruhe, es giebt einzelne ehrliche und auch gute Köpfe dabei, aber auch schlechte Teufel unter ihnen."

Die Herzogin lachte, Ernst August fuhr fort: „ich habe nach meinem Gewissen gehandelt und bin in meinem Rechte. Habe ich das Staatsgrundgesetz als präsumtiver Thronerbe damals unterschrieben als es fertig dalag? Quod non! Also habe ich keine Verpflichtung, aber ganz abgesehen davon, ich habe Schele, den Landdrosten Graf Wedel, den Kanzleidirector Leist, Justizrath von Bothmer zu mir berufen, sie ersucht zu entscheiden, ob das bisherige Staatsgrundgesetz bindend für mich sei und alle diese Männer haben es verneint."

„Davon habe ich gehört, ich bin überzeugt, Sie theilten in Allem Deine Ansicht, theurer Ernst."

„Natürlich, also sprach ich durch das Patent vom ersten November die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes aus. Ich habe aber dafür Vieles versprochen, z. B. daß ich von dem Ertrage des Domänialvermögens so viel als nur möglich an die Landes-Cassen abgeben wolle —"

„Das theiltest Du mir mit," entgegnete die Königin, „ich begreife aber die Leute. Sie sind beredet worden, es liegt im Geiste der Zeit, daß jetzt Keiner mehr dem Landesherrn Etwas zu verdanken haben will. Die patriarchalischen Zeiten sind vorbei, ob dafür die glücklicher machenden kommen, will ich nicht behaupten. Ich bedaure nur tief, theurer Mann, daß Du Dich aufregst, auf Kosten Deiner Gesundheit für eine Sache streitest, welche an sich gerecht ist, aber bisher Dir nur Aerger und Unruhe gebracht hat."

„Pah, Aerger, Gesundheit! Im Kugelregen stehen ist auch nicht gesund und doch thut es der Soldat aus Pflichtgefühl und der Feldherr aus Leidenschaft und Liebe zum Ruhm, oder aus Patriotismus. Ich bin durch Gottes Gnade auf den Thron meiner Väter gesetzt worden, ich will regieren, wie ich es für recht halte. Ich erkenne nur einen Richter über mir, Gott, den Herrn aller Könige."

Die Königin Friederike besaß einen philosophischen Geist. Sie hatte die Geschichte der französischen Revolution mit Aufmerksamkeit studirt und über die Ursachen derselben nachgedacht. Sie kannte den Lebensgang und die Handlungsweise Carl I. von England, sie hatte sich während ihres Aufenthaltes in London überzeugt, daß „Freiheit in dem

Gesetz" die sicherste Grundlage jedes Thrones ist, daß sie allein der Dynastie Dauer zu geben vermöge. Die kluge Friederike dachte nicht wie der König, aber sie kannte ihn zu genau, um ihn anders lenken zu wollen als am seidenen, ihm nicht sichtbaren Faden. Deßhalb sagte sie lächelnd und mit Anmuth: „Ich würde wahrscheinlich eine sehr schlechte Regentin sein, theurer Ernst. Ich würde mich mit dem Rechte wohlzuthun und zu begnadigen zufrieden stellen und — die Verfassung Verfassung sein lassen. Vielleicht auch würde mich, die Königin eines deutschen Landes, eine Idee beeinflußen, welche —"

„Du hältst inne? Sprich offen aus, was Du denkst, liebe Friederike!"

„Vielleicht wirst Du zürnen, vielleicht nur lachen, da Du es aber wünschest, daß ich spreche, so höre denn, ich würde es für nicht unmöglich halten, daß die Hannoveraner ihre Verfassung mit Entschiedenheit fordern könnten und sollten sie dazu Preußens Hülfe anrufen."

„Hahaha, ein ächter Weibergedanke, fantastisch aber nicht aus dem praktischen Leben gegriffen. Liebstes Herz, weder die Hohenzollern noch überhaupt die Preußen sind bei den andern deutschen Volksstämmen sehr beliebt. Jeder Hannoveraner ist stolz darauf Hannoveraner zu sein, seinen eigenen König aus altem Geschlecht zu besitzen. Ich bitte Dich, liebe Friederike, sage mir, wie Du auf den Gedanken gekommen bist."

Die Königin faßte ihren Gemahl leicht bei der Hand, was sie stets that, wenn sie ihn besänftigen wollte und sprach mit der ihr eigenen Grazie: „Du weißt, daß ich in früheren

Jahren Wilhelm Humboldt viel sah. Er sprach mit mir über Manches, was er Louisen nicht sagen konnte, vielleicht in der geheimen Absicht, daß ich es der Königin mittheilen sollte. Er hat mir Manches über das deutsche Volk, über dessen Beruf und Rechte gesagt, das sich mir später als unabweisliche Wahrheit vor die Augen stellte. Er betrachtete die vielen Mediatisirungen als Glück für Deutschland."

„Hm, die unzähligen kleinen Souveraine waren freilich überflüssig."

„Alexander Humboldt," fuhr die Königin fort, „behauptete einst in meiner Gegenwart, das deutsche Volk reife der Einheit entgegen, es würde in wenig Jahren nur eines großen Regenten oder bedeutenden Staatsmannes bedürfen, um die Einheit Deutschlands herzustellen. Sie, diese Einheit läge in dem Entwickelungsgange des deutschen Volkes. Deßhalb meine ich, der einzelne Souverain muß schon aus Klugheit seinem Volke die beste Verfassung geben, damit es sich fest an ihn schließt und ihn gegen jeden öffentlichen oder heimlichen Angriff einer größeren deutschen Macht schützt."

„Humboldt, Humboldt!" brauste der König auf, „lasse mich mit dem in Ruhe. Er ist ein großer Gelehrter, meinetwegen der größte, ich behaupte nicht, daß ich beurtheilen kann, wie viel er im Reiche der Wissenschaft gilt, aber was gehn ihn die Angelegenheiten der Könige an? Deutschland unter einer Krone, Bayern, Hannover, Sachsen zusammengeschmolzen, das soll das Glück Deutschlands sein? Ich sehe nicht, daß die Deutschen jetzt arm, geknechtet, ohne Bildung, mit einem Worte unglücklich sind."

„Aber, theurer König, Du hast doch dereinst Deinen Platz in der Geschichte, warum willst Du nicht eine Verfassung bestehen lassen, welche den Hannoveranern theuer ist —"

„Gute Friederike," unterbrach der König seine Gemahlin ungeduldig, „lasse diese Angelegenheiten in meinen Händen. Ich werde den Hannoveranern ein gerechter König sein, dem Lande vernünftige Gesetze geben, aber ich will zu Nichts gezwungen sein. Wofür bin ich König, von Gott eingesetzt, wenn ich nicht frei schalten und walten darf in meinem Reiche? Was ich thue, werde ich zu verantworten wissen und wenn außer den sieben Göttinger Professoren alle Professoren der Welt auf mich einredeten. Ich habe meine Prinzipien, nach diesen handle ich."

Die Königin wußte, daß jetzt die letzten Worte über diesen Gegenstand gesprochen waren, sie schwieg als wahrhaft kluge Frau. Erst nachdem des Königs Züge ruhiger und freundlicher geworden waren, nahm sie das Gespräch wieder mit der Frage auf: „Hast Du Georg Deine Ansichten mitgetheilt? Sie würden selbstverständlich sehr lehrreich für ihn sein."

„Zum Theil. Der arme Georg, ich fürchte, daß keine Kunst und Wissenschaft ihm sein Augenlicht wiedergeben wird. Aus Vorsicht werde ich Verordnungen geben, welche ihm dereinst die Regentschaft erleichtern müssen. Unsere Hauptaufgabe ist vor Allem, Georgs Charakter zu stählen, damit er als König seinen Willen zu behaupten lernt. Es kann doch seinen nächsten Umgebungen kaum verborgen geblieben sein, in welchem Grade sein Gesicht schwach ist, obgleich Niemand davon zu sprechen wagt."

„Theurer Ernst, wir dürfen uns nicht täuschen, nicht nur des Kronprinzen Umgebung, auch die Welt —"

„Weiß? Du bejahst? Die verdammten Journalisten, wenn sie weiter keinen Stoff haben, muß ein König oder ein Kronprinz von ihnen besprochen werden. Was ist nicht Alles durch die Klatschbasen, die Zeitungen, in die Welt hinaustrompetet worden. Oder ist es nicht so, Friederike?"

„Heillose Lügen, gewiß, theurer König."

„Und", fügte Ernst August hinzu, denn es war ihm unmöglich, seine sarkastischen Einfälle zu unterdrücken: „heillose Wahrheit. Wenn ich an George, ich meine meinen Bruder, denke, da fällt mir das Sprüchwort ein: the greater the truth, the greater the libel.*)"

Die Königin seufzte leise, sie war jetzt auf immer überzeugt, daß Ernst August selbst seiner geliebten Gattin Ansichten zwar artig anhören, aber durchaus nicht im Entferntesten befolgen wollte.

Sie sah ein, daß sie nichts Besseres thun konnte, als ihn seinem gesunden Menschenverstande zu überlassen und in ihrem engeren Wirkungskreise wohlthätig und hülfreich zu sein.

Capitel XIV.

Der König und die Hannoveraner.

Was die Königin vorausgesehn hatte, war in Erfüllung gegangen. Ernst August hatte den Ständen nicht nachge-

*) Je größer die Wahrheit, je größer die Verläumdung.

geben und der Kampf um die Verfassung dauerte fort. Doch wurde derselbe nur mit dem Munde und der Feder geführt und obgleich bedeutende Stimmen den König von Hannover wegen seiner scheinbaren Despotie, welche aber im Grunde nur Halsstarrigkeit war, tadelten; mischte sich doch keine andere Regierung in die inneren Angelegenheiten Hannovers.

Die Freunde der Freiheit sprachen sich bei den Ständeversammlungen in Dresden, München, Braunschweig, Kassel und Darmstadt zu Gunsten der Verfassung von 1833 aus und für Anträge ihrer Regierungen am Bundestage, um den Hannoveranern zu ihrem Rechte zu verhelfen, allein der Bundestag erklärte sich für incompetent und Ernst August schaltete nach Belieben.

Ohne sich beeinflußen zu lassen, arbeitete er eine neue Verfassung auf Grundlage der alten aus. In der Stadt Hannover nahm er durch Höflichkeit einen Theil der Einwohnerschaft für sich ein, die Kaufleute und Gewerbtreibenden gewannen durch seine Anwesenheit, da er einen glänzenden Hof hielt; offen und fest an seinem gegebenen Wort haltend, flößte er selbst seinen Gegnern Achtung ein. Zur Verschönerung der Hauptstadt trug er durch die vielen Bauten bei, welche er bald nach seiner Thronbesteigung unternehmen ließ und die mit englischem Gelde bezahlt wurden. Die Künstler und Handwerker verdienten, auch für Eisenbahnen im Lande sorgte er und obgleich er den sieben Göttinger Professoren fort und fort zürnte, that er doch für die Universität viel und begann aus seinen Privatmitteln den Bau eines großen Krankenhauses. „Kranke brauchen Pflege und junge Aerzte müssen practiciren,“ pflegte er zu sagen.

Nach und nach wurden die Hannoveraner mit ihrem alten Welfen zufrieden, ja er gewann sogar unter der **jüngeren** Generation Anhänger. Die neue Verfassung, welche auch der Kronprinz unterschreiben mußte, enthielt einige Artikel zu Gunsten der Unterthanen, welche die Verfassung von 1833 nicht gehabt hatte, und als der König sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum als Soldat feierte, waren es nicht nur Armee, Adel und Geistlichkeit, welche ihm herzlich Glück wünschten und Huldigungen darbrachten, es waren die Hannoveraner aus allen Theilen des Königreiches.

Der alte Herr war bei diesen Ovationen sehr gerührt und in bester Laune und wie es seine Weise immer war, Gemüthsbewegungen unter Scherzen zu verbergen, so that er es auch bei diesem Fest.

„Ich weiß es," rief Ernst August einem Gaste zu," daß, wenn der **Ernst** einmal Abschied genommen haben wird, Hannover doch eine Zeit kein fröhlich Volk sein wird."

Wenn Eins an dem Könige zu tadeln war, so war es sein fester Glaube, daß er, der Sohn und Enkel von Königen, von Gott selbst die königliche Würde und Macht erhalten, folglich das Recht habe, nach *seinem* Willen ohne Zustimmung der Unterthanen zu handeln, daß er für seine Regierung nur Gott verantwortlich sei. Aber wer legt denn solche Ansichten, die sich endlich zu felsenfesten Ueberzeugungen ausbilden, in die Seelen der jungen Prinzen? Wer anders, als die Geistlichen?

Daß es geradezu unvernünftig ist, daß sich *Millionen* thätiger, verständiger Menschen nach *Einem* richten sollen, selbst wenn dieser Eine beschränkten Geistes, engherzig,

unmoralisch ist, sagt nicht Einer der Hofprediger. Die Könige lesen in der Bibel nur die Sprüche, welche sich zu ihren Gunsten deuten lassen.

Daß dem Kronprinzen, welcher von Natur mit Geist und Talent begabt war, eben solche Grundsätze beigebracht wurden, führte dreißig Jahre später seinen Fall herbei.

Genie gibt die Natur, keine Erziehung kann es erzeugen, es gleicht dem Golde, das ein Element ist, aber der in jedem Menschen befindliche Keim des Egoismus bildet sich, je nachdem Umgebung und Erziehung wirken, entweder aus oder er wird unterdrückt.

Georg, Kronprinz von Hannover, schön, talentvoll, liebenswürdig, wurde zum Egoisten erzogen, und leider mußten später Viele durch die Folgen dieses Egoismus leiden.

Capitel XV.

Ein liebendes Paar.

Der König Ernst August hatte eine besondere Vorliebe für Herrenhausen, welche die Königin und der Kronprinz mit ihm theilten. Herrenhausen ist auch ein sehr angenehmer Aufenthalt und vereinigt der Schönheiten viele in einem nicht allzugroßen Raume.

Die Königin, wie alle geistreiche Personen, fühlte das Bedürfniß, jeden Tag einige Stunden allein zu sein, wo sie entweder schrieb, las oder ihren Gedanken nachhing.

Mit mehr Besorgniß, als sie gegen ihren Gemahl äußerte, dachte sie an die Zukunft des Kronprinzen. Sie wünschte ihn mit einer geistreichen Prinzessin zu vermählen, mit einer Dame von festem Charakter, welche die Fähigkeit besaß, den Ministern durch Scharfblick und Verstand zu imponiren und die dem blinden Prinzen in aufrichtiger Liebe ergeben war. Die Königin fürchtete, die Hannoveraner würden den Prinzen nicht zum König nehmen wollen und mehr als einmal kam ihr ein Gedanke, den Ernst August nie gutgeheißen haben würde, Kronprinz Georg möge zu Gunsten des Prinzen von Cambridge abdiciren und ruhig als Herzog von Cumberland in Hannover oder wo es ihm gefiele leben.

An einem schönen Octobertage 1840, den die Königin in Herrenhausen verlebte, gab sie sich jedoch diesem trüben Nachsinnen nicht hin. Obschon in vorgerückten Jahren, war sie, wenn sie sich gesund fühlte, noch immer ihrer Jugendgewohnheit, früh aufzustehen, treu. Die Kammerfrau, welche an die Stelle der alten Christiane, die in Berlin den langen Schlaf schlief, getreten war, hatte ihrer Herrin rasch die Morgenkleidung anlegen müssen, und mit Heiterkeit schritt die hohe Frau in dem „großen Garten" wie der im altfranzösischen Styl gehaltene Theil desselben genannt wird, zwischen den steifen Hecken auf und ab. Der Himmel war blau, als wölbe er sich über den blühenden Fluren des Südens, milde Lüfte wehten den Duft des botanischen Gartens der Königin zu, und mit vollen Zügen genoß die hohe Frau die Schönheiten des Herbsttages.

Ungeachtet ihres vorgerückten Alters war die Königin

Friederike noch immer eine stattliche Erscheinung, eine würdige, da sie die Toilettenkünste nicht auf die geschmacklose Weise anwandte, welche eine alternde Frau leicht lächerlich machen können.

In Erinnerungen versunken ließ sie sich endlich auf einem Sitze nieder. Sie dachte des Gartens in Hohenzieritz, der geliebten Todten in der Heimath, welche ihr vorangegangen waren, und obgleich sie den Gedanken zu verbannen suchte, drängte er sich immer wieder in ihre Seele: „werde ich im nächsten Herbst mich noch der goldenen Sonne, der milden Lüfte erfreuen können?“

Obgleich sie in ihren Jugendjahren viel Trauer getragen hatte, obgleich ihres jüngsten Sohnes Leiden ein steter Kummer für sie war, lebte sie doch gern; genoß sie doch das Glück, die geliebte Königin eines Königs zu sein, den sie wieder liebte und jetzt, da Ernst August mit den Hannoveranern in Harmonie lebte, für das Muster aller Regenten hielt. Eine sanfte, unbeschreiblich wohllautende Männerstimme störte sie in ihrem Sinnen, die Königin hörte in dem schönen Deutsch, das den Hannoveraner kennzeichnet, sagen: „Dank Dir, theure, geliebte Therese, daß Du gekommen bist, ich bin glücklich, Dich zu sehen, ach, zu glücklich, daß Du wirklich da bist.“

„Und hast Du gezweifelt? Warum sollte ich nicht kommen? Traust Du mir Wortbrüchigkeit zu?“ erwiederte eine leise Stimme, welche der Königin nicht ganz unbekannt vorkam.

„Wortbrüchigkeit Dir zutrauen, Du Engel, das wäre Verbrechen, aber ich weiß es ja, wie streng Du bewacht

wirst, ich hielt es fast für unmöglich, daß Du Deinem Hause entrinnen könntest. Ich zittre bei dem Gedanken, daß es entdeckt werden könnte, daß Du hier bist."

„Sei unbesorgt, Georg, ich habe Vorkehrungen getroffen. Ich bin ganz früh aufgestanden, um zur bestimmten Stunde hier zu sein. Meine Peiniger schlafen lange; ehe ich zum Frühstück erscheinen muß, bin ich wieder in Hannover. In der Allee erwartet mich ein Wagen, welcher mich pfeilschnell heimführt."

Einen Augenblick fuhr der Königin der Gedanke durch den Kopf, ihre Anwesenheit dem Paare, welches hinter der Buchenhecke stand, durch ein Zeichen kund zu thun, aber eben so schnell fiel ihr ein, daß in diesem Falle die Liebenden sehr erschrecken würden, besonders die Dame. Denn daß die unsichtbare Sprecherin den höheren Ständen angehörte, verrieth deren Redeweise. Die Königin Friederike hatte sich die Jugend des Herzens erhalten, sie interessirte sich noch immer für Liebespaare und hörte mit Theilnahme zu, als der Mann nach einer Pause sprach: „Du hast mir in Deinem Briefe gesagt, daß Dir keine andere Aussicht bliebe als Entsagung. Doch bist Du hier und ich sehe, daß Deine Liebe stärker ist als das, was Du Pflichtgefühl nennst. Ich kann mich nicht von Deinen Pflichten gegen einen Mann überzeugen, den Du hassest, der Dir aufgezwungen werden soll —"

„Die Todten "

„Lasse sie ruhen, Therese! Sie haben, meiner Ansicht nach, durchaus nicht die Berechtigung, Verfügungen über

das Grab hinaus zu treffen, welche die Zurückbleibenden in das Unglück stürzen. Halte Dich ganz ruhig, erlaube mir zu handeln, dann wird Alles gut werden."

„Ich darf es nicht, Georg, ich habe am Sterbebett des Vaters geschworen, die Ehre des unglücklichen Carl solle rein erhalten bleiben, wenn es in meiner Macht steht, ich muß mein Gelübde halten. Denke an die arme junge Frau, an den lieblichen Knaben, soll ich beider Zukunft auf das Spiel setzen, um mein Glück zu gründen? Könnte ich ruhig an Deiner Seite leben, würdest Du dann mich achten?"

„Ich würde Dich eben so innig lieben wie jetzt, denn ich würde erkennen, daß Du auch an mein Glück gedacht hättest. Daß meine Zukunft ohne Dich eine freudlose sein muß, kümmert Dich nicht. Lebe wohl, Therese, ich werde Dich nicht mehr mit Bitten belästigen, welche Du nicht erfüllen willst, nicht mehr mit Versicherungen einer Liebe quälen, deren Tiefe Du nicht ermessen kannst.

Auch ich habe an Carl's Wittwe, an seinen Sohn gedacht, seit gestern ist der Entschluß in mir fest geworden, ich wollte mit Dir und den Verwaisten jenseits des Oceans eine Heimath für uns gründen."

„Wie, Georg, Du könntest Hannover verlassen, die Stellung, welche Dir lieb ist, aufgeben wollen? Mit welchen Mitteln? Denn Du weißt, auch ich bin arm."

„Ich habe genug für den Anfang, ein denkender Kopf und fleißige Hände werden weiter helfen. Ich wollte Dir dies Alles darlegen, wenn Du hören willst."

„Schreibe mir, Georg, ich muß jetzt fort. Glaube an meine Liebe, wenn ich Carl's Hinterlassene geborgen weiß, dann, Georg, fürchte ich Nichts, dann will ich das tragen, was vielleicht die Welt sagen wird."

„Die Welt! Hannover ist ein sehr kleiner Theil der Welt, theures Mädchen. Ich sehe und höre mehr als Du in Deinem stillen Zimmer. Deine Welt ist das Haus in dem Du lebst, der Salon, in welchem Deine Schönheit strahlt und von dem die Urtheile über die hannöversche Gesellschaft ausgehen. Aber die große, lebendige Welt, der Gegensatz zu dieser Puppenwelt, ist draußen außerhalb dieser kleinen Königreiche. Es schläft nicht Jeder, der zu schlafen scheint und in wenig Jahren werden über Deutschland, ja über Europa Stürme dahin brausen mit so mächtigem Ton, daß Niemand auf das hören wird, was man über den einzelnen Privatmann schwatzen könnte. Zu solcher Zeit möchte ich fern sein, um nicht in den gefährlichsten Streit, in den mit mir selbst, zu kommen. Ich kann nicht von der Partei des Königs lassen, Dankbarkeit, kameradschaftliche Gefühle würden mich auf der einen Seite halten, und dennoch könnte ich nimmer das Blut meiner Landsleute vergießen, die ich für berechtigt halte, endlich mit Gewalt zu fordern, was man ihnen auf dem Rechtswege nicht zugestehen will. Braucht Deutschland Männer, um gegen den Feind von Außen zu kämpfen, dann werde ich nicht fehlen, selbst Deine Liebe, alles Glück, welches der häusliche Herd mir bieten könnte, würde mich nicht abhalten, aber zum Kampfe gegen Partheien im Innern von Deutschland tauge ich nicht. Was der Mensch nicht mit voller Ueberzeugung, mit ganzem Herzen

thun kann, das soll er lassen. Ich halte es für klug und recht, Deutschland zu verlassen, und liebst Du mich, so wirst Du mir folgen."

„Ich würde bei Dir überall glücklich sein, Georg, dennoch ist es ungewiß, ob Du das Ausland so findest, wie Du es Dir träumst. Was meine Verhältnisse anbetrifft, so hatte ich eine kühne Idee, die ich freilich wieder fallen ließ. Der König ist ein gerechter Mann, wenn Du —"

„Der König ist gerecht, aber ich möchte ihm nicht zu viel danken müssen."

„Die Zeit ist um, ich kann nicht länger verweilen."

Mit großer Aufmerksamkeit hatte die Königin jedes Wort angehört. Jetzt wollte sie wissen, wer gesprochen hatte, glaubte sich berechtigt, die unsichtbaren Sprecher kennen zu lernen. Durch die dichten grünen Hecken vermochte das Auge der erlauchten Frau nicht zu dringen, sie eilte den Gang hinab, um zu der Stelle zu kommen, wo sie das Paar vermuthen konnte, aber als sie ihren Weg zurückgelegt hatte, sah sie Niemanden, das junge Mädchen und dessen Geliebter waren schneller gewesen als die Königin. Niemand war zu erblicken.

Verdrießlich darüber schritt Friederike von Hannover weiter, bis sie einen der Gartenarbeiter traf, welcher beschäftigt war, die Wege rein zu halten.

Die Königin blieb stehen und fragte den Burschen, ob er eine Dame gesehen habe und einen Herrn. Der Gärtnerbursche wußte, daß es die Königin war, die zu ihm sprach. Er wurde vor Verlegenheit dunkelroth, trat von einem Fuße auf den andern und weil er vielleicht fürchtete, schweigen

sei besser als plaudern, so stammelte er endlich, als die Königin ihre Frage im sanftesten Tone wiederholte: „ich habe Niemand gesehen."

Die Königin entfernte sich mit einem ungläubigen Kopfschütteln. Sie machte noch einige Gänge durch den großen Garten und in die Blumenabtheilungen, und kehrte dann in das Schloß zurück, um weiter über dies Abenteuer nachzudenken.

Königin Friederike war eine zu geistreiche Dame, ein zu groß angelegter Charakter, um an dem Geschwätz Gefallen zu finden, was an allen Höfen vorkommt, wenn auch an kleinen mehr als an größeren. Dennoch hörte die Königin Manches über Personen, welche in der Stadt zu den alten und bekannten Familien gehörten oder sich auf irgend eine Weise bemerkbar gemacht hatten. Wenn die kluge Friederike etwas wissen wollte, verstand sie in der feinsten Weise zu fragen und selten blieb ihr eine Sache verborgen, der sie auf den Grund zu kommen wünschte. Doch nicht nur das Schicksal des Liebespaares interessirte sie, nicht nur den Namen desselben wollte sie ergründen, was der Mann über die Zukunft Deutschlands gesagt hatte, beschäftigte ihre Seele mehr als das Leben von zwei der Königin fernstehenden Menschen.

Die Unzufriedenheit in Hannover über die Aufhebung der Verfassung von 1833, die Stimmen in den meisten andern deutschen Staaten, war der Königin, welche viele Zeitungen und Brochuren selbst las, kein Geheimniß geblieben. Sie hatte von den Rathschlägen gehört, welche Alexander von Humboldt dem Könige Friedrich Wilhelm IV. bald nach

seiner Thronbesteigung gegeben hatte, sie traute den Gesinnungen Louis Philipps nicht, welcher von einer Parthei in Paris bestürmt wurde, Ansprüche auf die Rheinlande zu erheben, wenn auch vorderhand diese Stimmen sich noch vereinzelt vernehmen ließen. Die Königin fürchtete, daß sich im Falle eines Krieges entweder Preußens König als Schutzherr Deutschlands an die Spitze stellen und bei dieser Gelegenheit eine Herrschaft über die andern deutschen Fürsten aneignen würde, oder daß abermals ein Rheinbund die süddeutschen Fürsten vereinen könnte, der, wenn auch nicht gegen Preußen kämpfen, doch gewiß neutral bleiben, also der deutschen Sache Nichts nützen würde.

Was konnte Hannover thun?

Was wird der König Ernst August, Preußens nächster Nachbar, beschließen?

Diese Fragen legte sie sich vor, ohne zu wagen, ihren Gemahl um die Beantwortung derselben zu bitten. Sie wußte, daß er zuerst an den Bestand seiner Souverainetät dachte, dann erst an Deutschland, wenn es ihm auch zuwider gewesen sein würde, sich durch den Beistand eines ausländischen Monarchen diese Souverainetät zu retten, Friederike von Hannover dachte anders. Sie fühlte sich glücklich in ihrer Stellung, nannte sich mit Stolz Königin von Hannover, dennoch richtete sie ihren Blick immer in die Zukunft, sie besaß den Ehrgeiz den nur höchst geistreiche Menschen haben, sie wünschte für ihren Gemahl, ihren Sohn, für sich selbst, einen Ehrenplatz in der Geschichte und den konnte, ihrer Ansicht nach, unter den lebenden deutschen Königen

dereinst nur der erhalten, welcher seine persönlichen Interessen der Größe und dem Heile Deutschlands zu opfern bereit war.

Nur von ferne, leise, fragte sie endlich ihren Gemahl, was er von den Absichten Frankreichs halte, was er im Falle eines Krieges zu thun gedenke. Seine Antwort lautete: „Meine Pflicht als Bundesfürst. Ich habe so viel als an mir war für die Verbesserung der Armee gethan und würde nicht zurückbleiben, sollte eine Kriegserklärung über den Rhein kommen.“

„Und welcher Fürst würde den Oberbefehl über die Bundesarmee führen, theurer Ernst?“

„Ich würde natürlich bei meiner Armee bleiben, Georg“ — hier seufzte der König, „kann kein Commando übernehmen, aber Du hast Recht, Friederike, *ein militärisches Oberhaupt über Alle* ist eine Nothwendigkeit. In wem es finden, das ist die Schwierigkeit, es käme mir zu, wäre ich jünger, denn der Kaiser Ferdinand ist kränklich, aber ich fürchte, dagegen wird sich der Stolz der Hohenzollern auflehnen.“

„Auch sind sie berechtigt durch Macht und durch die Opfer und Thaten —“

„Ich bitte Dich, liebe Friederike, sprich nicht weiter in diesem Tone, zum Erstenmale in meinem Leben könnte ich Dir böse werden.“

„Verzeihung, theurer Ernst, Du hast mich nicht verstanden,“ lenkte die Königin ein, „ich wollte nur sagen, daß Preußen oder vielmehr die Hohenzollern *Ansprüche* machen werden —“

„Mit denen sie nicht durchdringen können. Ein Welf kann sich allenfalls eine Stufe tiefer stellen als der Kaiser von Oesterreich, der Abkömmling einer langen Reihe deutscher Kaiser, aber niemals unter die Hohenzollern. Was waren sie, als ein Welf, Otto IV., deutscher Kaiser war?"

„Das Schicksal dieses Kaisers war ein sehr trauriges," murmelte die Königin. Der König fuhr fort: „Gott schütze uns vor Krieg. Wie es in alten Zeiten hieß: hie Welf, hie Waiblinger, würde es heißen: hie Habsburg, hie Hohenzollern. Ich sage Dir, obgleich zwei Deiner Kinder Hohenzollern sind und der König von Preußen Dein Neffe, so würde doch im Kriegsfalle die Freundschaft zwischen Welfen und Hohenzollern ein Ende nehmen, verlangten die Berliner eine Art von Unterwerfung von mir, dem Sohne Georg III. von England."

In diesem Augenblick trat der Kronprinz ein, der König, in Wahrheit zum Erstenmale während seiner langen Ehe etwas erzürnt auf die Königin, sagte spöttisch zu seinem Sohne: „Georg, hättest Du Lust, Dich dereinst als König nach den Hohenzollern zu richten? Die hannöversche Armee unter preußischen Oberbefehl zu stellen?"

„Da sei Gott vor, gnädigster Herr und Vater, nie würde ich mir etwas vergeben, ich, der Abkömmling der Welfen, der Prinz von Cumberland."

„Du bist mein Sohn, Georg, Deine gnädige Mutter ist heute mehr Mecklenburgerin als Königin von Hannover."

Nach diesen Worten ging der König aus dem Zimmer ohne der Königin die Verbeugung zu machen oder die Hand zu reichen, wie er sonst stets zu thun pflegte.

„Warum ist mein Vater so erzürnt?" fragte der Kronprinz.

„Ich will es Dir sagen, setze Dich zu mir."

Der Prinz hörte seiner Mutter ehrerbietig zu, als sie schwieg, sagte er: „ich hoffe, theure Mama, das Königreich Hannover ist unter Gottes Schutz auf Felsen gegründet. Die Häuser der Fürsten, die Gott fürchten, können nie untergehen, das sagte auch der ehrwürdige Bischof von Rochester bei meiner Confirmation. Sollte es jemals zum Kriege kommen, wird Hannovers König stark genug sein, jedem Feinde entgegenzutreten, selbstständig, ohne sich an den Stärkeren zu lehnen. Uebrigens weist uns die Geschichte zu Oesterreich, dessen Kaiser Hannover die Kurwürde zu danken hat."

„Seitdem hat sich Vieles in der Welt geändert und Preußen ist ein großer Staat, eine bedeutende Macht geworden," bemerkte die Königin.

„Wird aber niemals die Machtstellung Oesterreichs einnehmen."

Die Königin Friederike, als Schwester der Königin Louise, als Mutter des Prinzen Friedrich von Preußen, mit dem sie in ununterbrochenem Briefwechsel stand, hatte natürlich anders denken gelernt. Ihr waren die Pläne der geistvollsten Staatsmänner Preußens nicht verborgen geblieben, sie wußte, daß Ordnung und gute Wirthschaft im Staatshaushalte in aller Stille Preußens Macht und Einfluß vergrößert hatten. Wie Alle, welche entschieden protestantisch sind, hegte die Königin mit Vorliebe die Ansicht, daß nach und nach der protestantische Staat als der im Fortschreiten

begriffene das Uebergewicht über den katholischen gewinnen müsse. Katholicismus und Stillestand in Allem schien der Königin von Hannover gleichbedeutend. Daß sie selbst in religiöser Hinsicht streng am alten Lutherthume hielt und einen gewissen Buchstabenglauben für den richtigen hielt, dessen war sie sich selbst nicht bewußt. Sie wußte, daß ihr Gemahl und ihr Sohn, der Kronprinz, schwer von vorgefaßten Meinungen abzubringen waren, aber als kluge Dame, welche ihre Macht über die Herzen der Ihrigen kannte, sagte sie zu sich selbst: „neigt Euch immerhin zu Oesterreich, Ihr werdet mit der Zeit anders denken. Seid ihr Steine, wohl, so bin ich der unermüdliche Regentropfen, welcher endlich doch den Stein aushöhlt."

Capitel XVI.

Das Geburtstagsfest und der Tod.

Ernst August liebte Geselligkeit, weil er eine heitere Natur war und es gern lebhaft um sich sah, er hielt auf Prunk, weniger aus Genußsucht, denn für seine Person war er in Allem einfach und mäßig, als weil er es für Pflicht eines Königs hielt, einen glänzenden Hof zu halten und der gewerbtreibenden Classe zu verdienen zu geben. Er wußte, daß er in früheren Jahren viele persönliche Feinde und auch Gegner seiner politischen Ansichten gehabt hatte, deßhalb freuten ihn Besuche von Fürsten und bedeutenden Persönlich-

keiten zwiefach, sie bewiesen ihm, daß Viele jetzt anders von ihm dachten, als früher.

Familienfeste oder Kirchenfesttage feierte er gern, besonders den Neujahrstag und den Wiegentag der Königin. Am zweiten März des Jahres 1841 sollte er besonders festlich begangen werden. Die Königin hatte den Winter über viel gekränkelt und sich oft sehr still und niedergeschlagen gezeigt. Als Kennerin und Freundin der schönen Künste liebte sie auch das Theater sehr, und war, wenn klassische Dramen zur Aufführung gelangten, stets an der Seite des Kronprinzen zu sehen. Das Schauspiel war zu jener Zeit noch nicht von der Oper ganz in den Hintergrund gedrängt und lebende Dichter durften noch auf Darstellung ihrer Dramen hoffen, besonders in Hannover unter Herrn von Holbeins Leitung.

Es gewährte einen rührenden Anblick, wenn Mutter und Sohn zusammen erschienen, wenn die alternde Dame statt von dem hochgestalteten Sohne gestützt zu werden, ihn führte, wenn sie gleichsam sein Auge war und mit der Hingebung der Mutterliebe beim Beginn jeder neuen Scene zu ihm sprach. Das Publikum wußte dann, daß die Königin dem Kronprinzen die Decorationen und Costüme beschrieb, war dies geschehen, schwieg sie, um ihn, der mit Aufmerksamkeit auf jedes Wort der Schauspieler hörte, nicht in seinem Genusse zu stören. Bei seinem poetischen Naturell gewährte jede wahrhaft schöne Dichtung ihm die innigste Freude.

Am ersten März nun fühlte sich die Königin wieder vollkommen wohl und erklärte, daß sie sehr gern die Abend=

stunden im Schauspiel zubringen würde, worüber der König hocherfreut war, denn er wußte, daß seiner Gemahlin von Seiten des Publikums ein herzlicher Empfang zu Theil werden würde, und wie schroff sich auch der alte Ernst August oft zeigte, im Innersten seines Herzens — und er besaß ein Herz — legte er auf die Liebe des Volkes doch hohen Werth.

Die Königin war im Theater mit lebhaftem Zuruf begrüßt worden, Marschner's Jubel-Ouvertüre brauste wie ein Strom von Melodieen durch die gefüllten Räume des damaligen noch kleinen Hoftheaters, dessen Vorhang von Rambergs Meisterhand gemalt war.

Der König saß in bester Laune neben seiner Gemahlin, welche sich die größte Mühe gab, eine sie fast überwältigende Traurigkeit zu besiegen. Einige ergreifende Verse in dem Drama, welche Carl Devrient mit Meisterschaft sprach, lockten der hohen Frau Thränen in die Augen.

Der blinde Kronprinz, der König, welcher sich im Saale umschaute, bemerkten es nicht.

Am andern Morgen erschien die Königin heiter wie immer. Mit Freude und Dankbarkeit nahm sie die Glückwünsche und Geschenke ihres Gemahls und ihrer Kinder an. Mit besonderer Sorgfalt ließ sie sich zu dem Galladiner kleiden und schmückte sich mit ihren schönsten Brillanten, weil sie wußte, daß der König sie bei festlichen Gelegenheiten gern strahlend sah.

Als sich in den späteren Abendstunden die Königin am Arme des Königs durch den großen Saal bewegte, um

Diesem oder Jenem ein huldvolles Wort zu sagen, fiel ihr eine junge Dame auf, deren bleiches, ernstes Gesicht durch ein wunderschönes Augenpaar beleuchtet und anziehend wurde.

Auf ihre Frage nach der jungen interessanten Dame entgegnete die Oberhofmeisterin, daß Fräulein von Kingshelm wegen der andauernden Unpäßlichkeit Ihrer Majestät nicht habe präsentirt werden können, der Hofmarschall habe aber gebeten, das Fräulein heute zu dem Feste einladen zu dürfen, damit sie vor ihrer Abreise, denn sie sei nur Gast bei Verwandten, den Glanz des Hofes zu Hannover einmal sehe. Die alte Excellenz flüsterte noch einige Entschuldigungen, welche die Königin mit gütigen Worten unterbrach und der Bemerkung, daß sie das Fräulein vorstellen möge.

Die Oberhofmeisterin verneigte sich tief und trat dann, das Fräulein an der Hand führend, vor die erlauchte Frau. Der König hatte sich von seiner Gemahlin entfernt, um mit dem Prinzen Bernhard von Solms einige Worte zu wechseln.

Als das Fräulein von Kingshelm die überaus freundliche Frage der Königin, wie lange sie schon in Hannover sei, beantwortete, stutzte die letztere. Sie mußte diese Stimme schon gehört haben, aber sie vermochte nicht sogleich sich zu sagen wo. Die Königin sprach weiter und stellte ihre Fragen so, daß das Fräulein viel sprechen mußte. Jetzt glaubte Friederike von Hannover zu wissen, wen sie vor sich habe. Huldvoll verabschiedete sie das Fräulein, dann winkte sie einer ihrer Lieblingsdamen zu sich und flüsterte: „Kennen Sie Fräulein von Kingshelm, Pauline?"

„Sehr wenig, Majestät."

„Sie ist, wie ich höre, eine Waise. Ein schöneres Augenpaar sah ich nie. Sie sollte den Namen einer Muse haben, wissen Sie den Rufnamen der jungen Dame?"

„Ich hörte, daß ihre Tante sie Therese nannte, Majestät."

„Therese, ein angenehmer Name. Es sollte mich wundern, wenn dieses interessante Wesen nicht viele Bewunderer hätte. Ist sie vielleicht schon Braut?"

„Ich will es zu erfahren suchen, gnädigste Frau," erwiederte die Hofdame. Die Königin sprach: „Ich bin heute so reich beschenkt worden, so glücklich, ich möchte etwas zu dem Glücke einer Waise beitragen, wenn es mir vergönnt ist. Ich werde in den nächsten Tagen Fräulein von Kingshelm zu mir bitten lassen."

Die noch immer schönen, lebhaften Augen der Königin flogen im Saale umher, um einen jungen Mann zu suchen, welcher sich dem Fräulein Kingshelm nahte, aber Friederike von Hannover sah nur den Oheim des Fräuleins und den schon bejahrten, keineswegеs liebenswürdigen Baron Hohenwalde mit dem interessanten Mädchen sprechen. Der Geliebte war entweder nicht zugegen oder wagte es nicht, ein Wort an seine Angebetete zu richten.

Den Tag nach diesem Feste fühlte sich die Königin wieder unwohl und obgleich sie sich aufrecht zu halten versuchte, gelang es ihr doch nicht. Die Aerzte sprachen sich über die Natur des Uebels nicht deutlich aus, doch hielten sie es offenbar für ernst.

Die Königin erkünstelte Muth und Heiterkeit, obgleich sie viel Schmerzen litt und an ihrer Wiedergenesung zweifelte. Jede Stunde, in welcher sie sich wohler fühlte, widmete sie

ihrem Gemahl und ihren Kindern. Mit vieler Theilnahme wünschte sie einer ihrer Lieblingsdamen, der Baronesse Malortie, zur Verlobung Glück und freute sich, daß der König selbst die Braut zum Altar führen wollte, was er auch that. An einem Frühlingstage, an welchem sich die hohe Frau etwas erleichtert fühlte, beschloß sie, das Fräulein von Kingshelm rufen zu lassen.

Die Kammerfrau kehrte mit der Antwort zurück, das Fräulein sei zu Verwandten nach Stockholm gereist und kehre erst zum Spätsommer nach Hannover zurück.

Die Königin seufzte: „Im Spätsommer! Werde ich jene Dame dann noch sehen können? was überhaupt werde ich dann noch von der Erde sehn?" So konnte sie denn dieses junge Mädchen nicht näher kennen lernen, nicht mit ihr sprechen und wünschte doch mit ihr über so Vieles zu reden.

Wenn der König oder keines ihrer Kinder bei ihr war, denn auch die Herzogin von Anhalt-Dessau war nach Hannover gekommen, den König zu erheitern, die theure Mutter zu pflegen, beschäftigte sich Friederike viel mit Schreiben. Sie unterhielt sich brieflich mit ihren abwesenden Kindern, und mit Männern, auf deren Wort sie Gewicht legte. Die Zukunft ihres jüngsten Sohnes lag ihr besonders am Herzen, für ihn, das fühlte sie, war die Mutter unersetzlich.

„Möchte Georg eine Gemahlin finden, welche ihn beglückt, welche ihn um seiner selbst willen liebt und nicht nur seine Krone werth hält. „Vielleicht," pflegte sie oft gegen ihre einzige Vertraute zu sagen, „vielleicht würde mein Sohn in Zukunft als Herzog von Cumberland glücklicher sein, denn als König, er ist, bei aller Bildung, allem guten

Willen der Last nicht gewachsen, welche ihm dereinst mit dem Purpur auf die Schultern gelegt wird. Möchte doch der König eine Verfassung geben der englischen gleich, welche den künftigen König aller Verantwortlichkeit überhebt und ihm die Hände nicht zu frei läßt. Der Kronprinz liebt es, zu herrschen und ich sehe es ein, mit den älteren Königen wird auch die alte Zeit zu Grabe getragen, die jüngeren werden nur Verwalter der Reiche sein, deren Könige sie heißen, nicht mehr die Herren."

Obgleich jetzt die näheren Umgebungen der Königin sich über den Zustand derselben nicht mehr täuschen konnten, wagte doch Niemand, den greisen König von der Gefahr zu unterrichten, in welcher sich seine geliebte Gemahlin befand. Sie begehrte mit dem Könige und ihren Kindern das heilige Abendmahl zu nehmen, obgleich die Aerzte diese Ceremonie als zu aufregend für die Kranke nicht gern vorgehen sahen.

Der König hatte seine Gemahlin in den letzten Tagen nur auf Augenblicke verlassen, sogar des Nachts bei ihr gewacht. Als er von dem Leibarzt vernahm, daß die Königin nur noch einige Stunden zu leben haben werde, barg er das Gesicht in seine Hände und stieß einen tiefen, schmerzlichen Seufzer aus; aber schnell faßte er sich wieder und ging scheinbar ruhig an das Sterbebett der Königin, um ihr Trost zuzusprechen und ihre letzten Wünsche zu vernehmen.

Friederike von Hannover blieb sich bis zum letzten Hauche selbst getreu, sie klagte nicht, sie umgab — so muß man sagen — noch die letzten Momente ihres irdischen Seins

mit der liebenswürdigen Weiblichkeit, durch welche sie den König so dauernd zu fesseln wußte.

Nachdem sie ihre Kinder gesegnet hatte, wandte sie sich dem Gemahl zu und winkte den Kindern freundlich lächelnd zu, zurückzutreten. Mit matter Stimme, aber mit der Deutlichkeit, welche der König an ihrer Redeweise so liebte, sprach sie zu ihm: „Dir, geliebter Ernst, habe ich für jeden Tag, den ich als Deine Gattin verlebte, nur zu danken. Dank, innigen Dank für Deine schöne unveränderliche Liebe. Ich glaube, daß die sich wiederfinden, die sich lieben, ich würde wünschen, Dich bald wieder zu sehen, wärst Du für Georg nicht die mächtigste Stütze, könnte das Land Dich entbehren, dessen Wohl Du gewiß immer befördern wirst. Ist es dem Geschiedenen vergönnt, dem Erdenbewohner zu erscheinen, dann, Ernst, dann wirst Du mich wiedersehen schon hier auf Erden, vielleicht um Dich zu trösten."

Der König hielt mit beiden Händen ihre erkaltete Hand, er vermochte nicht zu sprechen und bewegte nur zustimmend sein Haupt.

Als er später sie fragte, ob sie noch irgend einen Wunsch hege, sagte sie einige unzusammenhängende Worte und schloß dann die Augen.

Zwei Stunden später, am achtundzwanzigsten Juni 1841 verkündeten alle Glocken in langsamen Schlägen der Haupt- und Residenzstadt Hannover, daß Friederike, Königin von Hannover, gestorben sei.

Die liebenswürdigen Eigenschaften der Verewigten, ihre Wohlthätigkeit, ihre lebhafte Freude, wenn sie Alles um sich her froh sah, hatten der Königin aufrichtige Anhänger er-

worden. Der tiefe Schmerz des königlichen Greises, der bitterlich weinte, rührte alle Herzen. Dennoch wußte er sich zu fassen, ordnete das Leichenbegängniß an und bemühte sich, den Kronprinzen und die Herzogin von Anhalt-Dessau zu trösten.

Es war ein ergreifender Anblick, den sonst so festen Mann in Schmerz versunken dicht hinter dem Sarge gehen zu sehen, welcher sein Liebstes umschloß, und selbst in die Augen harter Männer traten Zähren, als sie den greisen König so tief gebeugt sahen.

Als in der Schloßkapelle die kirchlichen Ceremonien vorüber waren, der Oberhofprediger Doctor Leopold den Segen über die Leiche ausgesprochen hatte, wurde der Sarg in die Gruft gesetzt, nur von der königlichen Familie begleitet. Nachdem alle Mitglieder derselben ein Gebet verrichtet, der König hierauf den Kronprinzen umarmt hatte, entließ sie der Erstere und kniete, allein mit der geliebten Todten, nieder, den Kopf an den Sarg gelehnt.

Was er sprach, hat Niemand gehört, aber als der König nach einer halben Stunde noch nicht sichtbar wurde, ging sein vertrautester Diener hinab zur Gruft, um nach dem Gebieter zu sehen.

Der König erhob sich. „Ich lebe noch," sprach er mit bewegter Stimme, „ich habe der Verklärten versprochen zu leben, für unsern Sohn, für Hannover. Kommen Sie, ich muß mein Versprechen halten."

Der unveränderliche Mann hatte den Befehl gegeben, daß nicht das Geringste in den Gemächern der Königin geändert werden durfte. Ihr letztes Lager mußte bleiben wie

es war, ihr Schreibtisch, das Buch sogar, in welchem sie den Morgen vor ihrem Todestage gelesen hatte, durfte nicht zugemacht werden. Aber nicht nur mit diesen Anordnungen begnügte sich der König; jeden Tag mußten die Gemächer gelüftet und gereinigt werden, wie zu Lebzeiten der Königin, mit eigener Hand legte Ernst August, wie er früher täglich gethan hatte, einen schönen frischen Blumenstrauß auf den Tisch, an welchem sie, die er jeden Morgen besucht, gesessen hatte, und streng würde er es geahndet haben, hätte der Hofgärtner vergessen, die Lieblingspflanzen der Verstorbenen in deren Gemächer zu senden. Jeden Tag mußte der Hofdienst wie zu Lebzeiten der erlauchten Frau gethan, jeden Abend mußten die Gemächer erleuchtet werden.

Zu verschiedenen Zeiten des Tages besuchte Ernst August ganz allein diese Räume, oft weilte er bis nach Mitternacht allein in dem erleuchteten Gemache, das die Verklärte Abends bewohnt hatte.

Man sagte, und nicht ohne Grund, daß der König oft lange laute Gespräche mit seiner Friederike führe; gewiß ist es, daß er Alles, was ihn tief bewegte, sowie seine Pläne laut in diesem Zimmer aussprach.

Die Kinder der Königin, welche zur Bestattung ihrer Mutter erschienen waren, sowie andere nahe Verwandte des hannoverschen Fürstenstammes hatten die Residenz verlassen. Der Kronprinz reiste Mitte Juli auf Rath der Aerzte nach Norderney, er hoffte damals immer noch, das eine Auge würde durch den Gebrauch der stärkenden Seebäder die Sehkraft wieder erhalten.

Der König wollte sich von dem Zimmer, wo seine Gemahlin ihren letzten Seufzer ausgehaucht hatte, nicht trennen, aber endlich siegten die Vorstellungen seiner Umgebungen, besonders das Zureden Malortie's, welcher dem Könige zu bedenken gab, daß die Verklärte, könne sie auf den Sterblichen herabblicken, sich über seine tiefe Trauer betrüben würde.

Der greise Monarch gab endlich nach und entschloß sich, nach Ems zu gehen. Den Abend vor seiner Abreise kniete er noch einmal lange, im Gebet versunken, an der Ruhestätte seiner Friederike. Er that dies auch in späteren Jahren, immer bevor er eine Reise antrat und niemals unterließ er, am Geburtstage der Königin einen frischen Kranz auf ihren Sarg zu legen.

In Ems erholte sich der König sichtlich und ging viel mit zwei Sprossen des Hauses Wittelsbach um, mit Otto von Griechenland und mit der Großherzogin Mathilde von Hessen-Darmstadt. Auch Fürst Metternich traf ein, um dem Könige seine Ehrfurcht zu bezeigen und der damalige Präsident des Bundestages, der Graf von Münch-Bellinghausen. Beide Herren verstanden es, den König für sich und für Oesterreichs Interessen zu gewinnen. Sie, namentlich der kluge Metternich, sprachen viel von dem Ehrgeize und den stillen großen Plänen der Hohenzollern und erweckten in dem Könige den Gedanken, sich enger an Oesterreich anzuschließen.

Der Stolz Ernst Augusts auf seine Abkunft, die Erinnerung an die berühmten Helden aus dem Geschlecht der Welfen, an Kaiser Otto IV., den der König von Hannover zu seinen Ahnen zählte, der Blick auf Großbritannien, dessen

Könige sein Vater und seine Brüder gewesen waren, siegte über des sonst so klaren Kopfes gesunden Verstand. Alles vermochte der Welfe eher, als sich einem Hohenzollern unterordnen, obgleich, bei hellem Lichte betrachtet, dieses Fürstengeschlecht doch auch nicht zu den neuen Dynastien zu zählen ist.

Ernst August dachte so wenig als Metternich an ein großes Deutschland unter einer Krone. Der Erstere hatte nur die Blüthe Hannovers im Auge und hielt sich für berechtigt, diese nach seiner Weise zu fördern. Den Kaiser von Oesterreich als Kaiser von Deutschland über sich zu sehen, würde ihm auch nicht gefallen haben. Ernst August hielt den deutschen Bund für eine ganz zweckmäßige Institution, geeignet Deutschland auf Jahrhunderte hinaus gegen feindliche Angriffe zu schützen und erkannte in dem Bruder von Oesterreich gern den primus inter pares.

Bei allem Verstande konnte der Greis nicht die geistigen Fesseln abstreifen, in welche ihn die verkehrten Ansichten geschmiedet hatten, welche ihm auf Befehl Georg III. von von seinen Erziehern eingeimpft worden waren. Er konnte sich in die neue Zeit nicht finden; niemals kam ihm der Gedanke, daß eine Zeit erscheinen könne, wo das Volk, statt nach dem Alter der Dynastie zu fragen, von seinem Regenten eine den Wünschen der Nation entsprechende Verfassung fordern würde, und zwar in energischerer Weise als es seine Hannoveraner gethan hatten. Daß die Kleinstaaterei bereits im Begriff war, in das letzte Stadium zu treten, wollte ihm nicht einleuchten. Auch war Ernst August bei allen seinen Eigenheiten der Mann, der sich Vertrauen und Achtung zu

verschaffen gewußt hatte, folglich, weil **er** fest auf dem Throne saß, auch von seinem Sohne dasselbe erwartete.

Capitel XVII.

Norderney.

Während sich der König von Hannover in Ems wenigstens körperlich wohl fühlte — sein Gemüth vermochte nie wieder glücklich zu sein — brannten allabendlich in dem verlassenen königlichen Palais in den Gemächern der Verstorbenen die Kerzen und eine Freundin derselben sorgte täglich für frische Blumen. In Norderney begann die erfrischende Seeluft im Verein mit dem unvergleichlichen Jugendmuth auf den Kronprinzen die günstigste Wirkung auszuüben. Wie tief und aufrichtig er auch seine Mutter geliebt hatte, wie heilig ihm ihr Andenken war, so blickte er dennoch nicht nur zurück wie der greise König, sondern vorwärts wie ein Jüngling.

Eines Abends als die Hitze nachgelassen hatte und frische Lüfte über die See zu ihm wehten, wandelte er, in einiger Entfernung von dem besuchten Strande, allein an dem Ufer auf und ab. Sein Adjutant begleitete ihn allerdings wie immer, aber der Prinz hatte sich, da er den Weg kannte, von seines Führers Arme losgemacht. In Norderney fühlte er sich stets besonders wohl; aber unter den Fremden aus allen Weltgegenden, obgleich jung, schön, hochgestellt

und mit Glücksgütern überhäuft, wegen Augenschwäche Gegenstand des Mitleids zu sein, war für ihn ein verhaßter, deßhalb unerträglicher Gedanke, darum bewegte er sich hier so ungezwungen als ihm nur immer möglich.

Er wollte noch im Freien bleiben, deßhalb setzte er sich auf einer Bank nieder und entließ den Adjutanten.

Längere Zeit saß der Kronprinz mit vorgebeugtem Haupte, dem Gesange zweier Vögel lauschend, welche mit einander zu wetteifern schienen. Er gedachte seiner Mutter, deren liebevoller Sorge es gelungen war, den Georgengarten bei Hannover durch viele Nachtigallen zu beleben, deren süßem Sange der Prinz oft freudig gelauscht hatte.

„Wer liebt mich wohl jemals so, wie mich meine Mutter liebte!" seufzte er.

In diesem Augenblicke hörte er eine Frauenstimme, deren Klang sein Herz ergriff, sagen: „Wie schön ist es hier, aber, liebe Beust, wir müssen wohl heimkehren, ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß meine Mutter sich ängstete."

„Der Kronprinz konnte die im leisen Tone gegebene Antwort nicht verstehen, aber deutlich hörte er jetzt die erste Dame sagen: „Sie haben Recht; nun, so bleiben wir noch ein wenig. Wer weiß auch, ob das schöne Wetter noch lange anhält, ich will die liebliche Gegenwart genießen, sie allein ist unser."

„Eine unbestreitbare ernste Wahrheit!" entgegnete die Andere. „Sicher haben wir nur unsere Erinnerungen."

„Wie die Käfer im Abendsonnenstrahl summen! Wissen Sie, Liebste, als ich heute Morgen die See so ruhig und

klar sah, wünschte ich einmal einen Seesturm zu erleben, das heißt ihn vom Ufer aus mit anzuschauen."

„Das würde Ihnen schwer fallen, denn wie könnte Ihr gutes Herz ruhig bleiben, wenn Sie der Gefahr gedächten, in welcher sich in solchen Augenblicken Andere befinden."

„Da ertappten Sie mich wieder einmal auf dem Fehler, den Mama zuweilen an mir rügt, unüberlegt gesprochen zu haben! Ich dachte in diesem Augenblicke nur an mein Vergnügen, nicht an andere Menschen. Elisabeth nennt mich mitunter egoistisch, aber ich bin es nicht, ich möchte die ganze Welt glücklich machen, und bedaure nur, daß ich nicht mehr zu verschenken habe."

„Sie thun ja des Guten viel. Vielleicht werden Ihre frommen Wünsche erfüllt, es kann Ihnen ein eben so glänzendes Loos fallen, wie Ihrer Tante."

„Die gute, holde Tante Therese. Glänzend ist ihr Loos, aber ob auch glücklich? Man sagt, ihr Gemahl sei ihr nicht treu, obgleich er sie liebt."

„Man sagt Vieles, was nicht wahr ist."

„Der Abendstern funkelt schon hell, jetzt lassen Sie uns heimkehren. Adieu, kühle See, auf Wiedersehn!"

Noch lange verweilte der Kronprinz auf der Stelle, wo die liebliche, etwas singende Sprache der Unbekannten sein Herz berührt hatte. Der Ton dieser Stimme erinnerte ihn an eine Andere, die flüchtig wie ein Traum an ihm vorüberziehend, ihn sehr lebhaft und tief interessirt hatte.

Er wünschte die nähere Bekanntschaft der Ungesehenen zu machen, denn auch der Inhalt ihrer Rede hatte ihm

sehr gefallen, die Dame besaß offenbar ein gutes Herz und ein empfängliches Gemüth für das Schöne in der Natur.

„Aber zu was sie kennen lernen," beschloß der Prinz sein Selbstgespräch, „ich fühle es, ich würde sie lieben und — ich bin der Sklave meines Standes."

Am andern Morgen theilte der erste Adjutant des Kronprinzen demselben mit, daß sich seit Kurzem die regierende Herzogin von Sachsen-Altenburg unter den Badegästen befinde. Da die Zeit der ersten tiefen Trauer um die Königin Friederike vorüber war, beschloß der Kronprinz von Hannover, der Herzogin seinen Besuch abzustatten. Die erlauchte Dame, ebenso liebenswürdig als hochgebildet und innigst bewegt von dem Anblick des schönen, fürstlichen Jünglings, der in seiner Mutter so unbeschreiblich viel verloren hatte, empfing den Prinzen mit besonderer Güte. Sie hatte die Königin von Hannover gekannt, sie sprach mit dem trauernden Sohne über die Vorzüge der Verewigten, und wußte ihren Besuch lange festzuhalten. In dem Augenblicke als der Kronprinz aufstand, öffnete sich leise eine Thüre und eine holde Stimme fragte: „Ist es erlaubt, Mama?"

„Aber, Kind, hast Du denn nicht gewußt, daß ich Besuch habe?" sagte sanft verweisend die Herzogin.

Dunkle Röthe überzog das angenehme Gesicht der Prinzessin, sie vergaß, daß der Kronprinz nicht bemerken konnte, daß sie noch im Morgenkleide sei und zog sich rasch zurück.

Der Kronprinz, dessen feinem Ohre nicht entgangen war, von wo aus der Schall der Stimme gekommen war, wandte sich nach ihr um, als erwarte er, der jungen Dame vorgestellt zu werden, die Herzogin mit der Höflichkeit des Herzens

den Prinzen wie einen Sehenden anredend, bemerkte: „Sie erlauben mir wohl ein anderes Mal Sie mit meiner Tochter Marie bekannt zu machen, königliche Hoheit, da meiner Tochter Morgenkleid sie zum schnellen Rückzug nöthigte."

„Ich bitte Ihro königliche Hoheit, mir recht bald diese Ehre zu erweisen. Ich habe, so viel ich weiß, die Prinzessin schon gestern gesehen, als sie am Strande promenirte, in den spätern Abendstunden, in Begleitung einer Dame."

„Das ist sehr möglich, meine Tochter liebt die Natur sehr und der Anblick der See war für sie, die noch niemals die Heimath verlassen hatte, einige kleine Ausflüge an benachbarte Höfe ausgenommen, ein ganz neues Schauspiel."

Als Prinz Georg die Herzogin verlassen hatte, jubelte er: „Meine Unbekannte ist Marie von Sachsen! Meine Mutter hat sie mir geschickt."

Von jenem Tage an kam er fast täglich in die Nähe der Prinzessin, entweder brachte er die späteren Morgenstunden bei der Herzogin zu, oder er begleitete die fürstlichen Damen auf ihren Promenaden. Oft erschien er auch zur Theezeit im Salon der Herzogin als bevorzugter Gast.

Die fürstliche Mutter hielt es für ein schönes Loos für ihre älteste Tochter, Kronprinzessin und mit der Zeit Königin von Hannover zu werden, auch entdeckte ihr mütterlicher Scharfblick bald, daß der schöne, liebenswürdige Prinz der Prinzessin Marie ein wärmeres Interesse eingeflößt hatte, als nur Theilnahme über seinen Verlust und seine Blindheit.

Dennoch hütete die Herzogin sich, irgend eine Anspielung zu machen. Sie sah ein, daß ein Sohn, der Trauer um seine Mutter trägt, nicht mit einer Werbung hervortreten

kann, sie wußte genug von dem Eisenkopfe des Königs Ernst August, um annehmen zu können, daß dieser nicht jede Schwiegertochter willkommen heißen würde, wäre sie auch von fürstlichem, alten Geschlecht.

Die kluge Dame kannte den Stolz, den der alte Herr im Innersten hegte. Die Königin Victoria, seine Nichte, war schon zu jener Zeit Mutter von zwei Kindern, war Ernst August auch zu menschlich und gottesfürchtig, um ihr oder ihren Nachkommen den Tod zu wünschen, wiederholte er sich doch oft die Worte: „Alles ist möglich, bin ich auch nicht König von England, so kann dennoch mein Sohn oder wenn Gott mich durch Enkel beglückt, mein Enkel, den Thron besteigen, auf dem mein Vater achtundfünfzig Jahre gesessen hatte.

Alles dieses erwog die Herzogin und damit ihrer geliebten Tochter Herz nicht durch eine bittre Täuschung zu sehr leiden möge, ließ sie zuweilen ein Wort über den Charakter des alten Königs fallen. Die Prinzessin hörte schweigend mit niedergeschlagenen Augen diese Andeutungen an. Sie besaß das unschätzbarste Glück, ein gläubiges, frommes Gemüth. Dem Herrn befahl sie ihre Wege, er allein war der Vertraute ihrer geheimen Liebe. Dem Blinden Freundin, Stütze, Auge zu sein schien ihr der schönste Beruf und mit vertrauendem Herzen betete sie: „Gieb mir, o mein Gott, diese schöne Aufgabe für mein Leben."

Als der Prinz am Tage seiner Abreise von Norderney sich von der Prinzessin Marie verabschiedete, sagte er: „Diese Tage in Norderney werden mir unvergeßlich sein. Sie zählen mit zu den schönsten Tagen meines Lebens. Ver-

gessen Sie mich nicht ganz, Prinzessin. Ich habe Sie zuerst in dem Lande meines Vaters, also in meiner Heimath, gesehn, ich will dies für ein günstiges Omen nehmen, daß wir uns in Hannover wieder begegnen."

Die Prinzessin erwiederte kein Wort; hätte der Prinz ihr holdes Erröthen, ihr feuchtes Auge bemerken können, er würde in ihrer Seele gelesen haben. Die Herzogin von Sachsen trat zu dem jungen Paare, und mit feinem Lächeln sagte sie: „Der Kronprinz von Hannover ist zugleich auch Prinz von Cumberland und demnach auch Engländer, also liebe Marie, reiche ihm zum Abschied immerhin nach englischer Sitte die Hand."

Die Prinzessin berührte leicht die Hand des jungen Mannes, welcher die ihre ergriff und eine Zeit lang fest hielt. Leise erwiederte Marie von Sachsen den Druck seiner Hand, der Prinz sagte in diesem Moment zu sich selbst: „Sie wird meine Frau, Sie, oder Keine."

Als der Kronprinz in Hannover wieder mit dem Könige zusammentraf, erkannte der Erstere an dem bewegten Tone, mit welchem Ernst August sprach, daß derselbe noch immer den heftigsten Schmerz über seinen großen Verlust fühlte und von dem Wiedersehen sehr ergriffen war. Des Kronprinzen jugendliche Züge glichen der Verklärten und der Greis wurde nicht müde, den Sohn zu betrachten. Der Vater freute sich, seinen Georg, das lebendige Andenken, welches ihm seine geliebte Friederike hinterlassen hatte, so blühend und heiter zu sehen, aber bei alle Dem that ihm diese Heiterkeit, deren Grund er nicht kannte, wehe, und der

Kronprinz wagte es nicht, den tief trauernden Vater zum Vertrauten seiner Wünsche und Hoffnungen zu machen.

Der König lebte im Geiste mit der Geschiedenen fort. Allabendlich besuchte er ihre Zimmer und bevor er auf kurze Zeit Hannover verließ, hielt er sich gewöhnlich vor seiner Abreise in diesen Räumen auf und Niemand, selbst sein Sohn nicht, wagte durch eine leise Andeutung ihn von seinen Gängen abzubringen. Er ließ in Rehburg den Grundstein zur Friederiken-Kapelle legen und befahl, mit dem Bau derselben nicht zu säumen; überhaupt vergrub er sich jetzt in Arbeiten und ließ sich sehr oft Baupläne vorlegen, denn nur fortwährende Thätigkeit machte ihm das Leben erträglich.

Die Königin hatte oft geäußert, daß es eine große Freude für sie sein würde, wenn Hannover durch schöne Gebäude und andere Kunstwerke reich geschmückt würde. Auch diesen Wunsch gewährte der König, wie er denn einen Trost darin fand, alle Wünsche seiner geliebten Gemahlin nach Kräften zu erfülleu.

Capitel XVIII.

Eine Erscheinung.

Ernst August hatte den Aberglauben, daß er am Neujahrstage sich seinen Umgebungen zeigen müsse, solle er ein glückliches Jahr haben, und um keinen Preis würde er an diesem Tage im Bett geblieben sein, selbst wenn er sich krank

gefühlt hätte. Am Sylvestertag wurde die Hoftrauer um die Königin abgelegt. Der alte Herr selbst trug Trauer bis zu seinem Tode, aber der Kronprinz erschien jetzt ohne das schwarze Band und im Palais sah man am ersten Januar 1842 die Damen, welche bei Hofe Zutritt hatten, wie einst in farbigen Gewändern und strahlendem Geschmeide.

Ernst August ertheilte wieder Audienzen, besuchte dann und wann Gesellschaften, sah wieder ausgezeichnete Fremde bei Tafel. Der König Friedrich Wilhelm IV. berührte auf seiner Reise nach England das Königreich Hannover und versprach seinen Oheim auf der Rückreise von England in Hannover zu besuchen. Der alte Herr, welcher gern Geschmack und Pracht an den Tag legte, ließ vor der Ankunft seines königlichen Gastes das erste Stockwerk des königlichen Schlosses öffnen und betrat zum Erstenmale nach dem Tode der Königin die Gemächer, welche nach ihren Angaben ausgebaut und decorirt worden waren. Mit ihr hatte er das Schloß beziehen wollen, ohne sie fand er keine Freude darin und ließ dem Könige von Preußen die Zimmer anweisen, welche ursprünglich für Ernst August bestimmt gewesen waren. Er wollte im Palais bleiben, wo Friederike ihren letzten Seufzer verhaucht hatte.

Es war in den vorgerückteren Abendstunden, als der König von Hannover in das Schloß trat, um seinem hohen Gast einen Besuch abzustatten.

Friedrich Wilhelm, welcher eben in einer englischen Zeitung gelesen hatte, in der viel von ihm und seinen ausgezeichneten Eigenschaften die Rede war, erhob sich sofort, als der König Ernst August angesagt wurde, und ging dem

Oheim mit raschen Schritten entgegen, ihm auf dessen Ruf: „Willkommen in Hannover," herzlich erwiedernd: „Dank, gnädigster Oheim, ich bin glücklich, Ihro Majestät so wohl zu sehn. Ich fürchte aber, daß ich den Hannoveranern nicht willkommen bin. Diese guten fröhlichen Deutschen sind keine Königsfreunde und beeilten sich mit ihren Begrüßungen nicht sehr. Hahaha, Verzeihung, Majestät, aber es hat für mich stets etwas Komisches, die loyalen Deutschen einen republikanisch fürstenfeindlichen Anlauf nehmen zu sehen."

„Sie sind berauscht, lieber Neffe," erwiederte in englischer Sprache Ernst August, „berauscht von den lärmenden Huldigungen der englischen Nation. Mein kleines Hannover hat nicht stundenlange Straßen voll von Menschen, welchen es Vergnügen macht: Hurrah! zu rufen. Hier ist die Mehrzahl zu Hause bei der Arbeit und rufen die Hannoveraner einmal einem Fürsten zu, so thun sie es eben nur dem Landesherrn. Sie müssen das verzeihen, die Hannoveraner wollen eben nichts anderes sein als Hannoveraner, die Engländer aber sind nebenher auch Kosmopoliten."

„Die am liebsten den ganzen Kosmos besäßen, wenn auch nicht den, an welchem Humboldt jetzt schreibt. Eine merkwürdige Nation, diese Insulaner, ich habe mich in England so wohl befunden, wie — ja wie soll ich sagen? Wie Königin Victoria neben ihrem Prinzen Albert und ihren Kindern."

Der König von Hannover wußte, daß sein königlicher Neffe gern spottete und in spottlustiger Laune vielleicht nur eine einzige Person verschonte, seine von ihm eben so hoch-

verehrte als geliebte Gemahlin. Der alte Welfe war aber nicht der Mann, irgend Jemanden Etwas schuldig zu bleiben, deßhalb erwiederte er gleichmüthig: „es freut mich, daß sich der König, dessen Residenz die Metropole der Intelligenz genannt wird, in meinem Vaterlande wohl befunden hat. Gewiß haben Ihro Majestät viel Toaste essen*) und trinken müssen und das Erstere ist Ihnen eine ungewohnte Sache."

Ernst August wußte, daß der König von Preußen diese Art von Anspielungen nicht mochte, aber er wollte die Bemerkung über Victoria und Albert, welche dem alten Oheim unliebe Personen waren, nicht ganz unerwiedert lassen.

Ueber Friedrich Wilhelm's damals noch angenehme Züge flog eine leichte Röthe, als er immer im besten Englisch entgegnete: „Natürlich, ich bin kein Freund von gerösteten Brodschnitten und werde mir im Hause meines erlauchten Oheims hannöversche Kringel ausbitten. Was aber das Toasttrinken betrifft, so wäre es unchristlich gewesen, wenn ich nicht den Becher geleert hätte bei den vielen Toasten auf das Wohl meiner hohen Gevatterin und meines lieben Pathen. Die Weine, welche man aber in Ihrem Vaterlande trinkt, sind sehr schwer und mir wurde davon oft ganz wirr im Kopfe, obgleich man dort, wie Ihro Majestät wohl zugeben werden, den Fürsten stets reinen Wein einschenkt."

„Nicht immer, mein theurer Neffe, man meinte oft im Parlament, daß man dem Herzoge von Cumberland die

*) Geröstete Brodschnitten.

Wahrheit gesagt habe, und es waren verdammte Lügen dabei. Zuweilen wieder glaubte man Flausen zu machen und hatte die Wahrheit gesprochen."

„Mag sein, Ihro Majestät wissen das besser als ich, bei Alledem, obgleich ich einige recht neblige Tage dort hatte, bin ich von England entzückt und beabsichtige, einiges von dem Guten, was England besitzt, in Deutschland einzuführen."

„Und was ist das? wenn ich meinen theuern Neffen fragen darf," sagte der König von Hannover.

„Eine erbliche Pairschaft wie in England und die Sonntagsfeier wie in jenem Lande, wo die Mehrzahl der Bewohner gottesfürchtig ist."

„Eine Pairschaft wie in England? Sie haben ja in Preußen, so viel mir bekannt, bereits seit Jahrhunderten Edelleute, welche große Güter besitzen, von denen die meisten Majorate sind. Ihre Majestät sind bisher kinderlos geblieben und meinen vielleicht, daß Ihrem Nachfolger mit einem Parlament gedient ist, oder wollen Ihro Majestät nur ein Oberhaus haben, kein Unterhaus, nämlich ein halbes Parlament? Könnte dem nicht ein Rumpfparlament folgen mit der Zeit?"

„Das bezweifle ich, das deutsche Volk, jedenfalls meine Preußen, und diese geben doch in Deutschland den Ton an, sind zu loyal. Ich will einen tüchtigen Adel haben, und natürlich muß ein solcher reich sein, einen Stand, der sich kräftig zwischen Thron und Bürgerstand behaupten kann."

Der König von Hannover schien die letzte Rede seines Neffen nicht verstanden zu haben, er rief lebhaft: „Den fröhlichen Sonntag wollen Ihro Majestät abschaffen? Unterlassen Sie diesen Versuch, er wird nicht gelingen. Glauben Sie mir, die Leute werden nicht besser dadurch, wenn man ihnen, die in Wochentagen keine Zeit zu angenehmen Unterhaltungen haben, des Sonntags ihre Tanzbelustigungen und ihr Theater nimmt. Sie würden dadurch Tausende, welche sich an Sonntagen im Theater erfreuen und bilden, in — Trinker verwandeln, und da sich nur sehr Wenige Champagner kaufen können, würden Sie neben jedem Theater ein Branntweinhaus bauen lassen müssen."

„Das sagen Ihro Majestät, ein englischer Prinz?"

„Ein englischer Prinz und deutscher König, wollte sagen, deutscher Bundesfürst, denn die Zeit der deutschen Könige ist vorüber, vorbei auf immer," erwiederte Ernst August.

„Auf immer? Gott gebe es, noch viele deutsche Männer bilden sich ein, daß jene Zeiten wiederkehren würden und noch immer erzählen die Mütter ihren Kindern die Sage von Kaiser Friedrich dem Rothbart. Ein Hohenstaufen wird freilich nicht wieder kommen, die alte Krone zu tragen, welche für den, der sie damals von Gott und den Kurfürsten erhielt, doch die schönste Krone der Welt war."

„Ich glaube, es ist Tafelzeit, mein theurer Neffe von Preußen, einem alten Soldaten wie ich einer bin, werden Allerhöchstdieselben Pünktlichkeit nicht als Fehler anrechnen," sagte der königliche Wirth.

„Mein königlicher Oheim, welcher mich zu bessern sucht, hat also auch von dem Geschwätz gehört, das meine Feinde

ausgestreut haben, nämlich daß ich sehr oft unpünktlich sei. Das ist durchaus nicht der Fall. Ebenso wenig als Elise, bin ich unpünktlich, sie läßt nie auf sich warten, und wir sind fast immer zusammen. Die Pünktlichkeit war eine Eigenschaft meiner in Gott ruhenden Mutter und später hat die Tante, die holde, unzuvergessende, mich daran gemahnt, wenn ich etwas zu spät kam."

Der König von Hannover ergriff des Neffen Hand und sprach: „Du erhältst Ihr Andenken lebendig in Deiner Erinnerung, Du bist der Blutsverwandte der Verklärten, lasse uns stets zusammenstehn, mag uns treffen, was es immer sei. Friedrich Wilhelm IV. und Ernst August."

Arm in Arm traten die beiden Könige in den Speisesaal, wo der Kronprinz und eine glänzende Versammlung ihrer harrten.

Nachdem der König von Preußen den Kronprinzen in verbindlicher Weise begrüßt hatte, wandte er sich mit der ihm stets zu Gebote stehenden Liebenswürdigkeit an die Gesellschaft und es war wohl Keiner in derselben, den nicht die geistreichen Bemerkungen Friedrich Wilhelms entzückt hätten.

„Man preist überall die Mäßigkeit und die einfachen Gewohnheiten meines königlichen Oheims," sprach Friedrich Wilhelm, „aber Jeder, der das Glück hatte, Ihr Gast zu sein, rühmt Ihrer Majestät Geschmack und glänzende Bewirthung. Entspricht, wie ich vermuthe, der Inhalt dem Aeußern dieses superben Silber- und Goldgeschirrs, so erwartet uns jetzt ein vorzügliches Mahl. Ich sah bei meiner

Frau Gevatterin viel Glänzendes, aber hier fällt mir noch Schöneres in das Auge."

„Es ist wahr," entgegnete Ernst August, „meine Silberkammer verdient den Ruf, den sie hat, auch kommt derselbe den Hannoveranern zu Gute, denn so mancher Fremde bleibt, um diesen Silberschatz zu sehen, der zugleich ein Kunstschatz ist, wohl einen Tag länger hier. Ich bin kein Verschwender, aber einen spärlichen Haushalt zu haben und das Bauen zu unterlassen, ist meiner Ansicht nach unköniglich. Ein Fürst muß sein Geld cursiren lassen, ich thue es, kann es, ohne deßhalb die Hannoveraner mit Steuern belasten zu müssen, da ich aus meinem Vaterlande noch immer eine leibliche Apanage beziehe, die Cumberland dem reichen England nicht schenken wird. Verzichtete ich darauf, würden die wahrhaft Bedürftigen doch Nichts davon erhalten und hier in meinem Lande beschäftige ich dadurch die Gewerbtreibenden.

Als der greise König später aus dem Schlosse trat, blickte er zu den hellerleuchteten Zimmern empor, welche einst seine Gemahlin bewohnt hatte. Es schien ihm, als bewegten sich Schatten hinter den herabgelassenen Rouleaux, er seufzte.

Vorbei auf immer war die Zeit, zu welcher die Königin Friederike mit Anmuth und Würde den Vorsitz in einem glänzenden, belebten Cirkel eingenommen hatte.

Eine gewisse Familienähnlichkeit Friedrich Wilhelm IV. mit seiner Tante, der Königin von Hannover, seine liebenswürdige Art zu sprechen, rief die Gestalt der Verstorbenen wieder auf das Lebhafteste vor das geistige Auge Ernst

August's. Als er jetzt in dem Wohnzimmer seiner Gemahlin stand, den Duft von frischer Reseda einathmete, den sie stets geliebt, wähnte er das leise Knistern ihres seidenen Gewandes zu hören, und den Ton ihrer klaren Stimme.

Er öffnete mit dem kleinen Schlüssel, den er immer bei sich trug, Friederikens Schreibtisch, nahm ein Paket Briefe heraus und begann darin zu lesen. Vielleicht war ihm diese Lectüre zu angreifend — es waren Briefe, welche er, wenn er sich auf Reisen befunden, an seine Gemahlin geschrieben hatte — er legte diese Papiere wieder in das Fach.

Mechanisch zog er ein anderes Fach auf, es enthielt Schreiben von den Kindern der Königin. Indem er den Kasten herausnahm, weil sich ein Brief eingezwängt hatte, entdeckte er noch ein Fach, das ihm bisher unbekannt gewesen war.

Der König hielt die Papiere näher an das Auge, mit tiefer Bewegung erkannte er die leichten, zierlichen Schriftzüge seiner Friederike. Offenbar hatte sie diesen Blättern ihre geheimsten Gedanken anvertraut, denn sie waren in der Muttersprache der Königin niedergeschrieben, und somit für das Auge des Gemahls nicht bestimmt gewesen. An Ernst August hatte Königin Friederike fast immer die englische oder französische gewählt, da der König diese Sprachen leichter las als die deutsche.

Dennoch, oder vielleicht gerade weil er Geheimnisse der Geliebten in der Hand zu halten glaubte, waren ihm diese schriftlichen Herzensergießungen vom höchsten Interesse. Er zog den Leuchter mit den Wachskerzen näher heran und las:

„Wenn man, wie ich, wochenlang auf dem Krankenbett ruht, kommen Einem Gedanken, wie man sie in gesunden Tagen entweder gar nicht, oder flüchtigen Träumen gleich hatte.

Wie oft hegte ich in der Tiefe meiner Seele den Wunsch Königin zu sein, sogar Königin von England. Jetzt erkenne ich, daß Glanz und Glück sehr verschiedene Gegenstände sind, und daß die Grundpfeiler alles Glückes häuslicher Frieden und Gesundheit sind.

Frieden weilt im Hause, in das die Liebe meines Gemahls mich geführt hat, möchte Gesundheit bald wieder bei mir einkehren. Ich leide viel durch körperliche Schmerzen, aber mehr noch durch den bangen, ernsten Ausdruck, der jetzt die sonst so ruhigen Züge Ernsts verändert hat.

Doch würde ich gerne Jahre lang krank sein, könnte ich dadurch für Georg das Augenlicht erkaufen.

Was wird die Zukunft für den einzigen Sohn Ernst Augusts bringen?

Der König hat den Ständen gegenüber seinen Willen durchgesetzt. Das Volk fängt an ihn zu lieben, die Gegner seiner politischen Anschauungsweise achten seine Offenheit. Wie er nun eben ist, der alte Welfe, wie er sich gerne von mir nennen hört, so ist er eben ein Mann, rasch im Denken und Handeln, entschieden, ohne Hinterlist. Er thut nichts halb, er handelt nie gegen seine Ueberzeugung, er bricht niemals sein Wort, und, oh! — wie hat er mir Wort gehalten! Aber, obgleich er ein scharfsinniger Mann ist, er sieht die deutsche Bewegung nicht, weil er sie nicht sehen will.

Ich habe dieser Tage lange über das Wachsthum anderer Länder nachgedacht. England, Irland, Schottland bilden ein großes Ganze, dessen Einfluß sich über alle Erdtheile erstreckt. Zerstückt in drei kleinere Königreiche, was wäre jedes geworden?

Frankreich besteht aus kleineren Herzogthümern, niemals wird es wieder Herzoge von Bretagne, von der Normandie, von Burgund geben. Norwegen hat längst aufgehört ein Königreich für sich zu sein. Die kleinen Königreiche auf der pyrenäischen Halbinsel sind seit Jahrhunderten zu einem Spanien geworden. Italien kommt vielleicht noch in diesem Jahrhunderte unter einen Scepter, denn die Patrioten sind unermüdlich thätig für die Einheit ihres Vaterlandes, obgleich ihnen Kerker und Schaffot drohend entgegentreten. Man kennt die Zahl der italienischen Patrioten nicht, die in den Kerkern in Neapel und in der Lombardei schmachten.

Was wird in Deutschland geschehn?

Wie viele Souveraine sind bereits mediatisirt worden? Einige fürstliche Häuser sind ausgestorben, wenn ich mir Deutschlands Vergangenheit klar vor Augen stelle, muß ich an seine große Zukunft glauben, unter einem Herrscher.

Wollte ich dem Könige sagen, was ich glaube, so würde er lachen, wenn ich ihm Gründe für meinen Glauben anführte, zürnen und — Nichts ändern!"

Der König legte diese Papiere hin und murmelte: „Es sind die Phantasien einer geistvollen, kranken Frau," dann nahm er Blätter von späterem Datum und las: „Der König liest die deutschen Zeitungen und Brochuren nicht. Er

unterschätzt den Einfluß des Schriftstellers, der Schriftsteller hat großen Antheil an der öffentlichen Meinung. —

Wenn es zu einem Kriege um die Oberherrschaft in Deutschland kommen sollte zwischen Oesterreich und Preußen, und das wird endlich doch geschehen, auf welche Seite wird Hannover sich stellen? Der König, mein Gemahl, gewiß zu Oesterreich, der künftige König, mein Sohn? — Ich fürchte, auch zu Oesterreich!

Gustav III. sagte einmal einem Vertrauten, Friedrich II. von Preußen siegte stets durch die Schnelligkeit, mit welcher er angriff. Der große Kurfürst ebenfalls. Wenn der König, mein Neffe, den Krieg zuläßt und seinen Generalen freie Hand, so würden abermals die Preußen durch die Schnelligkeit ihres Angriffes siegen.

Möge Georg keinen Krieg erleben!

Ich fürchte, seine Erziehung ist eine fehlerhafte gewesen, ich habe ihm gegenüber auch gefehlt. Am Rande des Grabes, jeden Augenblick gewärtig, den königlichen Purpur mit dem Leichentuche zu vertauschen, sieht man das Leben, die Menschheit, sich selbst, mit ganz anderen Augen an, als wenn Gesundheit und Kraft in uns wohnt und der Gedanke, daß auch wir sterben müssen, unserer Seele fern liegt.

Wir nennen uns Könige; weil wir im Fürstenschlosse geboren sind, halten wir uns zu besonderen Ansprüchen berechtigt. Wie oft bei kleinem Ungemach ist mir der Ausdruck entschlüpft: „wie kann mir, einer Prinzessin, einer Königin, dies geschehen?“ Jetzt frage ich mich: Giebt das Glück, im Ueberfluß und auf der Höhe der Gesellschaft ge-

boren zu sein, das Recht, noch mehr Ansprüche zu machen? Gewiß nicht!

Auch über den Stolz auf das sogenannte Alter einer Familie denke ich jetzt, dem ernsten verhüllten Jenseits gegenüber ganz anders. Wenn ich wieder genesen sollte, es wäre ja doch möglich, dann will ich meinen Kindern sagen, vor Allen meinem Georg, zu welcher Erkenntniß ich in schlaflosen Nächten gekommen bin.

Damit er sich weniger niedergedrückt durch sein körperliches Leiden fühlen sollte, impften wir Eltern, besonders auch ich, ihm die Ueberzeugung ein, das größte Glück sei König zu sein, der größte Schatz des Menschen edles Blut, als Abkömmling eines alten Dynastengeschlechts zu glänzen. Herrschen können oder ein Auserwählter Gottes zu sein, das, so fürchte ich, ist für den Kronprinzen gleichbedeutend, und ich frage mich oft selbst: ist er ein Regent für unsere Zeit?

Wäre es nicht besser für ihn selbst und für das Land, wenn er dereinst zu Gunsten Adolfs von Cambridge abdicirte und als Herzog von Cumberland an der Seite einer liebenswürdigen Frau ein zufriedenes und segensreiches Privatleben führte?"

Der König sprang von seinem Sitze auf, er war mit seinen Gedanken so sehr bei seiner Gemahlin, daß er lebhaft und laut ausrief: „Nein, nein! Niemals darf dies geschehn? Sollte ich mich meiner Königskrone gefreut, gesorgt und gestrebt haben für einen Neffen, da mir ein Sohn lebt, da ich hoffen darf, daß mir noch Enkel blühen werden?"

In diesem Augenblicke umwehte ihn ein eigenthümlicher Duft von Rosen und Reseda, er blickte auf, da stand, kaum drei Schritte vor ihm, die geliebte Gestalt der Königin und hob bittend die Hände zu ihm empor.

Ein leichter Schauer durchrieselte den Greis, aber seine Liebe trug den Sieg über die, dem Lebenden so natürliche Furcht vor den Todten davon, und mit sanfter Stimme fragte er: „was wünschtest Du, theure Friederike, sprich!"

Sie deutete mit der rechten Hand auf die Papiere, welche Ernst August in der Hand hielt, und sah ihn mit traurigem bittenden Ausdruck an.

In diesem Augenblicke wurde die Thüre des Gemaches geöffnet, ein heller Lichtstrom drang ein, die Gestalt der Königin war verschwunden.

„Was ist's?" rief der König unwillig dem Baron von M. zu, welcher vor ihm stand.

„Königliche Majestät verweilten heute Nacht so ungewöhnlich lange hier, es ist über zwei Uhr, ich fürchtete, Allerhöchst dieselben befänden sich unwohl."

„Durchaus nicht, durchaus nicht! aber ich will mich niederlegen," erwiederte der König.

Der Kammerherr wagte es nicht, eine Bemerkung zu machen, aber er fand das Aussehen seines Gebieters verändert und sagte es am andern Tage dem Hofmarschall.

„Malortie, diese Nacht ist mir die Königin Friederike erschienen, ich sah sie ganz deutlich vor mir!" sprach der König am nächsten Morgen, als er mit dem Baron Malortie allein war.

„Ihro Majestät haben demnach ungewöhnlich lebhaft geträumt," bemerkte Malortie bescheiden.

„Nicht geträumt, völlig gewacht, lieber Malortie!" Der Letztere enthielt sich jedes Widerspruchs, als er aber sah, daß der König seit jener Nacht sehr nachdenklich war, auch ein langes Gespräch mit dem Kronprinzen gehabt hatte, welches denselben sehr bewegt zu haben schien, wurde auch der Hofmarschall nachdenkend und stellte im Geheimen Untersuchungen an. Malortie glaubte durchaus nicht an Geistererscheinungen, er argwöhnte — sollte Ernst August in Wahrheit nicht geträumt haben, — eine Hofintrigue, und fragte alle Wachen und jede zum Hofhalt des Königs gehörige Person unter vier Augen aus, Niemand wollte in jener Nacht eine weibliche Gestalt erblickt haben, Niemand in den Gemächern der Königin gewesen sein, außer dem Lakai, welcher jeden Abend, sobald es dunkelte, die Kerzen anzuzünden hatte.

Malortie hörte später vom Könige selbst kein Wort mehr über jene Erscheinung. Der Kronprinz sprach es dagegen mehrmals aus, daß er an die Wiederkehr Verstorbener durchaus nicht glaube; gegen seine Vertrautesten äußerte er, daß er seinen Vater jetzt bald in der Stimmung glaube, des Sohnes Bekenntniß seiner geheimen Liebe zu Marie von Sachsen-Altenburg gütig aufzunehmen.

Der alte König dachte an Enkel.

Capitel XIX.

Eine Warnung.

Seit jener Nacht, in welcher Ernst August die letzten Gedanken seiner Gemahlin gelesen hatte, saß er oft, in Nachdenken versunken, in seinem Cabinet.

Zum Erstenmale schien ihm die Einheit Deutschlands mehr als eine Chimäre, zum Erstenmale hielt er es für möglich, daß die Hohenzollern ihre Macht vergrößern könnten auf Kosten der andern deutschen Fürsten. Das sollte, das durfte nicht sein!

Damals entstand wohl zum Erstenmale in dem Könige der feste Entschluß, sich fester noch als bisher an Oesterreich anzuschließen, obgleich die religiöse und politische Anschauungsweise des in England geborenen Fürsten von den Ansichten der Habsburger und dem System des Fürsten Metternich sehr verschieden war.

Den Geburtstag seiner Gemahlin feierte Ernst August in stillster Zurückgezogenheit und trug selbst einen frischen Blumenstrauß, wie er ihn früher der geliebten Lebenden gebracht hatte, in ihre Gruft. Auch stiftete er zu ihrem Andenken einen Orden für Damen, da die Königin die Ausführung dieser Absicht nicht erlebt hatte.

Dann reiste er mit seinem ganzen Hofhalte nach Berlin und bewohnte daselbst das Palais, welches er sich gekauft hatte und welches ihm sehr theuer war, denn in diesen Räumen hatte er seine glücklichsten Jahre an der Seite

Friederikens verlebt, hier hatte sie ihm den Sohn in die Arme gelegt, der Alles weiter bauen und fortführen sollte, was Ernst August zum Wohle Hannovers begonnen hatte. Fern lag dem Könige der Gedanke an ein von einem Oberhaupte regiertes blühendes Deutschland, für Hannovers Blüthe sorgte er, wenn auch eben immer nur in seiner Weise.

König Wilhelm IV. hatte eine wahrhafte und warme Zuneigung für seinen Oheim, das Berliner Publikum fühlte sich von des Königs Liebe zu der Hauptstadt Preußens geschmeichelt, die Handeltreibenden gewannen durch den glänzenden Haushalt, den Ernst August führte, natürlich mußte sich auch der König in diesen neuen Umgebungen wohl befinden, wenn es auch Stunden für ihn gab, in denen er die Königin schmerzlich vermißte.

Auch mit Alexander von Humboldt sah man den alten Welfenfürsten oft, bis zu jenem Tage, wo Ernst August den berühmten Gelehrten durch seine Aeußerungen über die sieben Göttinger Professoren, welche der König entlassen hatte, empfindlich verletzte.

Es war nicht dessen Absicht gewesen, Humboldt zu beleidigen, rasch, leidenschaftlich wie Ernst August war, hatte er seinem Unmuthe Luft gemacht und Männer, welche aus Liebe zur Freiheit im Gesetz gegen die Aufhebung der Verfassung protestirt hatten, des Mangels an jedem Patriotismus und des Eigennutzes beschuldigt.

Alexander von Humboldt war ein zu feiner Hofmann, um bei Tafel, wo der König von Hannover seinem Zorne Ausdruck gab, eine Miene zu verziehen. Ruhig, als habe

er die Worte Ernst August's nicht gehört, sprach der Gelehrte leise mit seinem Nachbar weiter über einige eben so seltene als schöne Blumen, die in einer Vase vor Humboldt standen.

Als nach dem Diner der König von Hannover die Runde machte, um jedem seiner Gäste einige verbindliche Worte zu sagen, bemerkte Friedrich Wilhelm IV. gegen seinen königlichen Wirth: „Ihro Majestät sind in Wahrheit sehr ungnädig gegen die Professoren, was mag wohl Humboldt bei Ihren Worten gedacht haben, wäre es nicht eben Humboldt, bei Gott, ich würde ihn fragen," und Friedrich Wilhelm IV. lachte, denn er konnte seiner Spottlust selten gebieten zu schweigen, obgleich er im Grunde seines Herzens viel Gutmüthigkeit besaß.

Ernst August ließ sich aber durchaus nicht aus seiner Fassung bringen, sondern erwiederte ruhig: „Ich hatte Humboldts Anwesenheit nicht vergessen, aber was ich gegen Männer sage, die ich als widerspenstige Unterthanen zu betrachten hatte, kann Humboldt nicht berühren. Bezieht er, was ich aussprach, auf alle Gelehrte, so ist das seine Sache."

Als später Ernst August auf den großen Reisenden zuging, verfinsterte sich dessen Miene unwillkürlich und er beantwortete des Erstern Anrede einsilbig und halblaut.

Der König von Hannover, welcher Humboldt wirklich verehrte, ärgerte sich darüber, ein Wort der Entschuldigung zu sagen, lag aber nicht in des Erstern Charakter, er hat wohl niemals einem Manne, selbst seinem Bruder, zugerufen: „Verzeihe mir!" doch vergab er Andern leicht.

Mit Freundlichkeit, als bemerke er Humboldts verdrießliche Miene nicht, sagte der König: „Baron Humboldt, haben Sie kürzlich wieder von meiner Tochter, der Herzogin, gehört, ich weiß, daß Sie Ihnen oft schreibt?“

„Die Frau Herzogin von Dessau ist eine gute Botanikerin, ihr verdankt der Garten zu Wörlitz seine schönsten Zierden,“ erwiederte gemessen Humboldt.

„Ihre Mutter besaß unter andern schönen weiblichen Eigenschaften auch die, Blumen zu lieben und zu pflegen, die Herzogin hat die Vorliebe für Blumen von der Verklärten geerbt,“ sprach der König und seufzte dabei.

Ueber das Antlitz des Gelehrten flog ein Schatten, war es die Erinnerung an die Frau, welche er in seiner Jugend bewundert hatte wie keine andere, oder rührte ihn des Königs tiefer Schmerz? Humboldt vergaß in diesem Augenblick jede Beleidigung, vergaß, daß er des Königs politische Ansichten geradezu verwarf, er empfand jetzt nur, daß er Friederikens Freund sei und sprach: „Gewiß besaß die hochselige Königin seltene Eigenschaften. Niemals verschloß sie ihr Ohr der Stimme der Wahrheit, stets blickte sie in die Vergangenheit, um daraus für die Zukunft zu lernen. Schwer zu tragen ist für Ihro Majestät ihr Verlust und noch schwerer für den Kronprinzen, den das Schicksal rathbedürftiger gemacht hat, als jeden andern Thronerben. Nur wer nicht sehen will, sieht nicht an unzähligen Zeichen, daß für Deutschland eine neue Zeit beginnt, möchte die Stimme dieses Geistes, welche die hochselige Königin nicht überhörte, auch zur rechten Stunde von denen gehört

werden, die der bewunderungswürdigsten Frau am nächsten standen."

Ernst August hörte Humboldt ruhig an, dann zog er ihn in das Nebenzimmer und sagte: „Humboldt, wollen Sie mir eine Frage ganz aufrichtig nach bestem Wissen und Gewissen beantworten?"

„Jede, so weit ich es vermag, Majestät."

„Was halten Sie von den Erscheinungen Verstorbener? Glauben Sie, daß ein verklärter Geist noch einmal in seiner früheren Gestalt auf Erden erscheinen kann? — Sie schweigen, Sie glauben es nicht, weil Sie noch keine derartige Erscheinung gesehen haben, oder sie für unmöglich halten?"

„Majestät, einer der größten Menschengeister hat gesagt: **There are more things in heaven and earth, Horatio, than are dream of in your philosophy**; aber er läßt es seinen Hamlet sprechen, ob Shakespeare selbst so dachte, wissen wir dadurch noch nicht. Als Naturforscher und wie ich wohl sagen kann, als Naturkundiger, halte ich es geradezu für unmöglich, daß eine in der Auflösung begriffene Gestalt, lebensfrisch durch irgend eine Kraft bewegt, auf der Stätte erscheinen kann, wo sie früher heimisch war. Ich kann nur als möglich annehmen, daß die Eigenschaften der wahren, tiefen Liebe, Unsterblichkeit, und eine Art von Zauber sind, welche kein Mensch hinreichend zu erklären vermag. Vielleicht führt Liebe, welche das Grab überdauert, den von der Erde geschiedenen Geist zu Zeiten tröstend oder warnend zu dem auf Erden zurückgebliebenen Liebsten zurück und vielleicht wirkt die Nähe des Geistes so mächtig auf die Phantasie des Trauernden, daß er vermöge

seiner Phantasie sehen kann, was keinem andern Auge als dem seinen sichtbar ist."

Der König bewegte zustimmend sein Haupt und drückte Humboldt die Hand.

Vielleicht würden die beiden Altersgenossen, der Kronenträger und der Fürst der Wissenschaften wieder Freunde geworden sein, wie in früheren Jahren, wenn nicht Ernst August durch keine Vorstellung Humboldts in politischer Hinsicht zu ändern gewesen wäre. Humboldt tadelte Ernst August's Hinneigung zu Oesterreich, zu einem Staate, der, nach der Ansicht des Gelehrten, durch den katholischen Clerus nach und nach an den Rand des Verderbens geführt wurde. Ernst August behauptete, die erste Pflicht eines jeden Mannes sei: Selbsterhaltung, die zweite Treue und Dankbarkeit. Oesterreich würde nie darauf ausgehen, Hannover zu verkleinern, aber Preußen — sollte ein kriegerischer Hohenzollern auf den Thron gelangen. Nur Preußen könnte für alle andern Bundesfürsten gefährlich werden. Uebrigens sei der Kaiser aus dem Stamme der Habsburger als Oberhaupt des deutschen Bundes anerkannt und endlich habe des Königs Ahnherr, Ernst August von Hannover, den Churhut einem Habsburger zu verdanken. Vielleicht dadurch auch die glänzende Krone der drei vereinigten Königreiche auf der reichsten Insel der Welt."

Humboldt kannte den alten Hannoveraner hinreichend, um zu wissen, daß sich die Ansichten des Siebzigers nicht mehr änderten. Aber der Kronprinz? Er war jung, liebenswürdig!

Wie fest dieser auf seinen Meinungen beharrte, wie wenig er geneigt war, nachzugeben, konnte der gelehrte und treuergebene Freund der einst so schönen Friederike von Mecklenburg-Strelitz nicht ahnen, bisher war der Kronprinz von Hannover dem öffentlichen Leben noch ganz fern geblieben, in seinem Privatleben hatten bisher zärtliche Eltern für die Erfüllung seiner Wünsche mit königlicher Freigebigkeit gesorgt.

Capitel XX.

Die Verlobung.

In ihrem Wohnzimmer zu Altenburg stand die Prinzessin Marie und blickte hinab auf die freundliche Stadt, welche in Zeiten erbaut ward, wo der Bürger noch Schutz vor Räubereien in der Nähe der Fürstenburg suchte und fand. Marie hatte heute ihr vierundzwanzigstes Lebensjahr erreicht und war von Eltern und Geschwistern mit willkommenen Gaben erfreut worden.

Der Herzog Joseph von Sachsen-Altenburg gehörte nicht zu den reichen Fürsten, seine Töchter waren nicht an den Luxus gewöhnt, welcher andere Prinzessinnen umgab, die Mitgift, welche sie dereinst ihren Gatten zubringen konnten, bestand nur in der Anmuth und Bildung, welche sie der Natur und der sorgfältigsten Erziehung zu verdanken hatten.

Heute war Prinzessin Maria ungewöhnlich reich beschenkt worden, neben der geschmackvollen kostbaren Robe funkelte ein werthvoller Schmuck, welcher der jungen Dame die Frage entlockt hatte: „ist dies Alles nicht zu schön für mich? Eine Königin dürfte sich an Festtagen wohl so zeigen, aber ich —"

„Bist Du unzufrieden, Mädchen, daß Dein Vater nur der einfache Herzog von Sachsen-Altenburg ist?" scherzte der Herzog, indem er liebevoll seine Hand auf die Locken der Tochter legte.

„Marie hat mit dieser Bemerkung in ihrem bescheidenen Sinne nur an sich gedacht, sie unterschätzt ihren persönlichen Werth; daß sie, als Prinzessin von Sachsen, einem alten glorreichen Geschlechte angehört, weiß sie gewiß zu würdigen. Ihre Geburt bahnt Ihr den Weg zu jedem Throne," sagte die Herzogin nicht ohne Stolz.

Die Prinzessin schwieg, die jüngste der vier Schwestern, die zwölfjährige Alexandra, warf ihr hübsches Köpfchen zurück und sagte mit der Naseweisheit ihrer Jahre: „Wie kommt es aber, daß Marie, ungeachtet ihrer Liebenswürdigkeit, mit vierundzwanzig Jahren noch immer Prinzessin von Sachsen-Altenburg ist? Fürstentöchter vermählen sich in der Regel sehr jung. Ich fürchte, es waltet über den Prinzessinnen von Sachsen kein Glücksstern, am Hofe zu Dresden hat es niemals an unvermählten alten Prinzessinnen gefehlt."

„Ich staune über Dein Benehmen, Alexandra, und werde Deiner Gouvernante sagen, daß sie ein schärferes Auge auf Dich haben soll, Deine Aeußerungen sind un-

passend, unterlasse sie in Zukunft," sprach die Herzogin streng.

Die kleine Prinzessin erröthete, „ich wollte Marien nicht weh thun, gewiß nicht!" flüsterte sie, ohne aufzusehen. „Du hast mich durchaus nicht gekränkt, ich fühle mich bei den theuern Eltern so glücklich, daß ich mich keineswegs in die Fremde sehne, an die Seite eines Mannes, den ich nicht kenne, der vielleicht kein Herz für mich hätte oder den ich weder zu lieben, noch zu achten vermöchte," erwiederte lebhaft Prinzessin Marie.

Jetzt aber, eine Stunde später, dachte sie wieder an Alexandra's Rede, eine bittre Empfindung beschlich ihr gutes Herz. Sie auch hatte geträumt, wie jedes junge Mädchen, mag es in der Hütte oder im Fürstenschloß das Licht der Welt erblickt haben. Mariens Träume waren bisher Träume geblieben; seit einigen Tagen waren Gerüchte zu ihren Ohren gedrungen, die ihre Hoffnungen zerstört hatten, sie war aus ihrem schönen Wahne erwacht. Die Zukunft, welche gleich einem blüthenreichen Garten vor ihr gelegen hatte, war seitdem mit einem grauen Flor überdeckt. Sie freute sich nicht mehr an den Geschenken und Glückwünschen, sie hatte kein Auge für das frische Grün und die lieblichen Blüthen, mit denen der Frühling den Schloßgarten und die malerische Gegend um sie her geschmückt hatte.

Prinzessin Marie besaß keinen Bruder, wenn ihr Vater starb, hatte sie die Aussicht, als unvermählte Prinzessin von Altenburg am Hofe ihres Oheims zu leben oder — sich vielleicht in einer liebeleeren Ehe unglücklich zu fühlen. Sie gehörte nicht zu den Fürstentöchtern, welche es dahin gebracht

haben, alles Glück des Weibes im Glanze zu sehn. Ihr schwärmerisches Gemüth dürstete nach Sympathie. Sie wollte lieben und geliebt sein.

Ohne daß Marie es gewahrte, füllten ihre Augen sich mit Thränen, sie überhörte den leichten Schritt der Hofdame der Herzogin, welche einen Auftrag der Letzteren auszurichten kam.

Sanft legte das ältliche Fräulein, deren Mährchen die Prinzessin oft gelauscht hatte, den Arm um die schlanke Gestalt der fürstlichen Jungfrau und sagte zärtlich: „So in Gedanken, meine Durchlaucht, so ernst gestimmt? Und heute, wo Alles sich um Sie vereint, um Ihnen Liebes zu erweisen, zu huldigen?“

„Heute, wo ich wieder ein Jahr älter geworden bin,“ entgegnete die Prinzessin mit erzwungener Heiterkeit. „Ich hoffe, daß meine geliebten Eltern mich nicht für undankbar halten werden, sie kennen ja ihre Marie. Ein seltsamer Traum quälte mich diese Nacht, ich empfinde noch die Nachwirkung desselben.“

„Und meine liebe, aufgeklärte Durchlaucht glaubt, daß finstere Träume Uebles bedeuten?“ fragte die Hofdame.

„O nein, Liebe, aber entweder war jenes Nachtgesicht doch mehr als Folge körperlichen Unwohlseins oder ich fühle mich in Folge jener Erscheinung heute abgespannt und doch auch aufgeregt, unfähig zu ruhen. Sie wissen ja, wie oft uns Kindern von unseren Vorfahren Ernst und Albrecht erzählt worden, von dem bösen Kunz von Kaufungen, bis wir endlich, ehe wir einschliefen, uns regelmäßig vor Kunz von Kaufungen zu fürchten anfingen. Mama war, als sie

davon hörte, sehr erzürnt und schalt unsere Aya aus; diese gute Frau hatte keinen Begriff davon, daß die Nerven eines Kindes durch Furcht für das ganze Leben ruinirt werden können. Jahre lang, ich gestehe es, habe ich weder an den Stifter der albertinischen Linie, noch an seinen Bruder Ernst, meinen Ahnherrn, gedacht, eben so wenig an Kaufungen.

Diese Nacht aber sah ich Kaufungen mit funkelndem Dolch vor mir stehen, ich zitterte und wandte mich zur Flucht. Er verfolgte mich, obgleich ich in rasender Eile über Berge und Thäler, über Brücken und Felder dahin — saus'te, möchte ich sagen. Ich rastete einige Minuten in einer stattlichen Burg, aber auch von da vertrieb er mich und rief mir höhnisch zu: „Du sollst die Thaten Deiner Vorfahren büßen, Du, Du! Endlich befand ich mich in einer ganz fremdartigen Gegend, ich hörte Menschen sprechen, ohne ihre Sprache zu verstehen, nur eine Stimme tönte vernehmlich an mein Ohr, sie rief mir zu: es ist zu spät, Alles zu spät!

Ich erwachte, mein Herz pochte heftig, mir sagte eine unabweisbare Ahnung, daß dieses Traumbild mir Uebles bedeutet, denn noch nie brachte ein Traum solchen Eindruck auf mich hervor."

„Träume sind Schäume, meine Durchlaucht," entgegnete die Hofdame, „wenden Sie sich lieber der Wirklichkeit zu. Ihro königliche Hoheit, die Frau Mama, lassen Sie bitten, sich noch vor Tafel in dem Cabinet der gnädigsten Frau Herzogin einzufinden. Unter uns, englische Durchlaucht, die Allergnädigste sah so ganz besonders aus, als sie mir diesen

Befehl gab, so heiter und dabei doch bewegt, ihre schönen Augen waren feucht, ich habe so meine Vermuthungen, theure Prinzessin, eine Bewerbung. —"

Prinzessin Marie wurde schneebleich, das Bild eines sehr unwillkommenen Freyers, mit welchem die Schwestern sie in der letzten Zeit zuweilen geneckt hatten, trat vor ihr geistiges Auge. „Das wolle Gott verhüten," stieß sie heraus, „oder Liebste, Beste, wissen Sie, die Sie das Vertrauen meiner Mutter besitzen, Näheres?"

„Durchaus nicht, meine Durchlaucht, Alles nur Vermuthung, auch werden so gütige Eltern, wie die Ihrer Durchlaucht, nichts beschließen, was Ihnen weh thun könnte. Daß Prinzessinnen nur in seltenen Fällen dem Zuge ihrer Herzen folgen können, ist Ihnen schon gesagt worden, als Sie zur Jungfrau aufblühten. Wie oft habe ich nicht gehört, daß innige Hochachtung das Glück der Ehe dauernder begründe, als leidenschaftliche Liebe. Es muß doch auch angenehm sein, seinen eigenen Haushalt zu haben, die Erste am Hofe zu sein, mit der Zeit liebliche Kinder zu besitzen, selbst wenn man den Gatten eben nur achtet."

„Für mich giebt es nur ein Glück, Glück des Herzens!" entgegnete die Prinzessin, „aber ich will jetzt daran nicht denken."

Die Hofdame zog sich zurück, die Prinzessin schellte ihrer Kammerfrau, um sich zur Tafel kleiden zu lassen, die Herzogin liebte es nicht, zu warten. Die Prinzessin trug fast jeden Tag einige frische Blumen im Haar, wenn sie zur Tafel erschien; die Kammerfrau mußte ihre junge Gebieterin daran erinnern, sie hatte es vergessen.

„Nehmen Sie, was Sie wollen, Auguste, ich sehe, der Garteninspector hat mir eine Fülle von Blumen gesandt."

Die Kammerfrau wählte und lächelte, sie fand die Toilette ihrer Dame entzückend.

Als Prinzessin Marie in das Cabinet der fürstlichen Mutter trat, kam ihr diese mit ausgebreiteten Armen entgegen und küßte sie.

„Myrten und Orangenblüthen im Haar", sprach sie dann lächelnd, „ganz passend, meine liebe, liebe Marie. Dein Vater wird Dich später auch treffen, ich konnte es mir aber nicht versagen, die Erste zu sein, welche Dir mittheilt, daß Du bestimmt bist, dereinst Königin von Hannover und Herzogin von Cumberland zu werden."

„Wie, theure Mutter? Sie scherzen nicht?" fragte Marie glühend roth vor Freude.

„Heiliger Ernst, die Herzogin von Anhalt-Dessau, des Kronprinzen Schwester, hat an mich geschrieben, da es leider der Kronprinz nicht im Stande ist. Sobald wir dieser liebenswürdigen Frau unsere bejahende Antwort gegeben haben, wird der König von Hannover selbst an Deinen Vater schreiben."

„O, Mutter, theure Mutter! Und was sagt mein Vater? Freut er sich wie Sie meines Glückes? denn glücklich, sehr glücklich, ist Ihre Marie!"

„Dein Vater liebt Dich, er erkannte immer Deinen Werth, aber da Königskronen selten sind und selbst Königstöchter sich oft mit Herzogskronen begnügen müssen, ist der gute Papa hocherfreut, daß Dein geliebtes Haupt dereinst

die Welfenkrone tragen wird, vielleicht noch eine reichere, den ich muß hier mit Schiller sagen:

„Wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde schlummert!"

„O, Mama, ich bin mit dem Titel Kronprinzessin von Hannover zufrieden!" sprach Marie und ihre Augen strahlten.

Als die Prinzessin später zu ihrem Vater kam, küßte dieser sie liebevoll auf die Stirn und sagte bewegt: „Du hast durch Deine Mutter gehört, welches glänzende Loos Dir geboten wird; aber noch hat Deine Mutter nicht geantwortet, ich habe nur Dein wahres Glück im Auge, wirst Du in Hannover glücklich sein? Der alte Ernst August ist ein eigenthümlicher strenger Mann, und der Kronprinz ist des Augenlichtes beraubt."

„O Papa, in die Eigenheiten des königlichen Greises werde ich mich leicht fügen, und des Kronprinzen Uebel macht ihn mir nur theurer. Wie viel kann ich ihm sein, für Georg bleibe ich immer jung, er sieht nicht den Schleier, den mir Krankheit oder Alter überwirft, wie Goethe so schön sagt. Habe ich ihm später eine glänzende Stellung zu danken, so ist er dagegen auch mir Dank schuldig, denn ich werde sein Auge sein. Glaube mir, theurer Papa, jede zartfühlende Frau, welche den Kronprinzen kennt, wird mein Schicksal beneidenswerth finden. Er ist so liebenswürdig, so schön!"

Der Herzog lächelte: „Ach, wenn Du so denkst, liebe Marie, dann bleibt mir Nichts mehr zu sagen übrig, als: Gott segne Dich!"

Wie die fürstliche Jungfrau glühte und strahlte, wenn sie erschien, war es als verbreitete sie Helle um sich her.

Sie hatte stets Freude am Wohlthun, jetzt wünschte sie sich eine Welt, um sie wieder verschenken zu können.

Zuweilen hörte die Herzogin den Plaudereien ihrer Töchter zu, wenn sie von Mariens Zukunft sprachen.

„Dann besuche ich Dich oft in Hannover," sagte die reiselustige Prinzessin Therese.

„Der König baut viel," äußerte Maria, „er thut Alles um seine Residenz zu vergrößern und zu schmücken. Wenn ich dereinst Königin bin, soll es im ganzen Lande keinen Menschen geben, der hungrig zu Bett geht, denn Arme giebt es noch dort, das habe ich gehört, und alle arme Kinder und Greise will ich kleiden. Mein König wird Künste und Wissenschaften beschützen, das Hoftheater zu Hannover soll das erste in Deutschland werden."

„Dazu müßtest Du unerschöpfliche Geldquellen besitzen, meine Marie," sagte die Herzogin, „auch eine Königin vermag nicht Allen zu helfen, die reichste Fürstin muß sich beschränken, und Hannover ist kein sehr reiches Land."

Marie erwiederte Nichts, sie dachte ihren eigenen Weg zu gehen, sobald sie Königin sein würde. Veränderte Verhältnisse haben später die Prinzessin verändert, oder richtiger gesagt, Keime ihrer Denkungsart entwickelt. Aber nicht nur Rang und Glanz beschäftigten ihr Gemüth, sie war mit liebevoller Seele bei dem Manne, dem sie ihre Hand geben sollte, dessen Ankunft erwartet wurde.

Wie schlug ihr Herz als sein Wagen in den Schloßhof fuhr, wie bebte ihre kleine Hand, als sie vor der Thüre ihres Gemaches den etwas unsichern Schritt des Kronprinzen vernahm. Er war von dem Herzoge und dessen Gemahlin

begrüßt worden, er hatte gebeten, seiner Braut ohne Zeugen entgegen treten zu dürfen.

Der Kronprinz folgte dem Beispiel seines Vaters, seine Ehe sollte ein Liebesbund sein und bleiben und obgleich ein Freund des Ceremoniells, jetzt auf dem Gipfel seines Glückes wollte er nichts sein als der geliebte Verlobte seiner Marie.

Es war eine selige Zeit für das junge Paar, wenn es Arm in Arm in trauten Gesprächen in dem Schloßgarten auf- und abwandelte. Der Kronprinz vergaß, daß die Außenwelt um ihn her für ihn dunkel war, in seinem Herzen war es hell und Mariens Nähe, ihre süße Stimme, der leise Druck ihrer Hand, brachten ihm ein Glück, für dessen Größe er Gott inbrünstig dankte.

In Altenburg herrschte über die, noch nicht officiell bekannt gemachte, aber bereits viel besprochene Verlobung der Prinzessin Marie große Freude. Die junge Dame war wegen ihrer Frömmigkeit und ihres Hanges zum Wohlthun beliebt und verehrt, für den schönen Prinzen schwärmten die Damen und seine Blindheit erweckte in allen Herzen Sympathien für ihn. Als er Altenburg nach mehrtägigem Aufenthalte verließ, umstanden Hunderte den Reisewagen, um dem Kronprinzen ein Lebehoch zu bringen, wofür er sich Links und Rechts dankend verbeugte.

In den geselligen Kreisen erzählte man viel von der Liebe des Verlobten für seine Braut, daß er ihr kostbare Geschenke gewidmet habe, Juwelen von unschätzbarem Werthe. Einige flüsterten, der alte Ernst August habe den einzigen Sohn mit der Prinzessin von Cambridge verloben wollen,

und die Einwilligung des Königs sei noch gar nicht eingetroffen.

Die Wahrheit von dieser Sage bestand darin, daß der König von keinem Freudenfeste an seinem Hofe Etwas hören wollte, bis das Trauerjahr vorüber sein würde, auch verdroß es den alten Herrn, daß er die Einwilligung seiner Nichte, der Königin Victoria, zur Vermählung seines Sohnes einholen sollte. Entweder mußte Ernst August die Königin jetzt als Haupt seines Hauses betrachten oder öffentlich erklären, daß er dieses nicht thue, und in dem Fall entsagte er für sich und seine Nachkommen den Rechten, die er und diese als Prinzessin von Großbritannien und Herzöge von Cumberland besaßen. Bei aller Liebe zu Hannover, bei allem Stolz auf seinen Titel als König und deutscher Bundesfürst, vergaß der König doch niemals sein Vaterland und daß er und seine Nachkommen von Englands Königen abstammten.

Indeß widerstand der liebevolle Vater den Bitten seines geliebten Sohnes nicht allzulange; als der Herbst die Blätter des Altenburger Schloßgartens roth und gelb färbte, wurde die feierliche Verlobung des Kronprinzen von Hannover mit der Prinzessin von Sachsen-Altenburg öffentlich bekannt gemacht.

Mit welcher Freude theilte die fürstliche Braut ihren Verwandten ihr Glück mit. Sie sehnte sich innig nach ihrem Verlobten, sie malte sich in Gedanken das Glück aus, an einem glänzenden Hofe die Erste zu sein.

Capitel XXI.

Hofleben in Hannover.

Ernst August beachtete Vorzeichen, selbst wenn er sich unwohl fühlte, würde er um keinen Preis am Neujahrstage im Bett geblieben sein. Auch am ersten Januar 1843 empfing er die Glückwünsche des Hofes und der Behörden und zeigte sich beim Galladiner besonders lebhaft. Er war nicht mehr so gedrückt wie das Jahr vorher, wo er zum Erstenmale ohne seine Gemahlin im Audienzsaale erschienen war, aber seine Lebendigkeit war doch mehr Folge seines raschen, aufgeweckten Geistes, als seiner Gemüthsstimmung. Der Kronprinz strahlte von Glück, als Neujahrsgeschenk erhielt er von seinem Vater die Versicherung, daß der König mit den Eltern der Braut beschlossen habe, die Vermählung des jungen Paares für den achtzehnten Februar festzusetzen.

Es war dieser Beschluß kein geringes Opfer für den König, denn der Gedanke war ihm schmerzlich, daß eine Andere als seine unvergeßliche Gemahlin den Platz einnehmen sollte, den die Verklärte in so schöner Weise ausgefüllt hatte. Ernst August kannte die Verlobte seines Sohnes nicht, er machte viel Ansprüche an eine künftige Königin, an die Gemahlin eines Blinden, dem nicht das ruhige Leben des Privatmannes beschieden war. Er fragte sich selbst: wird Marie von Altenburg alle die Eigenschaften besitzen, welche die Zukunft vielleicht von ihr fordern wird?

Der König wußte, daß jeder Mund nur Lobsprüche für die Braut hatte, deren Religiosität und Wohlthätigkeit

so viel gerühmt wurde, daß die Lobredner darüber vergaßen von ihrem Geist zu sprechen.

Die Einzige, von welcher der König die volle Wahrheit erwarten konnte, seine Stieftochter, die Herzogin von Anhalt-Dessau, kannte die Prinzessin sehr wenig und sie, Friederike, liebte ihren Bruder zu zärtlich, um gegen seine Liebe zu sein.

Aber nicht nur wichtige Familienangelegenheiten, auch politische beschäftigten jetzt den König. Die hannöversche Regierung nahm mit seiner Zustimmung die Verhandlungen wegen Anschlusses an den deutschen Zollverein wieder auf, die aber, ungeachtet bis in das Jahr 1844 hinein viel darüber geredet und geschrieben wurde, zu keinem Abschlusse führten. Der König von Hannover wollte, wie das in seinem Charakter lag, nicht nachgeben. Er konnte sich über die größere Macht Preußens nicht täuschen, aber gerade deßhalb bestand er um so beharrlicher auf seinem Willen. Bemerkungen wie, daß es doch eine Schande und ein Uebel sei, daß noch immer Zollschranken einen deutschen Staat von dem andern trennen, daß in Deutschland noch immer Maß, Gewicht und Münzen verschieden sein sollten, wollte er nicht hören.

„Ich bin König von Hannover, Hannover ist ein Staat, der selbstständig bestehen kann, ich tanze nicht nach preußischer Pfeife!" brummte der König. Er ahnte nicht, daß er gerade durch solchen Widerstand in den Patrioten den natürlichen Wunsch nach Einheit um so lebhafter hervorrief.

Zwischen den Höfen zu Berlin und Hannover begann seit dieser Zeit eine Spannung, welche von Jahr zu Jahr zunahm.

Der Kronprinz hörte das, was man über jene Verhandlungen aussprach, nur mit halbem Ohr. So lange sein Vater lebte, regierte dieser; daß König Ernst August in Allem Recht hatte, davon war Prinz Georg fest überzeugt, Deutschland an sich als Großes, Ganzes kümmerte ihn wenig, ihm lag nur daran, daß der Staat, dessen Kronprinz er war, blühte, und um ihn her hörte er ja nur von dem Glück und Gedeihen der getreuen Unterthanen sprechen. Daß ein großer Theil der Hannoveraner, namentlich der Bewohner der Residenz, sehr zufrieden mit Ernst Augusts Regiment und königlichem Aufwand war, ist nicht zu bestreiten. Jetzt hatten die Schaulustigen wieder Aussicht auf ein glänzendes Schauspiel, und kaum war der König von seinen Reisen nach Berlin, Dessau und Altenburg, wo er auf das Festlichste empfangen worden war, zurückgekehrt, so wurden in den königlichen Schlössern und in den Häusern des Adels auch Vorbereitungen zu den Vermählungsfeierlichkeiten des fürstlichen Paares getroffen, folglich kam viel Geld in Umlauf. Die Künstler waren eifrig mit Proben zu der Festoper beschäftigt, welche Marschner zu Ehren des Kronprinzen componirt hatte. Auch die Schauspieler wollten nicht zurückbleiben, besaß doch Hannover zu jener Zeit Darsteller und Darstellerinnen, welche durch Talent, künstlerische Ausbildung und Adel der Erscheinung fähig waren, den Gebildeten im Publikum unvergeßliche Kunstgenüsse zu bereiten.

Vielleicht erinnern sich die Theilnehmer an jener Feier noch jetzt gern der Tage, an welchen Hannover mit Kränzen und Fahnen geziert die fürstliche Braut empfing.

Wie der einzelne Mensch, je nachdem sein Charakter,

lieber in der kleinern Stadt der Erste, als in der Hauptstadt der Zweite ist, während der Andere sich gern in der Weltstadt als einen, wenn auch nur kleinen Theil des Großen, Ganzen fühlt, so verhält es sich mit Gemeinden, mit Volksstämmen. Wandelt doch jetzt, nach Jahrhunderten, zuweilen die Irländer und Schotten der Wunsch an, daß Dublin und Edinburg wieder die Residenzen ihrer eigenen Könige sein möchten, während der kalt Verständige dem Romantiker gegenüber einsieht, daß Irland — ungeachtet es klagt und zur Klage gegen die Regierung Grund hat — und auch Schottland, nur im Verein mit England geworden ist, was es ist, eine Weltmacht.

Aus klarem Blau schaute die Februarsonne auf die belebten Straßen Hannovers, als die Braut ihren Einzug in das Land hielt, zu dessen Königin sie bestimmt war. Freundlich grüßend blickte sie umher, das Herz von Liebe, Hoffnungen und Stolz erfüllt. Keine prophetische Stimme sagte ihr damals, daß sie dreiundzwanzig Jahre später, im Sommer, bei heftigem Unwetter die Burg, welche Liebe ihr erbaut und nach ihr benannt, und das Land auf immer verlassen würde, als Gemahlin eines besiegten Königs.

Fast aus allen deutschen Staaten waren fürstliche Hochzeitsgäste eingetroffen, Gesandte von allen Höfen Europas hatten sich eingefunden, um die Glückwünsche ihrer Souveraine zu überbringen; auserwählte Geschenke wurden von Verwandten und aus den meisten Städten des Landes dem hohen Paare gewidmet. Ein nüchtern Urtheilender, welcher schon mehreren solchen Festen beigewohnt hatte, mußte gestehen, daß die dabei entwickelte Pracht eines Kaiserhofes

würdig sei und nicht ganz im Verhältniß zu der Größe und den Einkünften Hannovers stehe.

Der alte Ernst August besaß freilich noch seine Apanage als Herzog von Cumberland, aber nach dessen Tode fiel sie weg. Jedenfalls mußte die ungeheure Pracht die an Einfachheit gewöhnte Prinzessin Marie von Altenburg entzücken und ihr über die Reichthümer ihres Verlobten irrige Begriffe geben, und der Kronprinz wurde ebenfalls über die Machtstellung Hannovers verblendet, da es ihm nicht entging, daß der schlaue Metternich um Ernst Augusts Freundschaft buhlte, daß der romantische Friedrich Wilhelm IV. von dem bei den Festlichkeiten entwickelten Pomp entzückt schien. Da dieser König gern und gut sprach, sein theilnehmendes Herz tiefes Mitgefühl für den schönen blinden Kronprinzen empfand, dessen Heldengestalt seinen Schönheitssinn anzog, ließ er, Friedrich Wilhelm IV., es nicht am Reden fehlen, in welchem er der glorreichen Welfen früherer Jahrhunderte, der geistreichen Sophie Stuart gedachte, auch wob er mit Feinheit und Witz schmeichelhafte Anspielungen auf Ernst Augusts Abstammung von Englands Königen ein.

Der Prinz von Preußen, ebenfalls Hochzeitsgast seines Vetters, hatte den Tag vor der Vermählung die Kasernen und alle militärischen Anstalten und Gebäude besucht und dabei zu seinem Adjutanten lobende und tadelnde Bemerkungen gemacht, die wahrscheinlich immer richtig waren.

Während die Vorbereitungen zu der Feier im vollen Gange waren, stand die Braut in ihrem Ankleidezimmer und ließ sich von den Kammerfrauen schmücken. Als das Gewand vom schwersten weißen Atlas die schlanke Gestalt um-

floß, erschien die herzogliche Mutter, um noch einmal, ehe ihre Tochter zum Altar trat, sie allein zu sprechen, zu umarmen.

Auf einen Wink von der Herzogin entfernten sich die Frauen, und Mutter und Tochter standen einander gegenüber.

In den Augen der Letzteren funkelten Thränen, die Augen der Braut strahlten vor Freude.

„Du siehst vortrefflich aus, meine Marie," begann die Herzogin, „niemals sah ich Dich so reizend, Du wirst heute Herzen für Dich gewinnen, suche Dir diese gewonnenen zu erhalten. Dir ist das seltene Glück geworden, daß Du geliebt wirst und den Mann liebst, den Du lieben darfst. Pflege dieses Glück sorgsam, theures Kind, damit Du dereinst vom Throne herab für alle Frauen Deines Landes ein nachahmungswürdiges Beispiel bist."

„Das hoffe ich zu werden, geliebte Mutter."

„Du besitzest der guten Eigenschaften viele, aber der Charakter des Weibes entwickelt sich erst ganz, wenn sie Gattin und Mutter ist. Lasse Dich von Deinen großmüthigen Regungen nicht zur Verschwendung verleiten und von Deinem lebhaften Temperament nicht zu Unüberlegtheiten, zur Heftigkeit, zu —"

„Oh, Mama, warum willst Du jetzt mir weh thun, statt mich zu segnen?" sagte die Braut und zwischen ihren Augenbrauen wurden zwei Falten sichtbar.

„Ich segne Dich, mein geliebtes, ältestes Kind, ich segne Dich aus vollem Herzen, aber da von heute an die Elternrechte von Deinem Vater und mir in die Hände des Königs und Deines Gemahls übergehen, so warne ich Dich heute

zum Letztenmale, als Deine älteste, treue Freundin. Aus unsern Eigenschaften entkeimt ein großer Theil unsers Schicksals und unsere Fehler sind unsere hartnäckigsten Feinde, bis der bessere Geist in uns sie besiegt hat!

Merke Dir diese Wahrheit und — jetzt sei gesegnet."

Die Braut neigte sich vor der Mutter, welche liebkosend ihre Stirn berührte, dann verließ sie an deren Hand das Zimmer, um sich in den Saal zu begeben, wo die fürstlichen Gäste versammelt waren.

Eben war die Krone der Königin, welche heute das Haupt der Braut zieren sollte, durch den Kronbeamten aus dem Kronschatze gebracht worden. Die Oberhofmeisterin Baronin von dem Bussche hatte sie in Empfang genommen und leistete der Herzogin von Altenburg Beistand, als diese das funkelnde Prachtstück auf die Locken ihrer Tochter setzte.

Jetzt entwickelte sich ein langer, pomphafter Zug, denn alle königlichen Kammerherren, der Hofstaat des Kronprinzen, der neu ernannte männliche Hofstaat der Braut gingen dem Paare voran.

Keines Adjutanten Arm führte heute den Kronprinzen, dessen Staatsuniform mit Orden bedeckt war. Er schritt vorwärts an der Hand seiner geliebten Marie, die zuweilen mit anmuthigem Lächeln zurück nach den vier jungen Damen schaute, welche ihr die Schleppe trugen. Es waren dies vier Gräfinnen aus den ältesten Geschlechtern, reichere Erbinnen als die Prinzessin von Altenburg. Seitwärts neben der Braut ging die neue Obersthofmeisterin derselben und die Oberhofmeisterin Baronin von dem Bussche, sechs Ehrendamen folgten.

Nach den großen Hof-Chargen erschien, von den Königen von Preußen und Hannover geführt, die Mutter der Braut, der Prinz von Preußen mit des Bräutigams Stiefschwester, der Herzogin von Dessau, und dem Brautvater folgten und nach diesem außer den Halbgeschwistern des Kronprinzen und den Schwestern der Braut die vielen fürstlichen Gäste, Gesandten und der Hofstaat der hohen Gäste.

Auch der Herzog von Nassau befand sich unter ihnen, auch er ahnte an jenem Tage nicht, daß er, jetzt Freudengenosse des Kronprinzen, nach zwei Jahrzehnten dasselbe Schicksal wie der Letztere haben würde.

In der Capelle empfing der Consistorialrath Doctor Leopold das hohe Brautpaar, gefolgt von dem Consistorialrath Niemann, dem Pastor Hardeland und den englischen Hofcaplanen des Königs, den hochehrwürdigen Herren Jelf und Hulme. Um den Altar standen der erste Geistliche des Königreiches, der Abt von Loccum, der Generalsuperintendent des Fürstenthums Calenberg, der Prediger an der Neustädter Hof- und Stadtkirche, der Senior des geistlichen Ministeriums zu Hannover, der Garnison-Prediger Reinecke.

Als das Brautpaar die Ringe wechselte, wurden auf dem Waterloo-Platze dreimal vierundzwanzig Kanonenschüsse abgefeuert, die Braut sah sich am Ziel ihrer Wünsche, sie war Kronprinzessin.

Bei dem Souper, das einige Stunden später nach beendigter Cour in dem großen Rittersaale die Gäste um die ebenso geschmackvoll als reich hergerichteten Tafeln versammelte, hatte die Freude den Vorsitz, und namentlich waren es die beiden Könige, welche durch Lebhaftigkeit und Witz

viel zur Unterhaltung der Gesellschaft beitrugen. Der Kronprinz, in sein Glück versunken, sprach wenig, die Braut besaß nicht den schnellfassenden Geist, um für die beiden Könige immer sofort treffende Antworten in Bereitschaft zu haben, sie verhielt sich meist schweigend.

Nachdem das Souper, bei dem alle Delicatessen der Erde aufgetragen waren, vorüber war, begab sich die Versammlung in den Ballsaal, wo der Fackeltanz begann.

Der Oberhofmarschall eröffnete denselben, gefolgt von den Ministern und Generalen, welche Paarweise nach dem Tacte der Musik einherschreitend, große weiße Wachsfakeln in der Hand hielten.

Das Brautpaar hielt hierauf seinen Umgang im Saale und während die Neuvermählte ihren Schwiegervater durch eine Verbeugung zum Tanze aufforderte und später mit allen anwesenden Prinzen der Reihe nach tanzte, lud der Kronprinz die Herzogin von Altenburg ebenfalls, nur tiefer sich verbeugend, zum Tanze ein, welche ihn hierauf der Herzogin von Dessau zuführte.

„O, liebe Friederike," flüsterte er der Schwester zu, „heute fehlt nur Eins zu meinem Glücke, die Anwesenheit unserer theuern Mutter. Wenn sie es wüßte, daß ihr Georg so sehr glücklich ist, wie würde sich die Liebevolle freuen!"

„Vielleicht blickt sie heute aus schöneren Räumen auf Dich nieder, Georg. Vielleicht ist ihr seliger Geist uns nicht fern und seine unsichtbare Nähe erhöht Dein Glück," erwiederte Friederike von Anhalt dem Bruder.

Friedrich Wilhelm IV., der schon damals öfter an Schwindel litt, hatte sich aus dem Bereich der Tanzenden entfernt und sprach in seiner lebhaften angenehmen Weise von dem Ursprunge der Fackeltänze bei Hochzeitfesten. Er behauptete, weil der Gott Hymen stets mit der Fackel in der Hand abgebildet sei, hätte man wahrscheinlich schon im klassischen Alterthume bei Hochzeitfesten Fackeltänze aufgeführt.

Eine Dame, welche gerne mit ihrer Belesenheit prunkte, sagte leise: „Finden Ihro königliche Majestät nicht, daß dies hohe Brautpaar an Amor und Psyche erinnert? Wenn der schöne Kronprinz eine leichte Binde über die Augen trüge, könnte man ihn mit dem Amor vergleichen."

„Ein langer Amor, meine liebe Excellenz, besäße der Kronprinz die funkelnden Augen seiner Mutter, würde er an den Mars erinnern. Aber Sie haben Recht, meine gnädige Frau, nur der Gott mit der Binde kann so entzückt von der Prinzessin sein, die er sich gewählt hat. Glücklich sind die nicht sehen und doch glauben!"

Die Hofdame machte bei diesen Worten ein so verlegenes Gesicht, daß es selbst dem, schon damals etwas kurzsichtigen Könige von Preußen auffiel. Er lachte herzlich, zu sich selbst sagte er: „Vielleicht ist die Kronprinzessin recht hübsch, aber mich langweilt sie, und obgleich ein guter Deutscher, sage ich doch mit den Franzosen: „jedes Genre hat sein Gutes, nur das nicht, was langweilig ist."

Am andern Morgen fand der feierliche Kirchgang statt, bei welchem die Neuvermählten und alle fremden Höfe, die der Trauung beigewohnt hatten, in großer Galla erschienen.

„Fangt Euern Ehestand mit Gebet an," rief Ernst August dem jungen Paare zu, „bedenkt, daß Ihr, die Ihr von Gott bestimmt seid, dereinst den Thron zu besteigen, für jede Handlung Rechenschaft abzulegen habt vor dem Herrn der Herrn."

Am nächsten Abend zeigte sich die Kronprinzessin an der Seite ihres Gemahls in der Oper. Er lauschte der neuen Tonschöpfung Marschners, sie neigte sich grüßend nach allen Seiten.

Wochenlang sprach man in den Hofkreisen und natürlich auch anderwärts von den Festlichkeiten im Schlosse, von dem Kirchgange und der Oper.

Jedes Wort, jede Bewegung der Prinzessin wurde kritisirt; Diese fanden sie kleinbürgerlich und übertrieben höflich, Jene flüsterten einander die Behauptung zu, daß unter der Freundlichkeit der Altenburgerin Herrschsucht und Prunkliebe verborgen sei, daß ihre Frömmigkeit nur in Beobachtung kirchlicher Ceremonien bestehe, und daß sie, wie Ernst August und der Kronprinz sich nur in dem Glauben gefalle, daß Alles nur durch Gottes Wille geschehe, weil sie dann behaupten könne, der Allmächtige habe sie zur Königin bestimmt.

Auch geistreiche Witzworte, die alle angeblich vom König von Preußen herrühren sollten, machten gleich einem Lauffeuer die Runde. So mancher pikante Einfall hatte Heinrich Marschner zum Verfasser, der die Anwesenheit Friedrich Wilhelm IV. benutzte, um sich einmal Luft zu machen, denn obgleich Marschners Ruf als Tondichter weit über Deutschlands Grenzen ging, obgleich das Publikum

Hannovers ihn mit Stolz als den Seinen betrachtete, war doch sein Einfluß in musikalischen Angelegenheiten stets durch den Intendanten beschränkt und sein Gehalt ein geringer. Er hatte Grund zu geheimem Groll.

Man erzählte auch, daß der Prinz von Preußen die Pracht, welche bei der Vermählung stattgefunden, unsinnig genannt habe, ja er sollte geäußert haben: „Zu was der Glanz für einen jungen Mann, der Nichts davon sieht, und wie kann ein alter Soldat, wie König Ernst August, an bunten Aufzügen Gefallen finden? Das Welfenreich wird durch diesen Pomp nicht größer, es ist ja doch nur ein Staat, dessen Regierung sich bald nach Oesterreich, bald nach Preußen richten muß."

Auch in den Städten und Ortschaften, deren Bewohner Nichts durch die Festlichkeiten gewonnen hatten, sprach man in ähnlicher Weise.

Einstimmig aber gestand man zu, daß die Fürsten aus dem Hause Hohenzollern dem königlichen Oheim viel Zuneigung und großen Respect bewiesen hatten. Friedrich Wilhelm IV. zeigte bei dieser Gelegenheit seine umfassende Kenntniß der englischen Sprache, die er so geläufig wie seine Muttersprache zu gebrauchen wußte.

Als die hohen Gäste Hannover verlassen hatten, begab sich dessen König wieder einmal mit seinem Hofhalt nach Berlin und bezog sein Palais unter den Linden.

Einige Gemächer waren noch ganz so eingerichtet, wie zu Lebzeiten der Königin Friederike. In diesen verweilte der Greis am liebsten. Oft saß er stundenlang in dem Zimmer, in dem sein Sohn geboren worden war und nie-

mals ließ er im Thiergarten die Plätze unbesucht, welche seine Gemahlin besonders geliebt hatte.

Wieder heimgekehrt nach Hannover erreichte ihn daselbst die Nachricht von dem Tode des Herzogs von Sussex, wodurch der König sehr schmerzlich berührt wurde. Er hatte diesen Bruder immer sehr geliebt, jetzt mußte er ihn, den jüngern, vor sich sterben sehen.

Mehrere Tage schloß er sich in seine Gemächer ein, als er wieder zum Vorschein kam, war in ihm der Entschluß gereift, wieder einmal nach England zu reisen, um den einzigen Bruder, den er noch besaß, den Herzog von Cambridge, zu besuchen und der Vermählung der ältesten Prinzessin von Cambridge mit dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz beizuwohnen. Ehe der König seine Reise antrat, besuchte er, wie vor jeder Reise, die Ruhestätte seiner Gemahlin. Zum Erstenmale wurde bei dieser Gelegenheit die obere Leitung der Staatsgeschäfte dem Kronprinzen übertragen. Die große Freude, mit welcher derselbe diese Geschäfte übernahm, gab den nächsten Umgebungen des Kronprinzen viel zu denken. Zum Erstenmale zeigte er, soweit es ihm vergönnt war, die Herrschlust, welche später zu seinem eigenen Nachtheile in eine Herrschsucht ausartete, die Königen u n s e r e r Z e i t verderblich werden kann.

Capitel XXIII.

England.

Auf seiner Reise nach England hatte man den König an der Grenze jedes Landes feierlich empfangen, nnd namentlich war es die französische Regierung, welche ihn auf Befehl des Königs Louis Philipp mit Aufmerksamkeiten überhäufte. Die Zeit, wo in ganz Deutschland das Rheinlied gesungen wurde, war noch nicht ganz vorüber und der Bürgerkönig hielt es für politisch, seinen friedlichen Gesinnungen durch Artigkeiten gegen den König eines deutschen Staates Ausdruck zu geben. War doch Ernst August zugleich Herzog von Cumberland und Oheim der Königin von England. Man hat es Napoleon III. als große Staatsweisheit nachgerühmt, daß er mit England ein Bündniß geschlossen hat, aber der erste Schritt von einer Annäherung Frankreichs an England ist durch Louis Philipp geschehen. Unter seiner Regierung betrat Königin Victoria zum ersten Male den französischen Boden und hätte nicht überall der Clerus seine Stimme geltend zu machen gewußt, vielleicht hätte sich damals die junge Königin mit dem liebenswürdigen Herzoge von Nemours, Louis Philipps zweiten Sohne verlobt.

Als der greise König die englische Küste sah, war er tief bewegt.

„Wieder im Vaterlande!" rief er aus, „diesmal wohl zum letzten Male," und leise fügte er hinzu: „Diesmal allein, ohne Sie!"

Da man aus den Zeitungen in ganz London wußte, daß der „alte Cumberland" eintreffen würde, so standen große Menschenmassen aus allen Ständen am Ufer, denn was Schaulust betrifft, so geben die Engländer den Franzosen Nichts nach.

Der König war früher eingetroffen als man ihn erwartet hatte, und so befanden sich nur die überraschten Beamten des Zollhauses da, um den alten Herrn zu empfangen.

Eine gewisse Parthei in England war stets gegen den Herzog von Cumberland, selbst dann noch, als seine Jugendfehler und seine späteren Reden im Parlamente längst vergessen und verhallt sein konnten. Man flüsterte, die Herzogin von Kent habe diesem Parteihasse eben nicht mit ungnädigen Blicken zugesehn, daß sie ihn geschürt habe, wäre wohl eine ungerechte Beschuldigung, auch lagen ihrem stolzen und keineswegs biegsamen, lebhaften Wesen Intriguen fern.

Als der König von Hannover unter das Publikum trat, wurden Zischlaute sehr vernehmlich, aber ruhig, als habe er diese nicht gehört, ging er weiter, grüßte mit der ihm eigenen Artigkeit Jeden der ihn begrüßte und plötzlich, wie in früheren Zeiten, erschallten laute Cheers und Dieser und Jener im Volke rief seinem Nachbar zu: „Der Cumberland hat doch Charakter, er ist nicht aus der Fassung zu bringen, er ist ein Gentleman."

Dieser Empfang freute den alten Welfen herzlich, ohne zu zögern, bestieg er einen Miethswagen und fuhr nach dem St. James Palaste, wo man nicht wenig erstaunt war, den König auf diese Art ankommen zu sehen.

In der Familie seines Bruders fühlte Ernst August sich glücklich und königlich waren die Geschenke, welche er seiner Nichte zu ihrer Vermählung selbst überreichte.

Die Königin Victoria und ihren Gemahl sah er nur so oft als es eben der Anstand erforderte.

Als der gutmüthige Herzog von Cambridge einige Anspielungen darüber machte, erwiederte der König: „Theurer Adolf, lasse mich mit unserer königlichen Nichte und ihrem Prinzen Albert in Ruhe, ich mag diese beiden jungen Leute nicht, weßhalb soll ich ihre Nähe aufsuchen?"

„Aber, theurer Ernst, man legt es Dir falsch aus, daß Du so selten im Buckinghampalaste erscheinst, man sagt —"

„Sagt, sagt? Wer denn? Die Frau Schwester von Kennt? Die wird nie liebevoll über mich sprechen, und wenn ich ihr das Leben gerettet hätte, Victoria und ihr Mann sagen gar nichts, diese denkt nur daran, ihn zu lieben und vor Bekanntschaften mit andern schöneren Damen zu hüten, er hat zu thun, um Zeit zu behalten, um seiner Victoria huldigen, heimlich seine Cigarre rauchen und seine ehrgeizigen Plane spinnen zu können, denn er ist ein Coburger. Er vermißt den alten Oheim nicht, den man gern als einen Richard den Dritten hinstellen möchte. Hahaha, als ob es mir oder meinem Georg nützen würde, wenn ich ihre drei Kinder bei Seite schaffte, sie, Victoria und ihr schöner Coburger würden um ein viertes Kind nicht verlegen sein.

„Aber, theurer Bruder —"

„Dein Bruder bin ich, Dein ehrlicher; theuere mich aber jetzt nicht. Was soll ich alter Mann mich langweilen, und mich langweilt das Mädel. Stand nicht Charlotte auch

zwischen dem Throne und mir? Ihr Tod war für mich ein tiefer Schmerz. Diese Charlotte liebte ich, sie war ein schönes, geistvolles charaktervolles Weib. Festigkeit, Willenskraft — und diese Eigenschaften hat Victoria — sind meiner Ansicht nach gefährliche Eigenschaften, wenn die Besitzer derselben Neigung zum Geiz und eben nur gewöhnlichen Menschenverstand besitzen. Was den Albert betrifft, so ist er nicht nach meinem Geschmack, er ist mir in allem, was er thut und spricht, für einen jungen Mann zu correct. Er redet von Volksrechten und ist innerlich herrschsüchtig. Er hat seine glänzende Stellung, denn glänzend ist sie doch, durch seine Vermählung mit Englands Königin, und zürnt im Herzen den Engländern, weil sie ihm nicht die königliche Krone aufsetzen. In dem Manne ist Alles Berechnung. Hahaha, denke Dir Adolf, weil er recht wohl wußte, daß Alles, was unser Einer thut, in die Zeitungen kommt, fragte er mich vor Zeugen, scheinbar ganz ehrerbietig, weßhalb ich bei meinem Regierungsantritt die Verfassung von 1833 nicht habe so ohne Weiteres bestehen lassen wollen."

Der Herzog von Cambridge lachte, Ernst August lachte ebenfalls und sagte gut gelaunt, „ja, lache nur, Adolf, ich habe ihn heimgeschickt. Ruhig, als merke ich es nicht, daß es seine Absicht sei, mich vor meinen Landsleuten als Despoten hinzustellen, gab ich ihm sehr ausführlich und ernsthaft die Gründe meiner Handlungsweise an und versicherte ihm, daß trotz Alledem in Hannover jetzt Zufriedenheit herrsche, und jetzt," sprach ich sehr langsam, „nachdem ich Ihnen, theurer Neffe, Ihre Frage beantwortet habe, bitte ich Sie um eine Belehrung. Was war denn das in Coburg,

ich meine nämlich die alte Geschichte mit den herabgesetzten Sechskreuzerstücken. Ich habe diese Sache niemals richtig gehört und weiß nicht, wer durch diese Maßregel verloren hat, der Herzog oder die Unterthanen?"

„Und welche Antwort wurde Dir, Ernst?"

Der Prinz erröthete ein wenig und murmelte, daß er die Sache selbst nicht genau kenne. Ich bin sicher, Adolf, und gehe jede Wette ein, daß der schöne Jüngling, Prinz Albert, mich nie wieder um Etwas fragt."

Ernst August war noch immer derselbe. Beständig in seinen Zuneigungen und Abneigungen, satyrisch und im Antworten schnell. Er nahm als Herzog von Cumberland seinen Sitz im Oberhause ein und hörte eifrig den Debatten zu. Ohne eine Miene zu verziehen, blieb er sitzen, als die Mitgift der Prinzessin Auguste von Cambridge zur Sprache kam, bei welcher Gelegenheit einige Parlamentsmitglieder die Bemerkung machten, man könne nicht große Summen in das Ausland senden, es sei schon schlimm genug, daß der Herzog von Cumberland, der doch jetzt als König von Hannover genug Einkünfte von seinem Lande beziehe, noch immer einundzwanzigtausend Pfund jährlich von England erhalte.

Der König strich seinen weißen Schnurrbart und sagte: „Der Sprecher hat als Parlamentsmitglied von seinem Standpunkte recht, wenn er den Rath ertheilt, mir wenig zu geben, ich habe von meinem Standpunkte recht, wenn ich das Geld annehme, das mir als englischer Prinz zukommt, ich werde es ohnehin nicht mehr lange sehen, denn ich bin ein alter Mann."

Bei dem Hochzeitfrühstück der Prinzessin von Cambridge, welche er als Brautführer zum Altar geleitet hatte, belebte er die Gesellschaft durch seine witzigen Toaste, selbst seine Gegner mußten gestehen, daß man Ernst August gegenüber seine politischen Ansichten vergaß.

Am neunzehnten Juni wohnte er dem Diner bei der Waterloofeier bei und saß neben dem Helden des Tages, dem Herzog von Wellington.

„Wir sind Altersgenossen, mein Herzog," sprach der König," Gesinnungsgenossen, und wenn ich auch nicht Lorbeerkränze erkämpfte, wie Sie, so bin ich doch ein alter Soldat, der den Tod niemals fürchtete. Wir beide, mein Herzog, sind eiserne Männer und haben wohl noch ein Jahrzehnt vor uns, was ich in Bezug auf England und die Welt für Sie, Mylord, wünsche, mir wünsche ich es für meinen Sohn, und weil ich in Hannover noch manches zu thun habe."

Der Herzog von Wellington entgegnete: „Ich nehme von jetzt an jeden Tag als einen geschenkten, ich habe nicht einen so großen Wirkungskreis als Eure Majestät, ich werde leichter zu entbehren sein, aber das Leben ist für mich ein alter Freund geworden, ich werde ihm gefaßt, aber nicht ohne Rührung Adieu sagen."

Nach einem dreimonatlichen Aufenthalte in England dachte der König an seine Abreise. Einige Tage vor derselben besuchte er mit seinem Bruder die prachtvollen Gärten von Kew, wo sein Vater sich so gern und oft aufgehalten hatte, und in denen Ernst August während der letzten Monate jeden Sonntag mehrere Stunden verweilt hatte.

Es lag in seinem Charakter, viel in der Vergangenheit zu leben, er vermochte sich bis an die Grenze der zarten Kindheit, an Alles was er erlebt, gehört, gedacht, deutlich zu erinnern.

„Welche dunkle, große Schatten werfen diese Bäume jetzt," sagte er zu seinem Bruder, „ich erinnere mich noch des Tages, als unser Vater diese Baumgruppe pflanzen ließ. Als ich sie am Tage nach Williams Krönung mit Friederiken betrachtete, ahnte ich nicht, daß ich ohne sie im Schatten dieser Bäume stehen würde. In diesen Gärten war ich ein glückliches Kind, hier durfte ich dem Hofmeister entlaufen und herumspringen, wie andere Kinder. Auch mit Charlotten wandelte ich hier, und heute, das fühle ich, nehme ich von dieser Stelle Abschied auf immer."

„Sage das nicht, Ernst, Du wirst vielleicht wieder hier sein, in Jahren, wenn ich nicht mehr hier bin."

Ernst August reichte dem Herzoge von Cambridge die Hand, lange standen die fürstlichen Brüder Hand in Hand in Schweigen versunken, endlich brach es der König, indem er lebhaft sagte: „Nein, nein, Adolf, jetzt komme ich an die Reihe, doch denke ich einige Jahre mich noch des Sonnenlichtes zu freuen, bei Deiner Auguste Sohn Pathe zu sein."

„Und Dich an eigenen Enkeln zu ergötzen," vollendete der Herzog von Cambridge den Satz, mit bewegter Stimme fügte er hinzu: „Dein Georg ist, wie ich höre, in seiner jungen Ehe glücklich, er steht jetzt, während Deiner Abwesenheit an der Spitze der Verwaltung, ich schließe daraus, daß seine Augenschwäche ihm nicht hinderlich ist."

„Er vermag es, seinen Namen zu unterzeichnen, thut also so viel, wie unsere erlauchte Nichte Victoria, mehr wird ja heut zu Tage von einem Regenten nicht verlangt."

„Ich las kürzlich in einer Zeitung, daß ein berühmter Augenarzt die beste Hoffnung für den lieben Georg hege."

„Eine Zeitungsnachricht, Bruder Adolf, doch will ich ihr nicht widersprechen lassen. Wenn ein Erbe Georgs da sein wird, dann mag man allenfalls das Geheimniß erfahren. Es wäre zu unklug, wenn die Welt wüßte, daß der Kronprinz von Hannover gar nicht sieht. Zum Glück ist Hannover ein Land, das Oesterreich niemals den Hohenzollern gönnen kann, sonst könnte Georgs Unglück dereinst den Verlust seiner Krone nach sich ziehen, denn, zu Dir gesagt, auf Hülfe von England verlasse ich mich nicht, ich habe die ersten Staatsmänner vorsichtig sondirt, es ist diesen offenbar ganz gleichgültig, an wen nach meinem Tode Hannover fällt, ob Dein oder mein Sohn, oder eine andere Dynastie dies schöne deutsche Königreich besitzt. Doch vorderhand lebe ich noch, mein Sohn ist von den Hannoveranern geliebt, er versteht zu regieren, er wird schon für einen Thronfolger sorgen."

„Und, lieber Ernst, glaubst Du wirklich, daß der Welt Georgs Zustand nicht bekannt ist, lebt Dein Sohn in diesem Wahne?"

„Der Welt bekannt?" rief hitzig der König," wo denkst Du hin! Der Kronprinz reitet und fährt aus, weiß seine Gesichtsschwäche vortrefflich zu verbergen, daß selbst seine allernächsten Umgebungen nicht wissen, daß — daß —" der Greis zögerte, die ihm schwer fallenden Worte auszusprechen,

„daß Georg fast gar nicht sieht. Ich sage Dir, Adolf, ein bedeutender Geist kann jede Körperschwäche besiegen, der Kronprinz ist ein tüchtiger fester Charakter."

„Dafür ist er Dein und Friederikens Sohn, ich habe stets meines Neffen Haltung bewundert, aber die Welt denkt anders, als der Einzelne. Vergieb mir um meiner aufrichtigen brüderlichen Liebe Willen, daß ich Dir sage, es wäre vielleicht besser, wenn Georg sich nicht so oft als sehend geberdete. Wie viel Geist und Energie dazu gehört, um diese Rolle durchzuführen, weiß nur der Geistreiche zu würdigen, will nur der Wohlwollende zugestehen, die Welt, das heißt die Völker, sind heut zu Tage den regierenden Häuptern nicht hold, und was wir in unsern Kreisen als Seelenstärke an Georg bewundern, nennen sie vielleicht Schauspielerkunst."

„Du willst sagen Gaukelspiel, aber sei ruhig, ich bin Dir nicht böse, denn ich erkenne die gute Meinung, welche hinter diesen mir, ich gestehe es, empfindlichen Worten liegt, wir bleiben nicht nur Brüder, Adolf, sondern Freunde."

Den Tag nach dieser Unterredung machte Ernst August seine Abschiedsbesuche und verließ noch in derselben Woche London. Die letzten Worte, ehe er schied, richtete er an den Herzog von Cambridge. Die Brüder sahen sich in England nicht mehr.

Bei seiner Rückkehr wurde der König von der Stadt Hannover glänzend empfangen, worüber er sehr erfreut war.

Als Abends die Fackeln unter dem königlichen Palais flammten, — denn die Bürgerschaft ließ es sich nicht nehmen, dem Heimkehrenden einen Fackelzug zu bringen — als

die Klänge der Volkshymne zu dem Ohre des Gefeierten drangen, rief er vergnügt seinem Sohne zu: „Da haben wir es, Georg, vor Augen und Ohren, daß unsere Hannoveraner dem alten Welfen doch zugethan sind. Ich wollte, Deine theure Mutter wäre hier. Die Leute müssen doch endlich einsehen, daß ich es mit ihnen gut meine.“

„Gewiß, gnädigster Papa, wie malerisch sich die Fackeln ausnehmen. In Berlin sah ich als Knabe einen Fackelzug, der heutige erscheint mir schöner. Auch Du bist erfreut über diesen Beweis von Loyalität, meine süße Marie, ich sehe es.“

„Die Hannoveraner thun, was Sie ihrem gnädigen König schuldig sind, aber Du hast Recht, bester Georg, ich bin erfreut,“ entgegnete die Kronprinzessin.

Ihr waren solche Schauspiele noch neu, aber sie hütete sich, Beweise von Volkszuneigung anders als ganz in der Ordnung zu finden.

Capitel XXIV.

Erzherzog Stephan.

Es war ein herrlicher Augustmorgen, die Vögel hielten ihr Concert in den Wipfeln der Bäume, die Blumen der Gärten zu Herrenhausen prangten im reichsten Farbenschmelz, in dem Palmenhause, das, von seltener Schönheit, die Bewunderung aller Pflanzenfreunde erregte, war der Garten-

Inspector geschäftig, denn ein hoher Gast war angesagt, ein Gast, der viel gesehen hatte und welchen umfassende Bildung und Geist zu einem urtheilsfähigen Manne machten.

Im Garten, bei den Rosengruppen saß der König, er liebte frische Luft und seit den letzten Jahren auch die Wärme. Lesen griff sein Auge an, aber selbst wenn er allein war, hatte er keine Langeweile, bei ihm entwickelten sich stets Pläne und Gedanken, und seine große Baulust gab ihm immer Beschäftigung. Er erwartete einen Besuch, den er, da derselbe kein Freund von Ceremonien war, auch ohne Ceremonien empfangen wollte, den der König allein und ungenirt zu sprechen wünschte, ehe er ihn im größeren Cercle sah.

In der Nähe des alten Herrn hielt sich keiner der Hofcavaliere auf, er hatte dies nicht gewünscht.

Jetzt war die Stunde gekommen, zu welcher der Erwartete erscheinen mußte, und pünktlich mit der Minute nahte sich derselbe: Erzherzog Stephan von Oesterreich.

Erzherzog Stephan, der älteste Sohn des letzten Palatinus von Ungarn (Stephan führte den Titel Statthalter), stand damals im siebenundzwanzigsten Jahre und war einer von den seltenen Menschen, welche immer eher an Andere als an sich denken. Ohne schön zu sein, hatte er doch ein einnehmendes Aeußere und die sanft schwärmerischen Augen, welche man meist nur bei Frauen findet. Mittelgroß und schmächtig besaß seine Gestalt nichts, was gewöhnlichen Menschen zu imponiren vermag, dagegen viel angeborne Grazie, besonders zu Pferde, denn als Reiter bestand er sogar die scharfe Kritik seiner Landsleute, der Ungarn.

Als der König von Hannover den Erzherzog erblickte, erhob er sich rasch von seinem Sitze, um demselben entgegen zu gehen, indem er ihm die Hand entgegenstreckte und herzlich ausrief: „Willkommen, Erzherzog Stephan, ich habe so viel Gutes und Schönes von Ihrer kaiserlichen Hoheit gehört, daß ich mich außerordentlich freue, Sie endlich persönlich kennen zu lernen."

„Und ich, Majestät, sehe mich glücklich, einem Fürsten meine Ehrfurcht bezeigen zu dürfen, der zugleich Held und Regent genannt werden muß, denn Ihro Majestät kämpften selbst mit und regieren auch selbst, wie ich hörte und las."

„Nun ja, mein Erzherzog, das erstere that ich, das zweite thue ich, obgleich ich in den Siebzigen stehe," entgegnete lachend der König, „aber setzen wir uns, oder gehen Sie lieber?"

„Ich würde vorziehen, mich in den herrlichen Gärten umzusehen, wenn ich nicht besorgte, Ihro Majestät zu ermüden."

„Mich ermüden? Durchaus nicht, ich bin noch immer Fußgänger genug, um auf so ebenen Wegen promeniren zu können. Diese Gärten sind zum Theil Schöpfungen meiner Gemahlin, wie dieselbe denn stets für alles Gute und Schöne Sinn hatte und ihre Pläne, so viel sie es vermochte, ausführte."

„Glücklich ist Derjenige zu preisen, welcher von seinen Plänen auch nur einige ausführen kann, hochbeglückt Der, dessen Pläne gewürdigt werden!"

„Das spricht ein so junger Mann wie Ihro kaiserliche Hoheit?"

„Majestät, bittere Erfahrungen haben mich älter gemacht, als meine Jahre sind. Sie haben vielleicht auch an sich selbst die Entdeckung gemacht, daß Prinzen keine rechte Kinderzeit haben. Mein gütiger Vater gönnte sie mir, aber meine Umgebungen thaten es nicht. Für diese war ich schon im Kinderkleidchen der Gegenstand von Huldigungen. Als ich lesen und schreiben konnte, durfte ich mich kaum auf der Straße blicken lassen, ohne mit Bittgesuchen überhäuft zu werden. Da lernte ich früh erkennen, wie viel Elend auf Erden ist, wie viel Elend gehoben werden könnte, und meine Heiterkeit war dahin! Doch, ich bitte um Verzeihung, ich sprach zu viel von mir selbst."

„Es ist mir höchst interessant, Alles, was Sie über sich sagen, mein theurer Erzherzog. Was mich betrifft, so mußte ich in meinen Kinderjahren ein sehr gehorsames artiges Bürschchen sein, mein gnädigster Papa tractirte mich oft mit Stockstreichen und meine Mama mit Maulschellen. Dafür fühlte ich mich später in Göttingen frei und das Glück, welches ich am Hofe meines Vaters nicht fand, blühte mir später sechsundzwanzig Jahre neben meiner Gemahlin. Bittschriften erhielt ich erst in Berlin, später mitunter hier. Gewöhnlich handelte es sich um einige Thaler, die ich geben konnte. Mit Bitten anderer Art wird ein Prinz von England verschont, da Alles, was wichtig ist, vom Parlamente ausgeht."

„Ein Glück für das Land, eine Beruhigung für die Könige und Prinzen, oder sind Ihro Majestät anderer Ansicht?"

„Zum Theil; gestehen muß ich aber, daß ich erstaunt bin, Ihro kaiserliche Hoheit so sprechen zu hören!"

Diese Bemerkung Ihrer Majestät enthält eine scharfe Kritik der Zustände Oesterreichs, das heißt, des Metternichschen Systems. Ihro Majestät nimmt es Wunder, daß ein österreichischer Prinz die englische Verfassung kennt und rühmt. Wir sind in der ganzen Welt als Gegner des Fortschrittes und der Freiheit bekannt, wir armen Prinzen des Hauses Habsburg; aber freilich, wer von uns Fortschritt und Freiheit liebt, wie zum Beispiel ich, der darf daheim nicht davon sprechen; Eure Majestät verzeihe gnädigst, daß ich es hier thue."

„Aber, wo fehlt es in Oesterreich, und was, mein theurer Prinz, sind Ihre Pläne?" fragte der König, indem er den Erzherzog mit einem fast väterlichen Wohlwollen anblickte. Sprechen Sie sich offen aus und seien Sie versichert, daß Ernst August Ihr Vertrauen ehren wird."

Erzherzog Stephan war erstaunt über die Naivität dieser Frage, er sah, der König hatte sich über die Regierung anderer Staaten nicht unterrichtet oder stimmte Metternich, wenn nicht in Allem, doch in Vielem bei. Bisher hatte Prinz Stephan sich selbst eingeredet, der Herzog von Cumberland müsse als geborner Engländer ein Freund der Freiheit sein.

Er hatte nicht daran gedacht, daß wohl jeder englische Unterthan nach Freiheit strebt, daß aber die Könige und Prinzen — mit wenigen Ausnahmen — sehr gern selbst regieren würden, wenn es Ihnen nicht unmöglich gemacht worden wäre. Jetzt wurde dem Prinzen Stephan Vieles klar. Dennoch, obgleich der Erzherzog sah, daß der König andere Ansichten hatte, drängte es ihn, seinen Gedanken Ausdruck

zu geben und die Meinung eines Mannes zu hören, von dessen Verstande und Willenskraft er eine hohe Meinung hatte, von dem er überzeugt sein konnte, daß er (der König) ganz ungenirt entweder die Wahrheit sprechen würde oder — gar nicht darauf eingehn.

Mit großer Klarheit und einer vollständigen Kenntniß der unter östereichischem Scepter stehenden gründlich verschiedenen Nationalitäten schilderte der Erzherzog die Zustände Oesterreichs und sprach seine Besorgnisse für dessen Zukunft aus. Auch über die Lage der deutschen Schulen redete er, obgleich minder lebhaft und nicht mit jener Sicherheit, denn in Bezug auf Oesterreich sprach er, ich weiß, während er, wenn er von Deutschland redete, stets hinzufügte: „Ich kann aber hier und da vielleicht irren."

Der König hörte mit großer Aufmerksamkeit zu, zuweilen rief er aus: „Ihro kaiserliche Hoheit haben Recht!" dann schüttelte er wieder den Kopf.

„Ich werde nicht gehört, weil ich jung bin, weil Metternich mir noch mehr mißtraut, als meinem Vater, aber wenn Ihro Majestät dem Staatskanzler Vorstellungen machen wollten, so würde das mehr wirken. Die Italiäner hassen das deutsche Regentengeschlecht, sie werden sich früher oder später losreißen.

Nur durch vernünftige Freiheit, durch mildes, aber unablässiges Germanisiren kann Oesterreich unter der Herrschaft der Habsburger sich gedeihlich im Innern entwickeln, um später Stürmen von Außen trotzen zu können. Ich sehe, was Alle die Meinen nicht sehen wollen, wie die Unzufriedenhei wächst, wie wurmstichig manche Einrichtung ist, wie der in-

telligentere Staat, ich meine den preußischen, Oesterreich überflügelt, denn ich bin nicht ohne Nutzen gereist und habe mich in Fabriken und Werkstätten, in Schulen und bei Truppenmusterungen umgesehn, ich habe die in Oesterreich verbotenen Bücher und Zeitungen gelesen und den Buchhandel Oesterreichs mit dem Buchhandel Deutschlands verglichen. Das deutsche Volk ist durch seine Schriftsteller zum vollen Bewußtsein seines Werthes, seiner Kraft gekommen, das Streben nach Einheit wird wachsen, der Zollverein ist eine Frucht desselben, und wird dieser Einheitsdrang zur That, dann wird das Haus Habsburg entweder die Hohenzollern besiegen oder besiegt werden!"

„Und für was hätten wir den deutschen Bund, mein theurer, gespensterseher Erzherzog?" fragte der König mit einem Lächeln, das nicht ganz frei von Spott war.

„Alles auf Erden verändert sich, hier bildet sich Etwas aus verschiedenen Elementen, dort löst sich das Alte in die Elemente auf; auch der deutsche Bund wird nicht ewige Dauer haben, denn er ist in Wahrheit mehr zum Schutze der Fürsten gegründet als zum Besten des Volkes. Die verschiedenen Volksstämme hatten keinen Nutzen davon. Nur zweckmäßige Reformen können Oesterreichs Macht in Deutschland aufrecht halten, nur durch sie kann es sich mit Preußen messen, wenn einst ein Anderer als Friedrich Wilhelm IV. auf dem preußischen Throne sitzt," sprach lebhaft der Erzherzog.

Der greise König hörte mit Aufmerksamkeit zu, er versprach sogar, diesen und jenen Vorschlag des Prinzen Stephan zu überlegen und vielleicht beim deutschen Bunde zur Sprache

zu bringen, aber im Ganzen hielt er doch die Mittheilungen des Erzherzogs für Phantasieen eines jugendlichen Schwärmers, und den Fürsten Clemens Metternich für den rechten Mann für Oesterreich.

Stephan von Habsburg besaß zu viel Scharfsinn, um nicht zu bemerken, wie wenig er verhältnißmäßig bei dem Könige für seine Sache ausgerichtet habe und empfahl sich bei dem alten Herrn, nachdem dieser die Hoffnung ausgesprochen hatte, ihn bei Tafel zu sehen.

Noch blieb dem fürstlichen Gaste ein Gespräch mit dem Kronprinzen, mit Schillers Posa sagte er zu sich selbst, als er das Vorzimmer des Prinzen Georg betrat: „Du bist ein Sohn der lichtern Zeit!"

Eine Heldengestalt trat dem Erzherzoge entgegen, ein gewinnendes Lächeln umschwebte des Kronprinzen schönen Mund, als er dem Erzherzoge die Hand entgegenstreckte und mit wohllautender Stimme ihm zurief: „Willkommen, mein Erzherzog Stephan, ich freue mich wahrhaft, Sie endlich zu sehen, mich zu überzeugen, daß Ihnen die Maler wenig geschmeichelt haben und daß der Ruf zu wenig von Ihnen sagt."

Der Erzherzog ergriff des Kronprinzen Hand, Worte fand er nicht sogleich, er war zu sehr erstaunt, daß sich der Sohn des aller Verstellung abholden Königs von Hannover wie ein Sehender geberdete. Doch, an Selbstbeherrschung gewöhnt, faßte er sich und erwiederte des Kronprinzen Entgegenkommen auf verbindliche Weise. Prinz Georg sprach viel von den Reizen Wiens, von Ungarn, vom Theater. Er erzählte, daß er ein Freund von Autographen sei und sich

sehr über eine Handschrift von des Erzherzogs berühmten Landsleuten, Grillparzer und Lenau, freuen würde, und als der Erzherzog ihm diese versprach, sagte der Kronprinz dem Ersteren lebhaft Dank.

Der Erzherzog lenkte das Gespräch auf politische Gegenstände und sprach von Zuständen, welche eine Reform bedürften. Der Kronprinz sagte lachend: „Ihro kaiserliche Hoheit sind ein Philantrop und haben den Verfassern politischer Brochüren wohl zu viel Gehör geschenkt. Goethe sagt:

„Ein politisch Lied, ein häßlich Lied!"

Die Völker müssen regiert werden, damit dies geschieht, hat Gott uns Fürsten eingesetzt; daß schon die eigene Sicherheit die Könige und Regenten zwingen sollte, den Völkern in Allem den Willen zu thun, scheint mir ein Irrthum, in den uns die sogenannten Patrioten verwickeln möchten. Das Streben nach Einheit währt in Deutschland nun beinahe dreißig Jahre. Es ist bei den schwarz-roth-goldenen Bändern der Studenten und bei dreifarbigen Fahnen geblieben und wird dabei bleiben. Daß es unter meinen Vettern und Basen von Hohenzollern Einzelne giebt, die gern einen deutschen Kaiser aus ihrem Geschlecht hervorgehen sähen, das glaube ich selbst. Meine unvergeßliche Mutter, eine Frau von ungewöhnlichem Geiste, äußerte Aehnliches; aber so lange die Habsburger beim deutschen Bunde das Präsidium haben, wird das nicht in Erfüllung gehen, was ehrgeizige Hohenzollern träumen. Zöge Oesterreich sich freiwillig aus Deutschland zurück, dann giebt es Dynastengeschlechter, welche ältere, also größere, gerechtfertigtere Ansprüche auf den deutschen Kaiserthron haben, als die Hohenzollern, deren Ahn-

herrn noch Grafen von Hohenzollern hießen, als mein Ahnherr Otto IV., der Welf, deutscher Kaiser war. Nur durch die hannöversche Macht kann Deutschland eine Flotte bekommen. Vor der Hand, das heißt auf Jahrhunderte, hat Oesterreich den Vorsitz am deutschen Bunde, Braunschweig fällt an Hannover, Anhalt, Mecklenburg, die Hansestädte werden sich zu Hannover halten. An andere Veränderungen glaube ich nicht, und was die deutschen Farben betrifft, so wünsche ich allen Gutgesinnten, daß sie nie dieselben überall als Banner in Deutschland aufgepflanzt sehen, denn sie bedeuten: „Aus goldenen Zeiten durch Blut in die Tinte."

Der Erzherzog schwieg überrascht, endlich entgegnete er, seine innerliche Verstimmung bemeisternd: „Ich sehe, die Ansichten Ihrer königlichen Hoheit weichen von den meinen bedeutend ab. Möge niemals die Zeit für Sie kommen, wo Sie finden werden, daß ich nicht Unrecht hatte."

Als Prinzessin Stephan später eine Unterredung mit der Kronprinzessin hatte, erkannte er bald, daß diese Dame sich nur für ihre Familie und für die Angelegenheiten des Hofes interessirte.

Mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit und Anmuth nahm der Erzherzog die Aufmerksamkeiten an, welche der König und das kronprinzliche Paar ihm erzeigten, aber seine Hoffnungen, bei der hannöver'schen Königsfamilie Gesinnungsgenossen gefunden zu haben, waren auf immer vernichtet. Zu sich selbst sagte Prinz Stephan: „Ich war ein Thor, von dem Sohne eines Engländers eine opferbereite Liebe für Deutschland zu erwarten. Würde doch von den in

Deutschland geborenen Fürsten keiner an das Wohl Deutschlands denken, sollte er für sein Vaterland nur ein Titelchen seiner Macht aufgeben."

Dennoch schied er nicht ohne Rührung von dem greisen König, der, was er that, wenigstens in der festen Ueberzeugung vollbrachte, daß er dadurch das Beste seiner Hannoveraner bewerkstellige. Für den Kronprinzen empfand der Erzherzog Mitleid, aber keine Sympathie, weil er klar einsah, daß Prinz Georg von seinen Rechten als Thronerbe Begriffe hatte, wie zu seiner Zeit Louis XIV.: „l'état c'est moi."

Man lebte am Hofe zu Hannover nur der Gegenwart. Die vielen fürstlichen Besuche von nah und fern waren stets willkommen und wurden mit mehr Glanz bewirthet als am Hofe zu Windsor. Der König fuhr fort, durch geschmackvolle Bauten für die Verschönerung der Residenz und deren nächste Umgebungen zu sorgen, auch vergaß er andere Städte des Landes nicht und that besonders viel zur Blüthe der Universität in Göttingen. Der Kronprinz und seine Gemahlin interessirten sich lebhaft für alle Künste, namentlich für die theatralischen und kein Schauspieler oder Musiker von Ruf reiste durch Hannover, ohne von dem Kronprinzen beachtet zu werden.

Viele derselben verließen entzückt von seiner Liebenswürdigkeit und seinem gewinnenden Wesen den Fürstenhof, während Einzelne sich von dem Stolze des Kronprinzen verletzt fühlten, da er, obgleich hochgebildet und ein Freund und Kenner der Tonkunst und Literatur, es doch niemals zu einem eingehenden Gespräch zwischen sich und berühmten

Besuchern kommen ließ, sondern das bekannte fürstliche Frag- und Antwortspiel vornahm, während der König, wo er belehrt sein wollte, sich auch wirklich unterrichten ließ und die Ansichten Anderer ruhig anhörte. Der König liebte allerdings Widerspruch nicht, aber er ertrug ihn und wenn er den Widersprecher achtete, zog er fremde Meinung in Erwägung. Der Kronprinz war leider daran gewöhnt, nie auf Widerspruch zu stoßen, denn in politische Angelegenheiten mischte er sich nicht und weil er das Höchste entbehren mußte, das himmlische Licht, strebte Jeder, dem Knaben, dem Jüngling, dem Manne, diesen Verlust auf andere Weise zu ersetzen.

Der König lebte mit seinen Erinnerungen, er schaute mehr rückwärts als vorwärts, der Kronprinz fühlte sich befriedigt und durch seine Ehe beglückt. Er lebte in der Gegenwart und vor Allem sich selbst. Nicht die Zustände Deutschlands, nicht dessen Zukunft beschäftigte seinen Geist. Seiner Ansicht nach stand das Welfenhaus fest, auf Felsen gegründet.

Capitel XXV.

Prinz Ernst August.

In einem stattlichen Bürgerhause zu Hannover herrschte an einem Septembertage des Jahres 1845 ein besonderes fröhliches Leben und Treiben. Der erste Sohn des jungen

Hausherrn sollte heute getauft werden und Großmutter und Basen waren in Küche und Speisezimmer geschäftig, um ein glänzendes Gastmahl für die erwarteten Taufpathen und Gäste herzurichten, während der junge Vater, Doctor Heinrich Bergmann, die besten Weinsorten selbst aus dem Keller holte.

Im sonnigsten, ruhigsten Zimmer, dessen Fenster nach dem Hausgärtchen zu gingen, saß die liebenswürdige Wöchnerin und blickte von Zeit zu Zeit mit liebevollen Blicken auf den Säugling, welcher in der Wiege sanft schlummerte, zuweilen richtete sie auch ihre Worte an den würdigen Greis, der heute den Urenkel über den Taufstisch halten wollte.

„Sprich nicht zu viel, mein Töchterchen," ermahnte der freundliche Alte, der kein Anderer war als Meister Hartwig. „Es ist zwar lange her," fügte er lächelnd hinzu, „daß ich eine Wöchnerin gehütet habe, nämlich Deines Mannes Mutter, mein Dorchen, aber ich weiß doch immer noch, daß Frauen zu solcher Zeit sich fein ruhig verhalten müssen, wie schwer ihnen auch das Schweigen werde."

„O, Großpapa, wie mögen Sie doch so sprechen," antwortete lebhaft die junge Frau, „als ob die Männer nicht viel mehr redeten. Auf dem Katheter, und von der Kanzel und Bühne herab, im Gerichtshofe, in der Freimaurerloge, im Clubb. Abends, wenn mir schon längst die Augen zugefallen sind, sitzen mein Mann, der Schwiegervater, Oheim Ernst und Cousin Eduard noch beim Bier, da wird politisirt, kritisirt und mitunter auch recht raisonirt."

„Genug, genug, mein liebes Clärchen. Spare Deine Kraft für die Gäste, beim Taufschmaus darfst Du doch nicht

fehlen, und wenn auch die Verwandten und Freunde ihre Sprachwerkzeuge in gutem Stande haben werden, so mußt Du doch auch einige Wörtchen dazu geben."

„Das will ich auch, Großpapa, dem eigentlich von heute an feierlich der Titel: Urgroßpapa verliehen werden muß."

„Nehme diesen Titel gern an, mein Kind, es ist ein schöner Titel. Ich denke noch des Tages, wie mein Schwiegersohn Bergmann mir den ersten Enkel, Deinen lieben Mann in die Arme legte. Es werden bald neunundzwanzig Jahre sein."

„Ich wünschte nur, daß meine guten Eltern den heutigen Tag erlebt hätten, mein Glück zu sehn in dem schönen Kreise, in welchem ich durch Heinrichs Liebe heimisch bin."

„Gieb Dich jetzt nicht den Rührungen Deines guten Herzens hin, blicke in die Zukunft, welche das Eigenthum der Jugend ist. Mir altem Manne ziemt es, in die Vergangenheit zu schauen, ich gedenke heute meines ehrwürdigen Vaters."

„Ich erinnere mich seiner noch lebhaft; ich war vielleicht kaum fünf Jahre alt, da sah ich den schönen Greis, wie er, auf Sie gestützt, nach der Kirche ging."

„Ich sitze jetzt in seinem Stuhl, später wird Georg ihn haben, aber einige Jahre behaltet Ihr mich schon noch, liebe Kinder, ich bin nicht viel älter als unser Ernst August und viel rüstiger als er, denn ich kann noch vortrefflich sehen und höre auch besser. Na," setzte Vater Hartwig gut gelaunt hinzu, „die Harthörigkeit unseres Königs kommt nicht nur vom Alter her, er hat auch in seiner Jugend oft nicht

gut gehört, wenn er nicht hören wollte. Bei Alledem ist er aber doch ein Mann von Wort und will das Gute. Es steht doch, seit er hier das Regiment führt, in vielem besser, als zur Zeit, da Hannover noch so ein Anhängsel von England war. Er lebt einfach, ich sah ihn fast immer nur in seinem dunkelblauen Militärrock und bei ihm heißt's: einen Rock und einen Gott. Baut er viel, so bestreitet er die Kosten aus eigenen Mitteln, ich gönnte ihm von Herzen einen Enkelsohn, denn es ist doch angenehm für einen Greis, zu wissen, daß er in seinen Enkeln fortlebt."

„Und in Urenkeln, Vater," ließ sich eine sanfte aber kräftige Männerstimme vernehmen. „Ich habe die Familienchronik aus dem braunen Schranke genommen und mitgebracht, damit Urgroßvater Hartwig mit eigener Hand Geburtstag, Tauftag und Namen des ersten Urenkels einschreibe."

„Das soll geschehen, Du noch immer poetischer Buchbinder und Portefeuillefabrikant," rief lebhaft der Greis und streckte seinem Sohne die Hand entgegen. Georg Hartwig legte das von der Familie heilig gehaltene Buch auf den Tisch und betrachtete, über die Wiege gebeugt, den schlafenden Großneffen.

„Er bekommt das Hartwig'sche Gesicht, Vater," sagte er, „obgleich man behauptet, daß die kleinen Kinder sich alle ähnlich wären, so läugne ich das doch entschieden. Man muß nur das Auge dafür haben, Familienzüge aufzufinden. Als ich mein ältestes Töchterchen zum Erstenmal mit Ruhe und vollster Aufmerksamkeit betrachtete, sah ich, daß sie die Mutter, meine liebe Marie, wiederholen würde. Und weil

mir das bestritten ward, habe ich meine Behauptung niedergeschrieben. Auch bei meinem Georg habe ich richtig gesehen gehabt, er ist vom Kopf bis zum Fuß ein Hartwig geworden."

„Mag mein Söhnchen den Hartwigs oder Bergmanns gleichen oder in Zügen mich an meine seligen Eltern mahnen, wenn er nur dereinst ein Mann wird wie Urgroßvater Hartwig oder wie seine Großväter," sagte die junge Frau.

„Schon wieder bewegt, liebes Töchterchen?" schalt der Alte sanft, „wir müssen von andern Dingen sprechen, vom Wetter, der nächsten Messe, vom Theater."

Der Eintritt der Großmutter unterbrach das Gespräch; sie, das einst so reizende Dorchen Hartwig, war jetzt eine stattliche Matrone, welcher es Niemand ansah, daß sie in den letzten Tagen das fünfzigste Jahr zurückgelegt hatte.

Mit freundlichen Scherzworten bat sie den Vater und Bruder in das Gesellschaftszimmer zu gehen, die Gäste zu begrüßen, denn es sei jetzt an der Zeit. Bruder Ernst mit Familie sei bereits eingetroffen nebst andern Freunden, Marie habe noch im Tafelzimmer zu schaffen und die Urgroßmutter verlange die Anwesenheit Vater Hartwigs.

Ihre jüngste Tochter, lieblich und schelmisch wie vor Jahren die Mutter, trat ein beladen mit seidenen Kissen, bunten Bändern und dem feinen Spitzenkleidchen, in dem der Täufling prangen sollte, und lächelnd folgte der Greis dem rüstigen Sohne, der, nachdem er seiner Schwester eine drollige Verbeugung gemacht, das Zimmer verlassen hatte.

Einige Stunden später saßen die Familien Hartwig und Bergmann in bunter Reihe um die stattliche mit Blumen und funkelndem Geschirr geschmückte Tafel.

Zwischen Urgroßvater Hartwig und Großvater Bergmann hatte die Wöchnerin ihren Platz. Das Dessert war aufgetragen, die Crystallschalen voll von herrlichem geschmackvollen Obst, und der junge Vater füllte die Kelchgläser mit perlendem Schaumwein. Da trat, nach kurzer Entfernung, Ernst Hartwig, — der einstige Liebling des verstorbenen Ahnherrn, dessen wohlgetroffenes Bildniß von der Wand herablächelte, — jetzt ein berühmter Rechtsgelehrter, wieder ein, und rief, fröhlich erregt: „Eine Neuigkeit! Der König ist mit einem Enkel erfreut worden, vor einer Stunde hat die Kronprinzessin einen Sohn geboren."

Eine plötzliche momentane Stille folgte dieser Mittheilung, die Wöchnerin, der erst kürzlich überstandenen eigenen Gefahr gedenkend, faltete die Hände und flüsterte: „Gott sei gelobt, möge die Kronprinzessin bald wieder so wohlauf sein, als ich."

Der alte Hartwig ergriff sein Glas und brachte die Gesundheit des Erbprinzen aus, des neuen Sproßen des alten Welfenstammes.

Herzliche Hochs ertönten von allen Lippen, die Gläser klangen lustig zusammen und die Freude war eine allgemeine.

Auf den Straßen ward es von Minute zu Minute lebhafter, Tausende von Menschen wogten zum Schlosse und zum Fürstenhofe hin, um sich nach dem Befinden der hohen Wöchnerin und des Erbprinzen zu erkundigen und dem Könige sowie dem Kronprinzen Ovationen darzubringen.

Als es zu dämmern begann, erleuchteten mehrere Hausbesitzer auf der Leinstraße ihre Gebäude und auch die Bürger, welche in der Nähe des Fürstenhofes wohnten. Damit

war das Zeichen zu einer allgemeinen Erleuchtung der Residenz gegeben. Gegen acht Uhr war kein Haus in Hannover mehr dunkel mit Ausnahme des unbewohnten Schlosses.

„Ich sehe nicht ein, was wir, die wir selbst einen Stammhalter haben, auf den Straßen thun sollen, „nahm der Großvater Bergmann das Wort, „wir sitzen hier Alle bei Wein und Obst gemüthlich zusammen, und erfahren das, was in der Stadt und am Hofe vorgegangen ist, morgen aus den Zeitungen, ohne daß wir gestoßen und getreten würden. Beleuchten wollen wir unsere Häuser, es geschieht ja zugleich **unserm Erbprinzen** Georg Ernst August Bergmann zu Ehren, aber wer jetzt fortläuft, ist ein Deserteur."

Alle gaben Bergmanns Rede ihren herzlichen Beifall. Als die Großmutter Bergmann sich dennoch erhob, um das Zimmer zu verlassen, rief ihr allezeit zum Scherzen aufgelegter Mann: „Was Teufel, Dorchen, fällt Dir ein? Plagt Dich auch die edle Wißbegier? Kannst Du Deines Patriotismus nicht Meisterin werden, oder bist Du ohne mein Wissen geheime Hofdame geworden? Etwa zur Erzieherin des Erbprinzen ernannt, mußt Du nach dem Fürstenhofe, Deine Pflicht thun?"

„Nichts von Allem, Du ewiger Schwätzer," entgegnete die heitere Frau, „aber ich bin nicht so klug wie Du, kann es also nicht einsehen, wie dieses, unser Haus, das alte Hartwig'sche und Ernsts Palais illuminirt werden sollen, wenn Niemand den Dienstboten Befehle und Lichter dazu giebt."

„Gewiß, o Himmel! Schier dreißig Jahre Ehemann und immer noch voll Erstaunen über die Klugheit Deiner

Mutter, Heinrich, die sicherlich die gescheidteste Frau in Hannover ist, ohne die andern anwesenden liebenswürdigen Damen beleidigen zu wollen," lachte Großvater Bergmann.

„So viel ist wahr, daß ich gehen und Lichter aufstecken lassen muß, da Du es doch nicht thust, mein Alter!" erwiederte lachend Frau Dorothea Bergmann.

Als die vergnügte Großmutter wieder an der Tafel saß, erzählte sie von dem hellen Glanze, über den die Dienstmädchen nicht Worte genug hätten finden können, „denn," schloß sie ihre Rede, „daß Miecke und Trine auf die Straßen gelaufen sind, könnt Ihr Euch denken."

„Im Herzen des königlichen Greises wird es heute auch hell sein," sagte Urgroßvater Hartwig, „der alte Wolf besitzt nicht eben viel Geduld, die junge Frau Schwiegertochter hat ihn lange auf den ersehnten Enkel warten lassen, Ernst August soll zuweilen sehr unwirrsch gewesen sein."

„Das stimmt nicht mit des Königs Glauben, daß Alles von Gott kommt," sagte die Urgroßmutter, „übrigens sind die so sehnlichst erwarteten Fürstenkinder nicht immer die glücklichsten Menschen."

„Das ist sehr wahr, liebe Mutter," nahm Ernst Hartwig das Wort, „schon manches königliche Ehepaar hat mit Bitten um einen Kronprinzen den Himmel gestürmt, Wallfahrten vollzogen, Amnestien versprochen, um den Allmächtigen zu bestechen, und später konnte man bei dem Untergange solcher ersehnter Thronerben mit Juvenal sagen:

Nominibus vota exaudita malignis! *)

---

*) Ihnen zur Strafe erhören die Götter der Sterblichen Wünsche.

Aber noch habe ich keinen Toast auf das Wohl meines ältesten Großneffen ausgebracht und es drängt mich, ihn willkommen zu heißen auf der Schwelle des Lebens. Nicht im Königspalast hat er das Licht der Welt erblickt, sondern im schlichten Hause eines deutschen Bürgers. Nicht versilbert und mit Gebilden aus der Werkstätte des Künstlers geschmückt ist seine Wiege, jedoch sie ist dauerhaft von deutschem Eichenholz wie sein Vaterhaus, und vielleicht erwächst er, erst in der Wiege, dann im weiten Raume des Hauses selbst zum Künstler der Schlösser und — wenn es dann noch Könige giebt — die Lagerstätten von Königskindern zieren hilft.

Nicht mit Kanonenschüssen und Illuminationen wurde die Ankunft unsers lieben Georg Ernst August gefeiert, aber ihn begrüßten, o seltenes Glück! liebevolle hocherfreute Urgroßeltern und ein Kreis zärtlicher Verwandter. Nicht von deutschen Herzögen wird dereinst unser neuer Christ seine Herkunft ableiten können, keinen unglücklichen bekriegten deutschen Kaiser unter seine Ahnen zählen, aber ehrenwerthe Männer waren und sind unseres Georgs Vorfahren und jeder, der uns vorangegangen, konnte am Ende seiner Laufbahn sprechen: „Ich that in meinem bescheidenen Kreise nach Kräften. Wenn die Pflicht mich rief, war ich da, und mein Herz machte mir meine Pflicht lieb."

Mögen wir Jüngeren dasselbe dereinst mit Wahrheit und Freudigkeit von uns sagen können.

In einer Stadt mit dem Sprößling des Königshauses wächst der Sohn des Bürgerhauses auf. Wer wird der Glücklichere sein? Wir wollen darauf nicht antworten, denn

die Göttinnen des Glückes umgeben uns immer, aber sie sind still, keusch, wer sich zu laut ihrer Huld rühmt, zu fest auf ihren Schutz trotzt oder ihre Gunst für ihre Pflicht hält, den verlassen sie!

Zum fröhlichen Knaben wollen wir unsern Georg Ernst August erblühen lassen, ohne Schulzwang in freier Luft. Zum kenntnißreichen Jüngling möge er gedeihen, damit er einst als Mann tüchtig sei und ihm, wenn auch weder die funkelnde Krone noch der Lorbeerkranz, doch die Bürgerkrone aus deutschen Eichenzweigen gebühre. Das wünscht sein Großoheim und wir Alle! Georg Ernst August Bergmann lebe hoch!"

Und wieder klangen die Gläser hell, die musikalische jüngste Tochter von Dorothea Bergmann öffnete den Flügel und begann Schillers unsterbliches Lied „an die Freude." Alle stimmten ein, selbst die Wöchnerin ließ wieder ihre liebliche Stimme erschallen.

War die Köngsfamilie des Landes an diesem Tage ebenso glücklich gewesen, wie die des schlichten Bürgers?

Ja, der alte Ernst August war glücklich, eine Freudenthräne fiel in seinen weißen Schnurrbart, als ihm der Enkel in die Arme gelegt wurde.

Entzückt rief er der fürstlichen Mutter zu: „Ich danke Dir, mein Kind, jetzt ist mit Gott alle Gefahr für Dich vorüber und ich kann mich des prächtigen Jungen freuen!" aber bald kehrte der Geist des Königs in die Vergangenheit zurück und er dachte mit Schmerz: „Wenn Friederike heute an meiner Seite stünde, wie groß würde ihre Freude sein um wie viel größer die meine!"

Die frohen Ausrufe des Kronprinzen, welcher sich lebhaft über die Wohlgestalt seines Sohnes und das blühende Aussehen der Wöchnerin äußerte, schnitten den König in die Seele. Er erinnerte sich der Zeit, wo es ihm nicht vergönnt gewesen war, seinen Sohn zu sehen, und Kronprinz Georg durfte niemals der Hoffnung Raum geben, sich an dem lieben Antlitz seines Kindes zu laben; aber die Geistesstärke des Königs kämpfte die mächtigen Gefühle in seinem Innern nieder. Der Vater mußte dem Könige weichen, und dieser freute sich des königlichen Sprößlings, welcher, wie Ernst August natürlich dachte, das Bestehen der Dynastie sicherte.

Daß Kinder sterben können, daß Könige vom Throne herabsteigen müssen, kam ihm nie in den Sinn, obgleich sein eigener Ahnherr Karl Stuart nicht nur den Thron verloren, sondern ihn mit dem Schaffotte vertauscht hatte.

Um der Wöchnerin die nöthige Ruhe zu verschaffen, begab der König sich in sein Palais in der Leinstraße, wo er überall freudigen Gesichtern begegnete.

„Sind alle Anzeigen an meine auswärtigen Kinder besorgt?“ fragte der König den Hofmarschall, und als dieser bejahend antwortete, fuhr der Vater gut gelaunt fort: „Ein tüchtiger Junge, mein Enkel, der Erbprinz, kaum eine Stunde auf der Welt und macht schon nach allen Richtungen hin die Telegraphendrähte tanzen. Nach Berlin an meinen Neffen, den König, will ich selbst schreiben, und daß es nicht vergessen wird, mein erlauchter Vetter von Braunschweig muß von dem frohen Ereigniß in Kenntniß gesetzt werden.“

Als der König in den späten Nachmittagstunden, wie es am Hofe zu Hannover Sitte war, bei Tafel saß, versammelte sich eine große Anzahl von Bürgern der Stadt unter den Fenstern des Palais, und als der Pastor Bödeker die herzlichen Worte sprach: „Dem hochbeglückten Großvater, Seiner Majestät dem Könige, bringt die Bürgerschaft der Königlichen Residenzstadt Hannover wegen der Geburt eines heißersehnten Enkels den herzlichsten Glückwunsch," da brach der lauteste Jubel aus und als eine kräftige Männerstimme das Lied: „Nun danket alle Gott," begann, stimmte Jeder mit freudiger Bewegung ein.

Der König trat an das offene Fenster, grüßte nach allen Seiten hin und rief Worte des Dankes herab auf die Versammlung, da nahm Pastor Bödeker noch einmal das Wort und sprach mit weithin schallender Stimme: „Dem jüngsten Sproß des alten edlen Welfenstammes, dem herzlich willkommenen Großsohne des Königs, ihrem geliebten Erbprinzen, bringt die Bürgerschaft ein freudiges Willkommen und ein donnerndes Hoch," da wollten die Zurufe kein Ende nehmen und einstimmig ertönte die Hymne: „Heil unserm König, Heil."

Der König rief hocherfreut: „Das nenne ich eine Volksversammlung wie sie sein soll! Jetzt sehe ich, daß die Hannoveraner ein fröhliches Volk sein können, nicht weil sie den Ernst nicht, sondern weil sie ihn lieben!"

Hierauf befahl der alte Herr, daß man den Pastor und so viele Bürger als im Palais Platz fänden, einlassen möchte, damit er ihnen danken könne. Natürlich wurde diesem Ge-

bot Folge geleistet und der König sprach mit Jedem und dankte gerührt für die ihm bewiesene Theilnahme.

„Ich denke, Ihr kennt mich jetzt, Kinder;" sagte er in seiner ungekünstelten Weise: „Ihr wißt es, daß ich es ehrlich mit Euch meine, ich habe Euch herzlich lieb und will Euch Alle glücklich machen; ich will den Knaben so erziehen lassen, daß er Euch auch lieb haben und glücklich machen soll!"

Der Pastor Bödeker erwiederte: „Von der gnädigen Absicht, die Hannoveraner glücklich zu machen, haben uns Ihro königliche Majestät von Jahr zu Jahr mehr Beweise gegeben, aber auch der König der Könige, der Herr aller Herren hat uns in dem heutigen, frohen Ereignisse einen Beweis seiner besonderen Gnade und Fürsorge gegeben. Seiner Obhut empfehle ich mit meinen Mitbürgern das ehrwürdige Haupt Eurer Majestät, den theuren Säugling und dessen durchlauchtige Mutter."

Und wieder brach der Jubel unter den Fenstern des Königs aus und aus allen Straßen eilten Bürger herbei, dem Könige ihre herzliche Theilnahme zu beweisen.

Der alte Herr sagte Jedem, der ihm in den Weg kam, ein freundliches Wort, und machte mitunter einen seiner Witze. Spät Nachts aber, als sich die Volksmenge verlaufen hatte und die zum Hofstaat gehörigen Personen längst zur Ruhe begeben hatten, ging der königliche Greis allein, mit leisem Tritt nach den Zimmern der Königin Friederike. Hier verweilte er lange, eins jener Gespräche mit ihr führend, von denen vertraute Diener zuweilen unsichtbare Zeugen waren, denn die treuen Anhänger des Königs sorgten

dafür, daß derselbe, falls er Hülfe bedürfen sollte, nie allein war, auch wo er sich allein glaubte.

Capitel XXVI.

Die Matrone.

In einiger Entfernung von der Stadt, zwischen Gärten, im Sommer durch Gebüsch versteckt, im Winter wegen Eis und Schnee gemieden, stand bis zu Ende der vierziger Jahre ein kleines unscheinbares Haus, um dessen Insassen sich Niemand mehr kümmerte, obgleich sie vor ungefähr zwanzig Jahren den Bewohnern Hannovers viel Stoff zu Gesprächen geliefert hatten.

Zur Zeit als der Herzog von Cambridge in Hannover residirte, wurde ihm eines Tages eine Dame gemeldet, welche, ohne ihren Namen nennen zu wollen, den Herzog um eine kurze Audienz bitten ließ.

Herzog Adolf von Cambridge, eine offene ehrliche Natur, Feind aller Geheimnißkrämerei und kein Liebhaber von Scenen, wollte anfangs eine Dame, die sich nicht genannt hatte, nicht vorlassen, aber bald siegte die ihm angeborene Gutmüthigkeit und er gab dem Kammerdiener den Befehl, der Ungenannten zu sagen, der Herzog sei bereit, sie zu hören.

Der edle Anstand, mit welchem dieselbe eintrat, fiel dem Herzog auf und der Kammerdiener bemerkte, indem er die

Thüre hinter der Eingetretenen schloß, daß sein Gebieter ihr einige Schritte entgegenkam und sich tiefer verbeugte, als es der Herzog in der Regel zu thun pflegte.

Gern hätten die im Vorzimmer befindlichen Herren von der Unterredung, die jetzt im Audienzzimmer des Herzogs stattfand, Etwas gehört, aber die Dame sprach mit gedämpfter Stimme, der Herzog ebenfalls leise; Alles was die gespitzten Ohren und die weitgeöffneten Augen im Vorzimmer zu entdecken vermochten, bestand darin, daß sie bemerkten, daß der Herzog, als er der Dame die Thüre öffnete, sich tief verbeugte und in französischer Sprache sagte: „Mein Wort zum Pfande, Madame."

Die Dame schritt leicht, als habe das Alter keine Macht über sie, durch die Gemächer, höflich, aber in der Weise einer Dame vom höchsten Range, die ehrerbietigen Grüße der Herren in der Anti-Chambre erwiedernd. Ein dichter Schleier bedeckte ihr Antlitz und ließ keinen ihrer Züge erkennen.

Diese Dame bezog noch denselben Tag, an welchem sie Audienz bei dem Herzoge gehabt hatte, das unscheinbare Haus mit einer fast eben so alten Frau, welche die Kammerfrau der Dame zu sein schien und es auch war. Ein graukööpfiger aber noch rüstiger Mann, welcher das Benehmen und Aeußere eines fürstlichen Haushofmeisters hatte, eine ungefähr vierzig Jahre alte Köchin und ein junger Bursche wurden ebenfalls von denen bemerkt, welche sich bemühten, Näheres über die Dame zu ergründen. Allein obgleich sich die Neugierigsten keine Mühe verdrießen ließen, der geheimnißvollen Dame auf die Spur zu kommen, erfuhren sie doch

Alle nichts anderes, als daß sie sich fast niemals außer dem Hause blicken ließ. Sie ging an schönen Tagen höchstens eine Stunde unter den Bäumen vor ihrem Asyl auf und ab. Der junge Diener besorgte alle Einkäufe, bezahlte baar ohne zu handeln, ließ sich aber ebenfalls nicht ausfragen. Er sprach nur mangelhaft deutsch, seine Muttersprache war offenbar die französische. Da dieser junge Mann, Alphonse Girardet genannt, stets außerordentlich fein und nach der neuesten Mode gekleidet war, auch für seine Gebieterin in jedem Laden, denn er besuchte, das Feinste und Beste kaufte, so wurde die Dame für sehr reich und vornehm gehalten und Dieser und Jener kam auf den Gedanken: daß sie einer fürstlichen Familie angehöre, vielleicht den Bourbons, und während der französischen Revolution in den neunziger Jahren entkommen sei, um nun, nach vielen Abenteuern und Herumwandern, in Hannover ihr Leben zu beschließen.

Da aber diese einsam lebende Matrone sich nie zeigte, keinem Menschen etwas zu Liebe oder zu Leide that, so hörte man endlich auf, von ihr zu sprechen. Es gab so viele wichtige Ereignisse zu bereden, daß die alte Dame nicht mehr in Kaffeegesellschaften und Bierhäusern zum Unterhaltungsstoffe zu dienen brauchte.

Als sie im ersten Regierungsjahre des Königs Ernst August gefährlich erkrankte, ließ die Kammerfrau einen der berühmtesten Aerzte der Stadt zu ihrer Gebieterin rufen; es gelang dem Heilkünster, die Kranke vollkommen herzustellen, und von diesem Tage an besuchte der Arzt jede Woche einmal die Dame, auf ihren besonderen Wunsch.

Durch ihn erfuhr sie Manches, was in der Stadt vorging und endlich führte er ihr auch auf ihre Bitte seine

Familie zu, die liebenswürdige Emilie, des Arztes einzige Tochter, wurde der Liebling der alten Dame, und es ging selten ein Tag vorüber, an welchem sich nicht das junge Mädchen bei der Gräfin, so wurde die Greisin titulirt, zeigte.

Emilie war nicht nur eine reizende Erscheinung, sie besaß auch glänzende Anlagen und ihre Eltern hatten diese durch vorzügliche Lehrer ausbilden lassen, aber am liebsten lauschte sie doch den Gesprächen der Gräfin, welcher alle lebenden Hauptsprachen geläufig waren und die früher in den Hauptstädten Europas die hervorragendsten Persönlichkeiten gesehen, ja viele von ihnen näher gekannt hatte.

Die alte Dame hatte ihr Haus mit all dem feinen Geschmacke und der Pracht einrichten lassen, die ihr ihr Reichthum möglich machte. Emilie war wie alle poetischen Naturen fähig, schöne Umgebungen zu würdigen, sie fühlte sich deßhalb in den glänzenden Gemächern ihrer Gönnerin sehr wohl und heimisch. Die geistvolle Dame war gewohnt, in den Herzen der Menschen zu lesen, deßhalb konnte es ihr denn nicht entgehen, daß Emilie eine tiefe, innige Neigung für den schönen blinden Kronprinzen hegte, aber die erfahrene Frau hielt es für unklug, gegen des Mädchens Schwärmerei zu eifern.

„Das liebe Wesen ist zu gut für einen Mann," sagte die Gräfin zu sich selbst, „und das menschliche Leben so reich an Täuschungen und Qualen, daß Emilie ihrem Naturell nach durch diese stille, poetische Neigung zu dem ihr fernstehenden Manne vielleicht sicherer und glücklicher durch

das Leben geht, als wenn ein andrer Mann sie liebte, von ihr wieder geliebt würde, um vielleicht später ihre Zuneigung zu verlieren oder sie zu täuschen."

So hörte denn die Gräfin die unschuldigen Herzensergießungen Emiliens theilnehmend an, denn bei ihr traf das Sprüchwort zu: weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über. Zuweilen begnügte sie sich auch nicht, in schlichter Prosa die Liebenswürdigkeit und den hohen Sinn des verehrten Mannes zu preisen, sondern schrieb ihre Empfindungen in eben so schönen als eigenthümlichen Versen nieder, welche vielleicht dem Prinzen gefallen haben würden, wären sie ihm zu Gehör gekommen.

Am einundzwanzigsten September des Jahres saß die Gräfin auf ihrem Lieblingsplätzchen in der Fensternische, welche durch frische im schönsten Flor stehende Epheuranken einer Laube glich.

Die Greisin hing ihren Erinnerungen nach, endlich sagte sie mit wehmüthigem Lächeln: „vorbei, für immer vorbei!"

Leise wurde die Thür des Nebenzimmers geöffnet, eine wohllautende Stimme fragte: „Darf ich?" Emiliens milde braune Augen schauten in das Gemach.

„Komm nur näher, mein Kind," rief die Dame, „ei, du siehst ja ganz glückselig aus, als brächtest Du besonders gute Zeitung?"

„Die bringe ich auch, ganz Hannover jubelt, der König hat einen Enkel bekommen, der Thronfolger ist nun da!" erwiederte Emilie.

„Diese Freude gönne ich dem alten Ernst August und auch dem Kronprinzen," erwiederte die Gräfin.

„Es ist kaum durchzukommen auf den Straßen, ich höre, man beabsichtigt eine Illumination. Seit länger als hundert Jahren ist kein Thronerbe dieses Reiches in unserer Stadt Hannover geboren worden, natürlich ist deßhalb die Freude über den neugebornen Prinzen um so größer," sagte Emilie, „man spricht von einem großen Tauffeste und es wird viel zu sehen geben. Die Stadt schenkt dem Könige ein kostbares stark vergoldetes silbernes Taufbecken für den Enkel."

Die Gräfin seufzte: „Hör' auf, liebes Kind; wer dem Welfengeschlecht wahrhaft ergeben ist, kann zu viel Pracht und Ehrenbezeugungen für die königliche Familie nicht wünschen. Ich bin hochbetagt, aber da ich mein gutes Gedächtniß noch besitze, kann ich mich lebhaft vergangener Zeiten erinnern. Ich lebte gerade in Paris, als die Königin Maria Antoinette Mutter des Dauphin wurde, über dessen Schicksal man sich bis auf den heutigen Tag noch streitet. Mit Freudenfesten aller Art wurde die Geburt dieses, später so unglücklichen Knaben gefeiert und die Schmeichelei erniedrigte sich wie noch nie, die Damen trugen Bänder und Stoffe von gelbgrüner Farbe, welche Couleur du Dauphin genannt wurde."

„Ach, gnädigste Frau, ist das Ernst oder Scherz?" fragte erröthend Emilie.

„Wahrheit, Kind. Ich habe diese Abgeschmacktheit nicht mitgemacht, aber illuminirt wurde auch unser Palais, es sind jetzt sechzig Jahre. Ich lebe noch, aber das arme

Kind, dem damals ganz Frankreich huldigte, was ist aus ihm geworden?"

„Frau Gräfin, über den Kronprinzen von Frankreich herrscht nun einmal ein Unstern, aber unser Prinz, der, wie es heißt, die Namen Ernst August erhalten soll, ist kein Kind Frankreichs," rief heiter Emilie.

„Nein, Töchterchen, aber nicht nur französ. Prinzen leiden unter dem unheilvollen Stern, der bei ihrer Geburt leuchtete. Oft hat mein Gemahl mir von dem Freudenrausche erzählt, in dem sich vor siebenundsechzig Jahren ganz Schweden befunden hat, als nach beinahe zwölfjähriger kinderloser Ehe Sophie Magdalena von Schweden Mutter eines Sohnes ward. Wie ein Heiland soll dieser Prinz damals begrüßt worden sein, auf ihm beruhte das Fortbestehen der Dynastie Wasa, denn wegen ihrer mütterlichen Abstammung nannten sie sich, wie Du weißt, Wasa. Ich habe später dieses bejubelte Kind als unglücklichen, vertriebenen König kennen gelernt und mein Mann hat ihm Gastfreundschaft erwiesen."

„Sie sprechen von Gustav Adolph IV.?"

„Natürlich. Als seine schöne Gemahlin Friederike Dorothea von Baden ihm einen Sohn gebar, lebte ich in Stockholm. Damals saß Gustav Adolph IV. fest auf seinem Throne und der Kronprinz wurde mit nicht geringerem Pompe zur Taufe getragen, als einundzwanzig Jahre früher sein Vater. Gustav Adolph IV. treuloser Oheim, Karl XIII., ähnlich dem König in Hamlet, stürzte den Neffen vom Throne, wenn auch dessen Starrsinn dem König Karl in die Hände arbeitete. Nicht einmal zu Gunsten des Sohnes durfte der König Gustav resigniren, auf immer wurde der

letzte männliche Sprosse der Wasa aus dem Vaterlande vertrieben. Das Volk hieß den Franzosen später willkommen, jenen schlauen Bernadotte, welcher nicht einmal die Sprache des Landes verstand, zu dessen Kronprinz er erwählt wurde. Die Schweden hatten Alles vergessen, was ihre Vorfahren und demnach auch sie, den Königen aus dem Geschlechte Wasa verdankten. Traurig sieht es um die Dankbarkeit des Volkes aus, während es oft loyal ist, wo wenig Grund zur Anhänglichkeit vorhanden!"

„Wie lebhaft sie sich doch an Alles erinnern, gnädige Gräfin," sagte Emilie. „Wie schön wäre es, wenn Sie Ihre Erinnerungen niedergeschrieben hätten, oder haben Sie das gethan?"

„Zum Theil, Emilie, zum Beispiel viel über das Leben am Hofe Napoleon I., wo er als Vater des Königs von Rom sich am Ziele seiner Wünsche sah. Armer König! Man sagt, er habe etwas von dem Ehrgeiz seines Vaters besessen, dann muß er viel gelitten haben!"

Das Gespräch der beiden Frauen wurde durch Emiliens Bruder unterbrochen, welcher dem anmeldenden Diener bald folgte. Auch Eugen Delmar erzählte von dem frohbewegten Leben, das in der Stadt herrsche, und schien selbst erfreut.

Die Matrone drohte ihm lächelnd mit dem Finger. „Ei, mein lieber Eugen, ist das consequent? Erst haben Sie Jahre lang dem Könige in der Kammer Opposition gemacht, selbst nachdem Sie mit der Verfassung zufrieden waren, welche Ernst August selbst entworfen hat, behaupteten Sie doch oft, es sei an der Zeit, daß die deutschen Staaten unter eine Krone kämen, und jetzt zünden Sie wohl gar dem

jüngsten Sprossen des Welfengeschlechtes zu Ehren eine große Fackel an."

„Den Vorwurf, inconsequent zu sein, verdiene ich nicht ganz, gnädige Gräfin," erwiederte Eugen Delmar. „Mit dem Könige bin ich längst ausgesöhnt und gönne ihm seine reine menschliche Freude am gesunden, sehenden Enkel, ein vereintes Deutschland kann der Patriot nur erwarten, wenn Krieg mit dem Auslande alle Volksstämme zu den Fahnen ruft, dann wird derjenige König Regent von Deutschland, dessen Armee das Meiste gethan hat, oder wenn von Oben oder Unten Revolution gemacht wird. Dann lebt wahrscheinlich Ernst August nicht mehr und es wird weder auf Könige noch auf Kronprinzen viel Rücksicht genommen werden. Also möge der alte König jetzt seine Freude haben."

„Sie mögen wohl richtig urtheilen, mein lieber Eugen, es bleibt nicht, wie es jetzt ist, das ist sicher! Napoleon I. dachte durch die neuen Könige Deutschland noch mehr zu zerstückeln, während er durch die vielen Mediatisirungen, welche durch die Kriege mit ihm veranlaßt wurden, der deutschen Einheit Vorschub leistete. Oder ist es nicht so? Sie lächeln, lieber Eugen, weil ich alte Frau, statt Geistliche zu mir einzuladen und Gebetbücher in die Hand zu nehmen, mich für Alles interessire, was auf Erden vorgeht. Ich bin hier schon lange heimisch und kümmere mich um das, was mir nahe steht. Ist mir in einer anderen Welt ein neues Leben beschieden, so werde ich mich wohl mit Gottes Hülfe in die neuen Verhältnisse schicken."

Capitel XXVII.

Glänzende Zeiten, mahnende Erscheinungen.

Die Anwesenheit des Herzogs von Cambridge, welcher im Herbst gekommen war, seinem königlichen Bruder zur Geburt des Enkels Glück zu wünschen, hatte Gelegenheit zu glänzenden Hoffesten gegeben.

Der Herzog bewunderte die vielen Bauten, welche theils vollendet, theils noch im Entstehen waren, und freute sich an neuen Anpflanzungen.

„Ich habe in den wenigen Jahren, die ich als König hier lebe, so viel als meine Mittel erlaubten, gethan, ein Dresden oder Wien läßt sich freilich aus Hannover nicht machen und stünden mir die Schätze der englischen Bank zu Gebote, aber Rom ward auch nicht an einem Tage erbaut, schöne Gebäude entschädigen für den Mangel an malerischen Umgebungen, unter meinem Enkel soll Hannover ein zweites Berlin werden."

Der Herzog neigte zustimmend sein greises Haupt. An Allem, was ihm zu Ehren geschah, hatte er herzliche Freude und obgleich der König noch immer so lebhaft wie in jungen Jahren seine Meinung verfocht, gab es diesmal zwischen den Brüdern keinen Streit.

Als Adolph von Cambridge von seinem Neffen Abschied nahm, sagte er herzlich: „Vielleicht spreche ich heute zum letzten Male zu Dir, mein lieber Georg. Nimm von Deinem Oheim, der ein alter Mann ist und dich liebt, den

Rath: „Cultivire die Freundschaft mit England, damit man Dich dort immer zu den Seinigen zählt."

„Ich bin im freundschaftlichen Einvernehmen mit Cousine Victoria," erwiederte der Kronprinz.

„Ganz gut, allein ich meine, bleibe stets befreundet mit den englischen Ministern, erhalte Dein Andenken lebendig beim Parlamente und dem englischen Volke," sagte mit Nachdruck der Herzog.

Der Kronprinz entgegnete: „Verzeihung, theurer Oheim, aber das englische Volk hat meinen Vater stets ungerecht beurtheilt und das Parlament niemals das Geringste für meine Mutter und mich bewilligt, als unser beider Titel noch Cumberland war. Ich will von England Nichts!"

Der Herzog seufzte und sagte zu sich selbst: „Armer Georg, sehen kannst Du nicht, hören willst Du nicht!"

Die Taufe des Erbprinzen wurde erst im Februar 1846, gegen die Gewohnheit des Königs, der Prunk liebte, still und einfach vollzogen, vielleicht wollte damals der Greis nicht durch zu viel Entfaltung königlichen Glanzes die launische Glücksgöttin herausfordern.

Das junge Ehepaar lebte nur für sich, der Großvater freute sich an dem Gedeihen des Enkels, welcher ihm täglich gebracht werden mußte, und da es dem alten Herrn nie an fürstlichen Besuchen fehlte, er auch im Stande war, mäßig zu arbeiten, fühlte der Greis sich glücklich und sah an keinem Tage die Sonne untergehen, ohne Gott für den geschenkten Tag zu danken.

Im Februar 1847 war, wie er alljährlich that, der Stiefsohn des Königs, Prinz Friedrich von Preußen, zum

Besuch eingetroffen. Der alte Herr liebte den ältesten Sohn seiner Friederike, von ihm hörte er Manches an, was ihm kein Anderer so leicht sagen durfte.

Im heitern Gespräch saßen der König, der Kronprinz und Prinz Friedrich beim Frühstück im kleinen Salon im Palais, das der König bewohnte. Die Kronprinzessin, welche ebenfalls zugegen war, plauderte harmlos von dem bevorstehenden glänzenden Maskenballe, welcher denselben Abend im Hoftheater stattfinden sollte.

„Da wirst Du sehn, Friedrich," sagte der König gut gelaunt, „in welch geschmackvoller Toilette meine Tochter erscheinen wird. Meine Hannoveraner werden diese Nacht zeigen, daß sie sich von den Berlinern nicht übertreffen lassen."

Der Prinz sagte: „Das bin ich überzeugt, der hannöversche Adel ist reich und stolz, der höhere Bürgerstand weiß zu leben und wir, die wir Dynastiengeschlechtern angehören, Könige oder Enkel von Königen sind, denken nicht daran, daß wir auf einem Vulkan stehn!"

Der König, etwas harthörig, hatte seinem Stiefsohne nicht jedes Wort verstanden, der Kronprinz rief erregt: „Was willst Du damit sagen?"

„Daß es überall gährt, man ist in Paris unzufrieden und hat zum Theil Grund, man begehrt in Deutschland, was schon mein Oheim, König Friedrich Wilhelm III. und andere Regenten dem Volke versprochen haben; wer, so wie ich unerkannt den Rhein auf und abfährt, der hört gar Vieles, was ein Fürst, der immer nur seinem Stande ge-

mäß reist, **nicht** erfährt. Ich habe es auch, als ich das letzte Mal in Berlin war, dem Könige gesagt."

„Nun, welche Antwort gab Dir der geistreiche Friedrich Wilhelm, Er, der gewiß die Zustände kennt, fragte der Kronprinz.

„Eine Erwiederung, die mich nicht überraschte, da mein witziger Vetter nie um dergleichen verlegen ist, „Du wohnst zu lange in Düsseldorf und gehörst, wie es scheint, zur Düsseldorfer Schule."

„Sehr gut," lachte der Kronprinz, „es ist wahr, die Künstler jener Stadt haben eine besondere Vorliebe für, ich möchte nicht sagen **tragische**, sondern traurige Gegenstände. Es ist ihnen dieses schon oft von Kritikern zum Vorwurf gemacht worden."

„Mag sein, Georg, ich bin Soldat und nehme an der Kunst weniger Interesse als Du, der Du als Componist selbst zu den Künstlern gezählt wirst. Ich wünschte jedoch, daß der König von Preußen das, was ich ihm gesagt habe, nicht mit einem Scherz beantwortet, sonst ernst genommen hätte."

Dem Kronprinzen war dieses Gespräch offenbar unerfreulich, er fing wieder an von dem Maskenfeste zu sprechen, bei welchem er auch am Arme seiner Gemahlin in der fröhlichsten Stimmung erschien. Die Damen prangten in den reichsten Costümen, die Musiker spielten einige vom Kronprinzen componirte Märsche, von allen Seiten näherten sich Masken, dem fürstlichen Paare ihm Schmeichelhaftes und Erwünschtes zu sagen. Der Kronprinz erhielt unter andern Gaben ein Bouquet, welches den bezaubernbsten Duft aus-

hauchte und ihn wahrhaft erfreute. Das Blumenmädchen, welches es darreichte, war Emilie Delmar. Auch der König empfing viele Blumenspenden, eine große Zahl von Lorbeerkränzen und manche herzliche Huldigung, woraus er zu erkennen vermochte, daß er seinen Hannoveranern jetzt lieb geworden war.

Als die Gärten zu Herrenhausen sich mit frischem Grün zu schmücken begannen, pochte der Tod an die Pforte des königlichen Palastes; man fürchtete für den König, aber diesmal fügte er sich den Geboten seiner Aerzte und sagte lächelnd: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen, der Tod darf nicht bis an mein Bett, er muß wieder umkehren."

Als der Monarch genesen war, erschien eine von Wien abgesandte Deputation des k. k. österreichischen Husarenregimentes Nr. II, welches dem Könige verliehen war. Sie wurde mit besonderer Auszeichnung empfangen, zum Kronprinzen sagte der Vater vertraulich: „Ich sehe, Oesterreich weiß Hannovers Freundschaft zu schätzen. Ich bin überzeugt, mein kaiserlicher Bruder in Wien meint es, so weit es die Politik angeht, besser mit mir, als mein königlicher Neffe zu Berlin. Zum Glück hat sich Hannover weder vor Oesterreich noch vor Preußen zu fürchten!"

Dieser Ausspruch des Königs, von Georg unvergessen, wurde später diesem sehr verderblich.

Eines Tages, als bereits der Schnee die Fluren wieder mit blendendem Weiß bedeckte, saßen, wie es oft der Fall war, der Kronprinz und seine Gemahlin am Kamin. Sie sprachen von dem Drama, das sie gestern gesehen hatten, es war „Wallensteins Tod" gewesen.

„Als ganz junges Mädchen hat mich vor Allem der Seni interessirt,“ sagte die Prinzessin. „Ich bedauerte damals, daß Erscheinungen dieser Art nicht mehr existiren. Jetzt hat man nur noch Kartenleger und alte Frauen, welche aus Kaffeesatz prophezeihen, wer ist noch da, welcher das Schicksal des Menschen aus den Sternen zu lesen vermag?“

„Ich glaube an dergleichen Dinge nicht, liebste Marie,“ entgegnete der Kronprinz, „wenn ich aber auch daran glaubte und einen Seni in meinen Diensten hätte, weil es die Sitte der Zeit heischte, ich würde ihn nicht nach meiner Zukunft fragen. Ich will nicht wissen, was mir bevorsteht!“

„Ich glaube, Du hast weise gewählt, theurer Georg, was mich betrifft, so glaube ich, lächle immerhin satyrisch, an gewisse Träume; an solche nämlich, welche ganz klar und zusammenhängend sind und mir tiefen Eindruck machen.“

„Träume sind Schäume, liebstes Herz, Schiller läßt auch den Wallenstein blind auf Träume vertrauen, er traut dem Octavio in Folge eines Traumes — besser wäre es für ihn gewesen, er hätte dies nicht gethan.“

Die Prinzessin wollte Etwas sagen, aber plötzlich brach sie nach den ersten Worten ab, der Kronprinz sprach lachend: „Immerhin erzähle, welches Nachtgesicht Du hattest, die erste Person, welche heute kommen wird, kommt wahrscheinlich nicht als Warner. Es wird Malortie sein, der sich um unsern Küchenzettel kümmern wird, oder mein Vater selbst, den Jungen zu sehn, da Ernst bei solcher Kälte nicht das Haus verlassen kann.“

In diesem Augenblick trat der dienstthabende Kammerherr ein und fragte an, zu welcher Stunde es dem Kronprinzen genehm sei, den Prinzen von Wasa zu empfangen.

„Der Prinz von Wasa ist hier? Davon wußte ich kein Wort!“ bemerkte der Kronprinz.

„Erst gestern Abend eingetroffen, königliche Hoheit,“ lautete die Antwort, „so viel ich weiß, wird der Prinz von Wasa bei Seiner Majestät speisen und wahrscheinlich wird ihm viel Aufmerksamkeit erwiesen werden.“

„Natürlich, der Prinz ist ja der Sohn eines Königs, der Enkel vieler ruhmgekrönter Monarchen. Ich bin bereit, ihn zu empfangen, sobald er bei dem Könige gewesen ist.“

Zwei Stunden später saßen die Königssöhne einander gegenüber, der achtundzwanzigjährige Kronprinz, und der zwanzig Jahre ältere, seines Erbes beraubte, aus seinem Vaterlande verbannte Gustav von Wasa.

Kronprinz Georg entwickelte dem hohen Gaste gegenüber all die Liebenswürdigkeit, welche ihm, sobald er es wollte, im reichsten Maaße zu Gebote stand. Zufällig kam das Gespräch auf das Theater, auf Musik im Allgemeinen und auf Jenny Lind.

Der Prinz sagte: „Ich freue mich des Erfolges meiner Landsmännin.“

„Wie,“ rief der Kronprinz rasch, „Sie lieben Schweden?“ und seine Uebereilung bereuend, fügte er erröthend hinzu: „Verzeihen Ihro königliche Hoheit, ich beabsichtige nicht, Sie zu verletzen.“

Der Prinz von Wasa erwiederte einfach und mit Würde: „Sie haben mich nicht verletzt, mein theurer Kronprinz.

Weßhalb sollte ich nicht von meinem Vaterlande hören wollen, weßhalb auch mich in Selbsttäuschungen gefallen? Ich weiß es, daß ich ein Verbannter bin und bleibe. Dennoch vermeide ich es nicht, von Schweden zu sprechen, von der geliebten Heimath, deren ich mich noch ganz deutlich erinnere, obwohl ich erst zehn Jahre alt war, als ich das malerische Stockholm verließ. Oft träume ich von meinem Vaterlande, höre dann das Rauschen des Mälarsees oder sehe mich in Drottingholm an der Hand meiner Mutter durch den Garten gehn."

„Unbegreiflich, daß Ihro königliche Hoheit noch immer ein Land lieben, dessen Bewohner an Ihrem königlichen Vater, an Ihnen selbst das größte Verbrechen begingen, sie waren undankbar für Alles, was die Wasa für Schweden gethan hatten.

Der Prinz von Wasa seufzte, „ich kann Ihrer königlichen Hoheit nicht beistimmen, in meiner jetzigen Lage habe ich das menschliche Leben im Allgemeinen und die Pflichten und Rechte, welche Könige und Völker gegen einander haben, mit andern Augen betrachten gelernt, als ich es vielleicht vermocht hätte, wäre ich als Kronprinz von Schweden erzogen worden, säße ich jetzt auf dem Throne. Großes haben die Wasa für Schweden gethan, aber auch mehr als Einer hat Unheil über das theure Land, über das brave fleißige Volk gebracht. Welche Thorheiten beging Christine, welche Opfer legte die Leidenschaft Karl XII. für den Krieg, dem Volke auf. Schwere, nutzlose Opfer!"

„Aber Ihrer königlichen Hoheit Großvater, König

Gustav III., schützte Wissenschaften und Künste, Ihr eigner Vater —"

„War ein redlicher Mann, welcher das Beste des Volkes wollte, aber den Mißgriff beging, gegen den Strom schwimmen zu wollen. Er hörte nicht auf den Rath treuer Menschen, er hing zu fest an der Tradition."

„Wie verstehen Sie das, mein Prinz? Sollte Ihr erlauchter Vater nicht stolz auf seine Ahnen sein?" fragte lächelnd der Kronprinz.

„Seine Ahnen in Ehren halten oder von ihnen Wunder erwarten, ist zweierlei, königliche Hoheit. Mein Vater hatte den Sturz der Bourbons gesehen und hielt es dennoch für unmöglich, daß das alte Geschlecht der Wasa die Königskrone verlieren könne. König Gustav Adolf IV. glaubte Napoleon trotzen zu dürfen, weil dieser nach meines Vaters Ansicht ein Parvenü. Er, der Mann, dem schon in der frühsten Kindheit Mißtrauen in die nächsten Verwandten eingeflößt worden war, verließ sich auf seines Schwagers brüderliche Gefühle, als ob in der Politik Verwandtschaften in Betracht gezogen würden! Es war ein harter Kummer für Schweden, daß mein Vater nicht Finnland vor den Russen zu schützen im Stande war, weil er bis zur zwölften Stunde nicht für zweckmäßige Vertheidigung dieser Provinz sorgte. O mein Prinz, wenn ich zu klagen habe, daß ich verbannt bin, bei Gott! nicht das schwedische Volk habe ich anzuklagen, nur meinen Großoheim, Karl XIII., da ich mit dem mir heiligen Andenken meines unglücklichen Vaters nicht rechten kann."

„Und haben Sie es wirklich für immer aufgegeben, Ihr

angestammtes Recht, Ihres Vaters Krone für sich zu erlangen?"

„Für immer! Bernadotte hat den Schweden das Königreich Norwegen zugebracht, er hat klug regiert. König Oskar I. ist ein milder verständiger Herrscher, der noch mehr als sein Vater für die Wohlfahrt der Länder gethan hat. Meine Versuche, die neue Dynastie zu stürzen, würden alle scheitern und mich lächerlich machen. Gesetzt aber den Fall, die Schweden gedächten noch mit Liebe meines Vaters, es würde mir Hülfe von anderen Regierungen zu Theil, so würde ich doch niemals die Fackel des Bürgerkrieges in mein Vaterland schleudern. Nimmer, o nimmer, das wäre in meinen Augen Muttermord!" rief der Prinz von Wasa mit Nachdruck.

Als der Kronprinz später gegen Ernst August und die Kronprinzessin dieser Unterredung gedachte, sagte der König, „der Prinz von Wasa spricht wie ein verständiger Mann und trägt sein Schicksal mit Würde."

Die Prinzessin äußerte: „Ich beklage den Sohn, der für die Hartnäckigkeit seines Vaters büßen muß, nachgeben zur rechten Zeit ist keine Schande, auch nicht für einen König."

„Aber schwer! Ich kann mit so schwachen Männern nicht sympathisiren und habe die größte Achtung für Gustav Adolf IV. Besser als der letzte Wasa sterben, denn als erster Bernadotte leben!" sagte der Kronprinz.

Capitel XXVIII.

1848.

Die alte Gräfin, wie sie in der Nachbarschaft genannt wurde, saß am Fenster und freute sich der milden Luft und des ersten frischen Grüns, das sich an den Hecken von Corneliuskirschen zeigte, mit welchen ihr kleiner Garten eingefaßt war. Veilchen und Hyacinthen würzten mit ihren süßen Düften das Zimmer, in das jetzt lebhaft Emilie trat, sie, die zu allen Zeiten unangemeldet kommen durfte.

„Nun, was ist wieder geschehen, Kind?“ fragte die Dame, ihre Zeitung aus der Hand legend.“ Ist in Hannover auch Revolution ausgebrochen, wie heut zu Tage aller Orten?“

„Ich weiß, gnädige Frau Gräfin, daß Sie warme Theilnahme für die königliche Familie und für das Land Hannover besitzen, deßhalb bin ich hierher geflogen, um Eugen anzumelden, welcher mir auf dem Fuße folgt. Daß es auf den König einen Adressensturm geregnet hat, der aus allen Städten und Dörfern des Landes gekommen ist, wissen Sie bereits.“

„Ja, und daß Ernst August Nichts versprechen wollte, bis er alle Adressen gelesen habe, das hat mir Dein Vater gestern erzählt,“ sagte die Gräfin, „der König ist ein alter Eisenkopf, er wird wohl schwerlich viel bewilligen, er hat ja schon freiwillig das was er für gut hielt gethan!“

„Das fürchte ich auch," sagte Emilie und Thränen funkelten in ihren Augen, „wenn sein Starrsinn nur nicht dem Kronprinzen den Thron kostet!"

Eugen trat ein und rief: „Gute Nachrichten, gnädigste Frau, der König hat soeben eine Proclamation erlassen, hier ist sie, das bisherige Cabinet ist aufgelöst, die Censur aufgehoben, eine allgemeine Amnestie und Rehabilitation für Alle, welche wegen politischer Vergehungen verurtheilt waren. Associations-Recht, Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlung, Vereinigung der königlichen und der Landes-Casse, Verantwortlichkeit der Minister gegen das Land."

„Das ist schön, lassen Sie mich die Proclamation sehen, lieber Eugen, und lesen Sie mir dieselbe dann vor," bat die Gräfin.

Eugen erfüllte den Wunsch der Gräfin und sagte hierauf: „Der König hat die Proclamation selbst verfaßt. Ich war bei der Deputation, welche sich diesen Morgen ziemlich früh in das Palais verfügte. Der alte Herr, schon völlig angekleidet, wie es seine Gewohnheit, trat uns stramm aufgerichtet entgegen und empfing uns höflich, ohne seiner Würde das Geringste zu vergeben. Ruhig sagte er: „Ich habe in den letzten Tagen so viel Adressen erhalten, daß ich die Nacht zu Hülfe nehmen mußte, um mich von Allem zu informiren. Ich habe mir aber Alles in Gegenwart des Kronprinzen vorlesen lassen, damit auch er die Wünsche unserer getreuen Hannoveraner kennen lernt, denn ich bin ein alter Mann, ich bin von heut auf morgen. Ich habe stets geglaubt, daß es des Landesherrn Sache sei, nach seinem Gewissen zu regieren; das habe ich gethan. Ich

sehe jetzt ein, daß andere Zeiten andere Wünsche in den Völkern hervorgerufen haben, ich will, so weit es nicht gegen meine Grundsätze ist, den Wünschen meiner Unterthanen Rechnung tragen. Ich werde Ihnen, meine Herren, noch heute die Entschließungen, welche ich gefaßt habe, bekannt machen lassen. Ich weiß nicht, was anderwärts von meinen Herren Brüdern versprochen worden ist, ich verspreche nicht Alles, — bei diesen Worten richtete sich der König auf — aber, was ich verspreche, das halte ich auch!"

Die Gräfin lächelte vergnügt und sagte: „Ah, das ist gut!" Eugen sprach: „Freilich bleiben uns noch unerfüllte Wünsche übrig, der König will seine Zustimmung zu einer Volksvertretung am deutschen Bunde nicht geben, aber Alles läßt sich nicht an einem Tage erreichen und in Hannover wird es ruhig bleiben, weil Jeder weiß, daß Ernst August, obgleich ein Autokrat, Wort halten wird."

„Das wird auch dem Kronprinzen nachzurühmen sein," rief Emilie mit Enthusiasmus und ihre schönen Augen strahlten.

„Hm," entgegnete Eugen, „ich glaube auch, daß der Kronprinz ein Mann von Wort ist, es fragt sich nur, ob er dereinst viel versprechen wird."

Eugens Prophezeiung wurde zur Wahrheit, im Lande Hannover blieb es ruhig, man verließ sich, und wie die Folge lehrte mit Recht, auf des Königs Zusage. Am Hofe ging es jetzt sehr still zu, sogar die Taufe der ältesten Enkelin des Königs, welche den ihm theuren Namen Friederike erhielt, wurde ohne alles Ceremoniell begangen. Die poli-

tischen Verhältnisse verstimmten den Greis; der Tod seiner Schwester, der Prinzessin Sophie von England, betrübte ihn tief, nun blieben ihm von vierzehn Geschwistern nur noch zwei.

Im August dieses Jahres besuchte ihn der König von Preußen. Beide Monarchen hatten viele Erfahrungen gemacht, seitdem sie einander zum letzten Mal gesehen hatten.

„Bei Jupiter!“ sagte der alte Welf, „ich habe Augenblicke, in denen ich den König Ludwig von Bayern beneide, er hat die Lasten, welche das Regieren mit sich bringt, abgeschüttelt und lebt jetzt sicherlich glücklicher als früher. Ich wünschte, theurer Neffe, ich könnte in Kew leben und als Greis in dem Schatten der Bäume sitzen, welche ich als Knabe pflanzen sah.“

„Und was hält Sie hier, verehrter Oheim? Denn obgleich ich kurzsichtig bin, sehe ich doch längst ein, daß es eben kein Vergnügen ist, in unsern Zeiten König zu sein. Wäre ich Herzog von Cumberland, besäße ich wie Sie, königlicher Oheim, ein großes mächtiges Vaterland, so würde ich bald Berlin verlassen!“ sagte Friedrich Wilhelm IV.

„Was mich hält? fragst Du, lieber Fritz? Ein Grab! Das, in dem Sie ruht, und die Sorge für meinen Sohn, den ich in diesen stürmischen Jahren nicht freiwillig verlassen kann. Ruft mich Gott ab, ist es ein andres, ich bin bereit!“

Nach und nach vergaß der König die unangenehmen Ereignisse, die auch für ihn das Jahr 1848 gebracht hatte. Er freute sich an dem Gedeihen seiner Großkinder, der Herzog von Cambridge kam wieder einmal zum Besuch und der König machte wieder seine Witze und erging sich mit seinem Bruder in Jugenderinnerungen.

Ohne Abschied war diesmal Herzog Adolf abgereist, er fürchtete, sich selbst und den älteren Bruder zu tief zu rühren. Als Ernst August den Abschiedsbrief las, nahm er die Feder und schrieb als Antwort nur die Verse Shakespeares:

> Wenn wir uns wiedersehn, so lächeln wir,
> Wo nicht, so ist der Abschied wohlgethan.

Vielleicht war es gut, daß wieder einmal ein fürstlicher Besuch den König zwang, seiner trüben Stimmung Lebewohl zu sagen. Der Herzog von Bordeaux nebst Gemahlin kamen nach Hannover, um angeblich dem Könige einen Besuch abzustatten, in Wahrheit aber um den Rath des anerkannt klugen Ernst August einzuholen. Damals vermutheten wohl selbst die schlausten Politiker nicht, daß der Präsident der französischen Republik zwei Jahre später Kaiser der Franzosen sein würde, der Herzog von Bordeaux hielt es zu jener Zeit für sehr wahrscheinlich, daß ihm ganz Frankreich entgegenjubeln würde, sobald er auf französischem Boden erschiene. Doch glaubte er, zuerst habe er sich des Beistandes europäischer Fürsten zu versichern und womöglich eine kleine Armee zusammen zu bringen.

Der Enkel des letzten Königs von Frankreich und Navarra, der Nachkomme Heinrich IV., wurde von dem die Legitimität respectirenden Ernst August und dessen Kindern mit vielen Ehrenbezeugungen empfangen. In der Residenz wurde viel über die Gäste gesprochen. Die Herzogin fand man ziemlich hübsch, wartkarg und stolz, von dem Herzog erzählte man allerlei Geschichtchen, aus denen man schließen konnte, daß er bedeutend mehr Hochmuth als Geist besaß.

Dem einfachen Wesen des Königs gegenüber fielen die Airs auf, welche sich der sogenannte Henri V. gab, auch die Manieren des Kronprinzen, dem es doch an Stolz nicht gebrach, wurden allgemein für liebenswürdiger erklärt.

Man sagte auch, Prinz Georg habe seinen Vater gefragt, „ob er wohl glaube, daß der verbannte Herzog wieder König von Frankreich werden würde?“ und vom König die Antwort erhalten, und zwar so laut, wie in der Regel harthörige Menschen zu sprechen pflegen: „Nein, George, dieser junge dicke Mann ist zu dumm!“

Capitel XXIX.

Freundlicher Abend.

Es war, als solle der König für so manche Unbilden, welche er erduldet, für tiefen Kummer, den er still getragen hatte, entschädigt werden, denn nicht nur vollkommen wohl fühlte er sich, sogar sein Auge that ihm wieder bessere Dienste als früher und von allen Seiten erhielt er Beweise von Vertrauen und aufrichtiger Verehrung. Was selten ein Mensch erlebt, widerfuhr ihm. Er beging das sechzigjährige Jubiläum als Soldat.

Bei der Feier des goldnen Jubelfestes hatte ihm seine geliebte Friederike zur Seite gestanden, diesmal vertrat die Kronprinzessin die Stelle der Verewigten. Neben der jugendlichen Mutter blühte der Erbprinz. Ohne Anstoß sagte

er dem Großvater seinen Glückwunsch her und zog sich dann erröthend mit dem Finger im Mund hinter die Robe seiner Mutter zurück.

Bei dem militärischen Diner, welches zur Nachfeier stattfand, schob der heitere Jubilar alle Etikette bei Seite und erklärte: heute müsse er bei den jungen Leuten sitzen, welche mit ihm angefangen hätten, zu dienen. In Wahrheit feierten diesen Tag die Generale von Wiering, von Hartmann, von dem Bussche, Graf Kielmansegge und Oberst Luttermann mit.

„Ich hoffe," sagte der alte Herr, „daß wir Alle, die wir heute hier versammelt sind, uns in zehn Jahren wieder hier treffen. Wo nicht — nun so möge man meiner gedenken und mir aus Ueberzeugung nachsagen: daß ich es ehrlich gemeint habe."

Mit ebenso großer Freude beging der König den Tag, an welchem er achtzig Jahre alt war.

Diesmal betheiligte sich das ganze Land an dem Feste. Aus allen größeren Orten kamen Deputationen, um dem greisen Geburtstagskinde ihre Huldigungen darzubringen und selbst aus kleinen Dörfern wurden die schönsten Blumenkränze nach der Residenzstadt in das königliche Palais gesandt, begleitet von herzlichen Wünschen.

Das schönste Schauspiel, malerisch, poetisch und rührend zugleich, bot der Zug, den die Harzer Bergleute eröffneten, mit denen am Vorabende des Geburtstages das Fest begann.

Die Hüttenarbeiter schritten voran, ihnen folgten die Bergleute in ihrer Tracht mit den Grubelichtnern, dann er-

schienen die Musikanten, ihre alten Bergmannsweisen spielend, den Zug beschlossen die Puchjungen und die Fuhrleute in ihren weißen Kitteln.

Der König wollte die im Harzer Dialecte gehaltene Anrede beantworten, aber bald überwältigte ihn die Rührung und er mußte eine Pause machen, bis er fähig war fortzufahren und allen mit lauter Stimme ein herzliches „Glück auf" zuzurufen.

Der muntre Erbprinz jubelte beim Anblick der vielen Fahnen und Embleme, der Kronprinz stand stolz aufgerichtet neben seinem Vater. Er machte die Bemerkung, man möge diese romantische Scene malen, und sprach mit Verständniß über die originelle Musik.

Daß die vielen Landeskinder gekommen waren, dem königlichen Greise Glück zu wünschen, nahm Georg von Hannover, wie nun zu seinem eigenen Unglück eben seine Ansichten waren, für Schuldigkeit dieser Leute.

Am andern Tage war die ganze Stadt mit Flaggen und Blumengewinden geschmückt, alle Damen trugen Schleifen von weiß und gelbem Bande und bei dem Galadiner, an welchem viele fürstliche Gäste Theil nahmen, blühte vor dem Gefeierten ein sinnig geordnetes Bouquet von weißen und gelben Blumen aus den Herrenhäuser Glashäusern.

Friedrich Wilhelm IV. sprach den ersten Toast, geistvoll wie Alles, was jener begabte Mann sagte.

Auch die Stiefkinder des Königs Ernst August waren eingetroffen, dem geliebten Vater ihre innigen Wünsche zu bringen. Der alte Herr drückte seinem ältesten Stiefsohne die Hand und sagte bewegt: „Diesmal fehlt auch Deine

Schwester Friederike, über's Jahr, Friedrich, werde ich vielleicht bei ihr und bei Deiner Mutter sein."

Es schien, als ob die Festfreude den König wieder verjüngt habe, denn er machte auf das Liebenswürdigste den Wirth und sprach von Reisen und neuen Bauten.

„Ich will noch in diesem Sommer nach Göttingen reisen," rief er mit vieler Lebhaftigkeit, als die fürstlichen Gäste wieder abgereist waren, der Aerger, den mir die gelehrten Sieben gemacht haben, ist vergessen, ich will noch einmal durch alle Straßen gehn, die ich unzählige Mal als Student durchwandert habe, die Professoren und Studenten sollen erfahren, daß ich nicht dieser Feind der Wissenschaft bin, als welcher man mich überall verschreit."

„Sollten aber diese Reisen, verbunden mit den Empfangsfeierlichkeiten Sie nicht zu sehr ermüden, bester Papa?" wandte der Kronprinz ein.

„Pah, bin jetzt wieder stark genug, Freude schadet Niemand, habe wenig Zeit zu verlieren, was ich thun will, muß ich bald thun," antwortete der König.

Er führte seinen Entschluß aus. Ohne vorher davon gesprochen zu haben, gab er am vierten August plötzlich Befehl, alles zu seiner Reise nach Göttingen in Bereitschaft zu setzen, da er am nächsten Tage abreisen wolle.

„Wir in Hannover sind immer fertig, wenn es gilt, die Gebote Ihrer Majestät zu erfüllen," wandte der Hofmarschall ein, „aber die Göttinger haben kaum Zeit, ihrem gnädigsten Landesherrn einen festlichen Empfang zu veranstalten."

„Will meine Göttinger überraschen, sie sollen sich wegen mir keine Mühe und Ausgaben machen, ich treffe mit kleinem Gefolge ein und bin mit allem zufrieden," entschied der König, „es bleibt dabei!"

Dennoch wurde der alte Herr auf das Beste empfangen. Auf die erste Kunde hin, daß er eintreffen würde, setzten sich Hunderte von Händen in Bewegung, die Stadt zu schmücken und überall begegnete das Auge heitern Gesichtern.

Auf derselben Stelle in der Aula, auf welcher Georg II. und Georg IV. gesessen hatten, ja auf demselben Stuhle nahm jetzt Ernst August Platz und übergab das nun vollendete, aus seinem Privatvermögen erbaute Hospital den Universitätsprofessoren insbesondere und im Allgemeinen den Bewohnern von Göttingen. Heiter blickte er um sich und sprach mit seiner lauten scharfen Stimme, welche viel Aehnliches mit dem Organ König Ludwig I. von Bayern hatte: „ich habe als Student nicht so fleißig studirt, als ich wohl gesollt hätte, allein Jugend hat nicht Tugend. So viel aber weiß ich, daß ich Göttingen stets geliebt habe und deßhalb soll diese mir theure Stadt jetzt in dem Hospital ein Andenken an mich erhalten, ich denke, dann werden auch aus dem Auslande junge Mediciner nach Göttingen kommen, um hier ihr Wissen zu vermehren. Nachdem der alte Herr noch Einiges gesagt hatte, kurz und bündig, trat der damalige Prorector Professor Briegleb hervor und überreichte dem Könige das goldene Matrikelbuch, in welchem unter dem Datum 1786 neben den Namen seiner fürstlichen

Brüder auch der Ernst Augusts deutlich zu lesen, obgleich die Tinte vergilbt war.

Lange betrachtete der Greis diese Schrift, dann wandte er sich zu den ihm zunächst stehenden Herren und sagte leise: „Ein langer Zeitraum liegt zwischen dem Tage, an welchem ich als Student in dieses Buch eingeschrieben wurde und zwischen heute, wo ich als Landesherr hier verweile. Fast alle meine Comilitonen sind vor mir gestorben, nur wenige sind, wie ich jetzt, alte Studenten in der Schule des Lebens. Mag man uns Professoren und Doctoren, Meister oder Regenten tituliren, in Wahrheit bleibt doch ein Jeder von uns sein Leben hindurch Student, wohl dem, der sich beim Abgange aus dieser Schule sagen kann: „Ich that nach meinen Kräften, mit mir wird der große Examinator mild verfahren."

Obgleich der König später wieder sehr lebhaft und gesprächig war, so bemerkten doch schärfere Beobachter, daß der alte Herr sich in einer wehmüthigen, ungewöhnlich weichen Stimmung befand. Er hatte einen seiner Kammerdiener ausgesandt, sich nach der alten Frau Felderstädt zu erkundigen und erhielt die Antwort, daß dieselbe im letztvergangenen Mai gestorben sei.

Der König sagte bei dieser Nachricht vor sich hin: „Sie war in meinem Alter!"

Doch noch lebte der alte Humor in dem Greise; mit dem Versprechen, zum nächsten Frühjahr wieder nach Göttingen zu kommen, nahm er Abschied; und als er sich beim Eintreffen in seine Residenz ebenso glänzend als herzlich empfangen sah, rief er freudig bewegt, „sei mir wieder ge-

grüßt, mein liebes, liebes Hannover, gegrüßt meine lieben, treuen Hannoveraner!"

Jeden Tag fuhr der Greis in das Freie, denn ihm war, wie er oft zu sagen pflegte, jede Stunde ein Geschenk. Obgleich seine Umgebungen es ihm auszureden suchten, ließ sich der König doch nicht abhalten, seinen Neffen, den König von Preußen, auf dem Bahnhof zu empfangen, und sich an dessen Ueberraschung zu weiden.

„Nicht wahr, Ihro Majestät dachten **mich** auf meinem Zimmer zu überraschen, bin Ihnen zuvor gekommen, theurer Neffe. Welfisches Eisen ist dauerhaft."

Der König Friedrich Wilhelm IV. machte dem Oheim ein Compliment über dessen frisches Aussehen und im herzlichen Einvernehmen begaben sich beide in den Georgengarten, wo sie das kronprinzliche Paar fanden mit dem Erzherzog Albrecht von Oesterreich.

Nach dem Diner wurden die Herrenhäuser Anlagen besucht und Erzherzog Albrecht bewunderte die Wasserkünste und vor Allem ein prachtvolles Exemplar einer **Victoria regia**."

„Um diese Pflanze beneide ich Sie fast, theurer Oheim," sagte der König von Preußen, „ich sah noch nie ein so mährchenhaft schönes Exemplar."

„Ja? Freut mich, ich ziehe auch diese **Victoria regia** der Königin Victoria vor, denn diese hier hat niemals mit mir prozessirt," antwortete Ernst August.

Der König von Preußen hatte schon eine witzige Bemerkung auf den Lippen, aber die Anwesenheit des Erzherzogs veranlaßte ihn, sein Witzwort dem feinhörenden

Kronprinzen zuzuflüstern, welcher nur mit Mühe sein Lachen zurückhielt.

Beim Abschied reichten einander die Könige herzlich die Hände — und es war zum letzten Male.

Es lag nicht in Ernst Augusts Charakter, auf die Rathschläge seiner Aerzte zu hören. Obgleich er keinen Zweifel in ihre Kunst und Gelehrsamkeit setzte, behauptete er doch, seine Natur sei so eigen geartet, daß ihm Arznei eher schade als nütze. Desto mehr mußte es seinen Umgebungen auffallen, daß im October 1851 er seinem Leibarzt klagte, er fühle sich nicht wohl, denn der alte Herr konnte es sich nicht mehr verhehlen, daß er krank sei.

Mit ungewöhnlicher Pünktlichkeit befolgte der hohe Patient alle Vorschriften seines Leibarztes und wenn er sich zuweilen kräftiger fühlte, rief er diesem heiter zu: „Ich sehe Sie haben es getroffen, Doctor, ich werde Ihnen bald wieder davon laufen."

Nur durch ernstes Zureden gelang es dem Arzte, den König zu bewegen, den Geburtstag des Erbprinzen, der sechs Jahre alt wurde, nicht glänzend zu feiern. Er ließ den Enkel zu sich rufen und beschenkte ihn mit vielen gewünschten Spielsachen. Als der lebhafte Knabe sich endlich etwas beruhigt hatte, nahm ihn der Greis auf die Knie und rief, ihm noch eine und zwar die werthvollste Gabe hinhaltend: „Was ist das, mein Junge?" „Eine Uhr, eine goldene Uhr, Großpapa," jubelte der Knabe.

„Sie ist Dein Eigenthum, Ernst, aber Du darfst sie nicht zerbrechen, nicht herumwerfen, hörst Du, Junge? Willst Du Acht auf die Uhr haben?"

„Gewiß, Großpapa, ich will sie nicht fallen lassen, ich höre wie sie Ticktack macht, ich will die Uhr in meine Tasche stecken und sie der Mama zeigen und dem Papa, oh, und Friederiken, gleich will ich sie Allen zeigen."

„So warte doch, wilder Bursche, Deine Mama kommt später, Dich zu holen. Sage mir erst, zu was eine Uhr dient, oder weißt Du es nicht, Ernst?"

„Ich weiß es, ich weiß es, eine Uhr schlägt und macht Tick Tack und ist von Gold und inwendig dreht es sich, mach' die Uhr auf, Großpapa, Onkel Alexander hat kürzlich die Uhr aufgemacht und mich hineinsehen lassen."

„Kleiner Narr, ich will ja keine Beschreibung der Uhr haben, merke Dir, wer täglich mehrmals an die Uhr sieht, erfährt die Stunde. Jeder Mensch, vor Allem ein Regent, muß immer wissen, welche Zeit es ist, schreibe Dir das tief in Dein Gedächtniß, mein Kind. Merke Dir diese meine Worte, Ernst, wenn Du älter sein wirst, wirst Du den Sinn derselben schon verstehn."

Als später die Kronprinzessin den alten Herrn zu besuchen kam und ihm ihren Dank für die dem Erbprinzen gemachten Geschenke aussprach, sagte er gerührt: „Danke mir nicht, liebe Tochter. Ich habe Ernst mehr zu danken, als er mir, denn er ist seit sechs Jahren die Freude meines Alters. Hebe ihm diese Uhr auf, sie hat ein gutes, dauerhaftes Werk, Ernst soll sie, sobald er älter ist, stets tragen. Möge sie ihm viele frohe Stunden zeigen, und kommen trübe, nun, dann möge er sich erinnern, daß seines Großvaters Trost in solchen Stunden Shakespeares Spruch war:

Time and the hour runs through the roughest day.*)
Come what come may.

Nur sei keine seiner Stunden mit einer unsühnbaren Schuld ausgefüllt, erziehe ihn rechtlich und fromm, Marie. Nur wenig müssige zeige ihm am Abend seines Lebens die Erinnerung. Vergiß diese Worte nicht, meine Tochter, und sage sie Deinem Sohne, wenn ich es nicht mehr vermag."

Gewiß hat später die Königin Marie die Bitte ihres Schwiegervaters erfüllt. Ernst August trug als Kronprinz von Hannover immer diese Uhr, auch an dem verhängnißvollen achtundzwanzigsten Juni 1866, wo dem jungen Manne wohl auf die bitterste Weise klar wurde, daß für seinen Vater und für ihn die günstige Stunde vorüber war, weil der Erstere den Werth der Minute nicht richtig erkannt, der Letztere nicht Energie und Scharfblick genug gehabt hatte, an der Stelle des blinden Vaters handelnd aufzutreten.

Seit dem Geburtstage des Erbprinzen, des letzten Tages den der König heiter feierte, veränderte sich das Aussehen desselben sehr, doch versuchte sein lebhafter Geist fortwährend die körperliche Schwäche zu bekämpfen. Jeden Tag arbeitete er einige Stunden mit den Ministern und befahl sogar zur Feier des St. Michaelistages ein großes Diner, zu welchem er ausgezeichnete Persönlichkeiten, die sich gerade in Hannover aufhielten, einladen ließ. Scherzhaft erinnerte er seinen Hofmarschall an den Gänsebraten, den jeder Eng-

*) Komme was kommen mag,
Zeit und Stunde läuft durch den rauhsten Tag.

länder gerade am Michaelistag*) zu essen pflegt und bat die Kronprinzessin, den Erbprinzen ebenfalls mit Gänsebraten zu tractiren und später, wenn er verständig sei, ihm die Ursache dieses englischen Gebrauches zu erzählen.

„Man muß solche alte Gebräuche aufrecht erhalten," sagte Ernst August lebhaft, „es wäre ohne sie zu viel Prosa im menschlichen Leben, wie es durch unsere socialen Verhältnisse geworden ist. Habe ich doch stets meine Freude daran, wenn die Kinder mit den bunten Ostereiern spielen und am grünen Donnerstag ihr Honigbrod speisen."

Jeden Tag zur bestimmten Stunde mußten die Minister erscheinen und als sie eines Tages ausgeblieben waren, ließ er sie rufen.

„Meinten Sie, meine Herren, ich wolle heute Ihre Vorträge nicht hören?" rief er den Ministern entgegen, als diese ihr Ausbleiben mit Rücksichtnahme auf des Königs Unwohlsein entschuldigen wollten, „Geschäfte gehn vor, ein Regent, der seine Pflicht thun will, muß nicht bequem sein."

In der Stadt Hannover, im ganzen Lande wußte man von seiner zunehmenden Schwäche, aber kein Mensch wollte glauben, daß der Tod dem Könige nicht mehr fern stehe.

„Er ist ein fester Mann, unser Ernst August, hat eine tüchtige Natur, es wäre ein großer Verlust für das Land,

*) Bekanntlich befand sich die Königin von England am 29. Sept. 1588 beim Mittagsmahl, als ihr die Nachricht vom Siege der englischen Flotte über die spanische Armada überbracht wurde. „Gotts Tod!" rief die Königin aus, da können wir ja unsern Gänsebraten mit Vergnügen verzehren. Seit diesem Tage speist man in England stets am 29. September Gänsebraten.

wenn er abginge," so hörte man in Palast und in der Hütte sprechen und die Politiker setzten mit ernster Miene hinzu: „In dieser kritischen Zeit würde der Heimgang unsers Königs von den wichtigsten Folgen für das ganze Land sein."

Auch der Kronprinz schien den Zeitpunkt, wo er den Thron besteigen sollte, nicht für so nahe zu halten. Desto mehr dachten seine Umgebungen daran und wohl schon in diesen Tagen wurde die Auflösung des Ministeriums vorbereitet, welche sobald nach König Ernst Augusts Tode erfolgte.

Mit vieler Freude empfing der Kranke Besuche aus England, seinen Neffen den Herzog von Cambridge, den Grafen von Westmoreland, Lady Jersey; er sprach über die politische Lage Deutschlands mit großer Lebhaftigkeit und ließ sich, wie immer, die Zeitungen vorlesen.

Zu dem Grafen von Westmoreland sagte er beim Abschiede: „Wir werden uns wohl in Hannover nicht wieder sehn. Wenn Sie in England von mir sprechen, so sagen Sie meinen Gegnern, daß ich Keinem jemals gezürnt habe, obgleich sie mich um den Thron von England gebracht haben. Ich weiß sehr wohl, daß man von Seite der Whigs in meine Brüder Clarence und Kent drang, daß sie sich vermählen möchten, weil sie mich nicht als König von England haben wollten, und doch habe ich mein Vaterland warm geliebt und würde stets für sein Wohl gestrebt haben. Jetzt werde ich aber bald meine deutsche Krone meinem Sohne übergeben, möge er sie ruhmvoll und glücklich tragen."

Täglich ließ der Greis sich seine Enkel vorführen, nahm den Erbprinzen zu sich auf seine Bettdecke und sprach voll Zärtlichkeit mit ihm.

Der Kronprinz und dessen Gemahlin verweilten den größten Theil des Tages bei dem Vater, der ihnen wichtige lehrreiche Worte sagte.

Capitel XXX.

Ein Abschied und Stimmen der Nachwelt.

Am achtzehnten November 1851 in den frühen Morgenstunden standen Gruppen von allen Menschen in der Leinstraße, um über das Befinden des Königs Nachricht einzuziehn. Obgleich er schon diesen Morgen gegen sieben Uhr gestorben war, wurde doch sein Tod erst um neun Uhr in der Stadt bekannt gemacht.

Einige Stunden später standen Emilie und ihr Vater an dem Lager der Gräfin, welche, vom Tode des Königs tief ergriffen, erkrankt war.

„Sagen Sie mir offen, was Sie von meinem Zustande halten, Doctor," sprach die alte Dame gefaßt. „Sie können versichert sein, daß ich den Tod nicht fürchte, ich möchte noch einige Verfügungen treffen und die letzten Tage meine liebe Emilie um mich haben."

Der Doctor entgegnete: „Ich kenne Ihre Standhaftigkeit, meine Gräfin, und würde Ihnen sagen: Ihre letzte Stunde ist da, wenn dem so wäre, aber Sie werden immerhin noch einige Zeit bei uns bleiben und diese soll Emilie Ihnen widmen."

Die Matrone lächelte dem Arzte freundlich zu und reichte ihm die Hand.

Als das Trauergeläute aller Glocken der Residenzstadt den Hintritt des Königs verkündete, faltete die Gräfin die Hände und sagte: „Er ist vor mir hingegangen, obschon er jünger als ich an Jahren ist. Sage mir, welche Stimmen hörtest Du über ihn in der Stadt?"

„Die Trauer ist aufrichtig und allgemein!" erwiederte das Mädchen, „der Kronprinz soll tief betrübt sein."

„Der neue König, willst Du sagen, er wird für die Hannoveraner den Vater nicht vergessen machen! Gieb mir Papier und Schreibzeug, auch meine Brille, ich will schreiben. Emilie brachte das Verlangte. Lange Zeit eilte die Feder in der schmalen Hand der Gräfin gewandt über das Papier, bis die Schwäche die alte Dame überwältigte, ihre Augen sich schlossen. Emilie nahm behutsam die Feder weg, legte das Kissen unter das Haupt ihrer ehrwürdigen Freundin und bewachte liebevoll deren Schlummer. Von Zeit zu Zeit flogen des Mädchens Gedanken nach dem Schlosse, zu dem jugendlichen Könige, der von ihr, der Unterthanin, nichts wußte und den sie dennoch mit der Schwärmerei und Leidenschaft liebte, welche der schöne junge Mann vermöge seiner Erscheinung, seiner hohen Bildung, seines Leidens wohl einem jungen edelgearteten Mädchen einzuflößen fähig war.

„Möge Gott ihn erleuchten, möge Georg lange und glücklich regieren!" betete sie aus Herzensgrunde.

Mehrere Tage später, an einem der letzten des Monates, saßen Emilie und Eugen am Lager der Gräfin. Sie

war diesen Abend besonders lebhaft und nahm an Allem wieder warmen Antheil.

„Nun, lieber Eugen," sagte sie nach einer kleinen Pause, „jetzt beschreiben Sie mir die Bestattung des Königs, ich bitte darum, fürchten Sie nicht, daß ich zu aufgeregt davon werde."

Eugen begann: „Der König ist sich bis über das Grab hinaus selbst getreu geblieben. Seinem letzten Willen gemäß ist er in die englische Husaren-Generals-Uniform gekleidet worden, in welcher er mit seiner Gemahlin getraut worden ist, ein Miniaturporträt von ihr ist ihm unter dem Dolmann auf das Herz gelegt worden. Im Thronsaale, auf einer mit schwarzem Sammet behangenen Estrade unter dem Thronhimmel stand der Sarg, in dem der alte Herr lag, mit so ruhigen freundlichen Zügen, als träume er schön. Die Brust des entseelten Regenten zierten viele Orden, aber herrlicher als alle die funkelnden Sterne leuchtete die kleine Medaille, welche der König in London von der Gesellschaft „für Menschenliebe", als Anerkennung für die Rettung eines Kindes erhalten hatte, welches von ihm mit eigner Lebensgefahr den Fluthen der Themse entrissen worden war.

Der Verewigte hatte sie niemals getragen, obgleich er dadurch gewiß manche Lästerzunge zum Schweigen gebracht haben würde, denn so sinnlos ist wohl von seinen ärgsten politischen Gegnern nicht über Ernst August geklatscht worden als in dem frommen England.

Auf einem mit scharlachrother Sammetdecke behangenen Postamente befanden sich die Königskrone nebst dem Scepter, zu beiden Seiten des Sarges erblickte man auf silbernen

mit Sammet überzogenen Tabourets den englischen Feldmarschall-Stab, das königliche Ordensschwert und die Ketten des Hosenband- und Georgs-Ordens. Der große Kronleuchter und vier Candelaber mit Wachskerzen erhellten den Saal. Von Minute zu Minute nahten sich neue Beschauer, welche paarweise eingelassen wurden und einmal um den Sarg herum gehen durften. Aber nicht nur Schaulust führte diese vielen Menschen in das Schloß, wahre Theilnahme, denn selbst in starker Männer Augen glänzten Thränen."

„Und Sie, Eugen, waren auch gerührt!"

„Aufrichtig, gnädigste Gräfin. Seit 1848 bin ich der wärmste Anhänger des Königs. Damals, als so mancher Regent Zugeständnisse machte, weil er in Furcht war, ließ Ernst August sich Nichts abtrotzen, sondern gab zur rechten Zeit mit fürstlichem Anstande nach bis auf einen gewissen Punkt. Was er versprach, hat er gehalten! Es war ehrenhaft, daß Ludwig I. eher abdiciren als nachgeben oder dem Volke scheinbar Zugeständnisse machen wollte mit dem stillen Vorbehalte, sie später wieder zurücknehmen zu können, es war aber vielleicht noch schöner, daß Ernst August blieb, obgleich ihn in den letzten Jahren seine Krone drückte."

„Waren viele fremde Fürsten bei der Bestattung?" fragte die Gräfin.

„Eine lange Reihe, voran der König von Preußen mit seinen drei Brüdern, die Stiefsöhne Ernst Augusts, seine nächsten deutschen fürstlichen Verwandten, alle Höfe waren durch Gesandte vertreten."

„Natürlich, Eugen, und ist der König wirklich in Herrenhausen beigesetzt worden?"

„Ja, gnädige Frau, ich gestehe, mir wird das nächtliche Schauspiel unvergeßlich bleiben, weniger wegen der äußern Pracht, denn es war ein prunkvoller, von vielen hundert Fackeln erleuchteter Zug, als wegen der Poesie unvergänglicher Liebe, welche diesen Trauerzug umschwebte. Der Sarg, welcher die Ueberreste der Königin Friederike birgt, wurde aus der Schloßkapelle gebracht und neben dem des Königs nach Herrenhausen gefahren, begleitet von Tausenden, die sich in der Novembernacht, es war die Nacht vom fünfundzwanzigsten bis sechsundzwanzigsten, wieder lebhaft der Königin erinnerten, welche in den wenig Jahren, die sie hier gelebt, doch des Guten und Schönen viel ausgeführt hat. Vereint waren sie im Leben, vereint wurde Ernst August und Friederike zur letzten Ruhestätte geführt.

Das Königspaar ruht jetzt in dem mit Palmen und Blumen ausgeschmückten Mausoleum, wir aber, wir lebenden Hannoveraner gehen nicht besseren Zeiten entgegen. Der neue König, Georg V., hat das alte Ministerium aufgelöst, und man giebt sich nicht ohne Grund der Befürchtung hin, daß Georg V. nicht alles lassen wird wie es ist, und wir es erhalten haben wollen. Georg besitzt natürlich nicht des Vaters Erfahrung und, mag er auch in der Musik und schönen Literatur bewanderter sein, nicht des Alten Geist und scharfen Verstand. Georg muß auf Treu und Glauben nehmen, was man ihm sagt, Königin Marie ist keine Königin Friederike."

Der Kammerdiener der Gräfin trat mit Zeitungen ein und legte sie auf den großen Tisch.

„Jetzt fängt für Ernst August die Nachwelt an," sagte die alte Dame. „Lassen Sie mich hören, lieber Eugen, was die Zeitungen sprechen, es sind, wenn auch Partheileidenschaft mitspricht, doch im Grunde die Stimmen der Zeit, welche ertönen. Der Dahingegangene kann Niemanden mehr belohnen oder bestrafen, für seine Gegner ist er ein stiller Mann geworden, lesen Sie uns vor, was über ihn in Berlin gesagt wird."

Eugen nahm ein Zeitungsblatt und sagte: „Hier wird der allgemeinen Augsburger Zeitung von Berlin aus unter dem neunzehnten November geschrieben: „So sehr man auch auf die Todesnachricht von Hannover vorbereitet war, so hat dieselbe doch gestern tiefen Eindruck gemacht, denn König Ernst August war viele Jahre unser Mitbürger, er hat sich als Herzog von Cumberland noch bei vielen Einwohnern in gutem Andenken erhalten. Dagegen haben viele Bürger, die den Herzog von Cumberland weniger gekannt haben, zu dem Könige sich hochachtungsvoll hingezogen gefühlt, der von den Herrschern Europa's einer der wenigen ist, die im Jahre 1848 nicht Alles versprochen, aber alles Versprochene gehalten haben. Ernst August war in den Tagen der Gefahr von stürmischen Forderungen gedrängt worden, aber er versicherte, lieber die Krone niederlegen zu wollen und als Privatmann nach England zurückzukehren, als sich ungebührliche Zugeständnisse abtrotzen zu lassen. Freiwillig gab er einen Theil seiner Macht auf und setzte viele volksthümliche, die Rechte des Adels beschränkende Einrichtungen ein. An diesen freiwilligen Concessionen hat er, nachdem die Gewalt der Demokratie gemindert war, Nichts geändert."

„Und was sagen die englischen Journale, wie spricht sich die Times aus?" rief lebhaft die Gräfin.

„Ich habe diesen Morgen eine lange Biographie Ernst Augusts gelesen," erwiederte Eugen, „in welcher er freilich als Hochtory, aber in Allem als Ehrenmann hingestellt ist. Wenn er mit weniger Beharrlichkeit seiner Ueberzeugung gefolgt wäre, bei seiner glänzenden Beredsamkeit und als kluger, haushälterischer Mann hätte er sich leicht die Gunst der Engländer und somit Englands Krone gewinnen können. Man würde dann — noch vor wenig Tagen hatte der sterbende König das selbst gesagt — weder Clarence noch Kent bestimmt haben, Ehen zu schließen — Victoria I. wäre dann nicht geboren, Hannover vereint mit England geblieben."

„Der Schutzgeist jedes Landes hat seine Mittel, sprach sinnig die Gräfin. „Es mußte so kommen. Hannover mußte von England losgelöst werden auf friedlichem Wege, damit sich jeder Hannoveraner als Deutscher fühlen lerne. Zwei Stimmen haben wir jetzt gehört, lieber Eugen, lassen Sie mich wissen, was Hannover sagt."

„Viel über das über Nacht gewachsene, neue Ministerium, über Veränderungslust des jungen Königs. Vom alten aber sagt die Landeszeitung am Schlusse eines langen Aufsatzes voll von gerechter Schätzung des Verewigten:

He was a man, take him for all in all;
J'll never look upon his like again!" *)

Als eine halbe Stunde später sich der junge Mann entfernt hatte, gebot die Gräfin Emilien, ihr zwei Kästchen

*) Er war ein Mann. Sagt Alles nur in Allem,
Wir werden nimmer seines Gleichen seh'n!

zu bringen, welche in einem Wandschranke verwahrt gewesen waren.

Die Matrone sagte: „Diese Kästchen sind sehr alt, dieses hier ist von jetzt an Dein, es enthält einen werthvollen Schmuck. Still, keinen Dank! Das andre übergieb dem Könige Georg V., hörst Du? Aber allein. Es enthält einen Ring und Papiere, deren Inhalt nur Du ihm vorlesen sollst. Dieser Brief an den Grafen A.. wird Dir Zutritt zu dem Könige verschaffen. Alle meine Briefschaften und Papiere verbrenne zwei Stunden nach meinem Tode. Für meine Diener ist gesorgt, Dein Vater weiß, wo mein Testament aufbewahrt ist. Wisse, ich habe in meiner Jugend Ernst August so tief und so schwärmerisch geliebt, wie Du jetzt seinen Sohn liebst, Olivia —". Das Antlitz der Greisin veränderte sich plötzlich, sie versuchte zu sprechen, Emilien zuzulächeln, aber es gelang der Sterbenden nicht mehr. Ihr müdes Haupt sank in die Kissen, sie hatte aufgehört zu athmen.

Das junge Mädchen stieß einen Jammerschrei aus und sank, ihr Gesicht in die Hände bergend, am Lager ihrer geliebten mütterlichen Freundin nieder.

Kurze Zeit nach des Königs Tode gedachte bei einer in der Aula zu Göttingen gehaltenen Feierlichkeit der Universitätsprofessor Wagner mit großer Verehrung und Dankbarkeit Ernst Augusts. Auch über sein Benehmen gegen die sieben Göttinger Professoren: die beiden Grimm, Dahlmann, Weber, Ewald, Gervinus und Müller sprach Wagner und stellte aus tiefster Ueberzeugung die Behauptung auf, daß der König niemals diesen gelehrten Männern so heftig gezürnt haben würde, hätte er sich nicht sehr hoch gehalten und sich deßhalb so tief von ihrem Widerspruch verletzt gefühlt gehabt.

48
30
1.18